This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

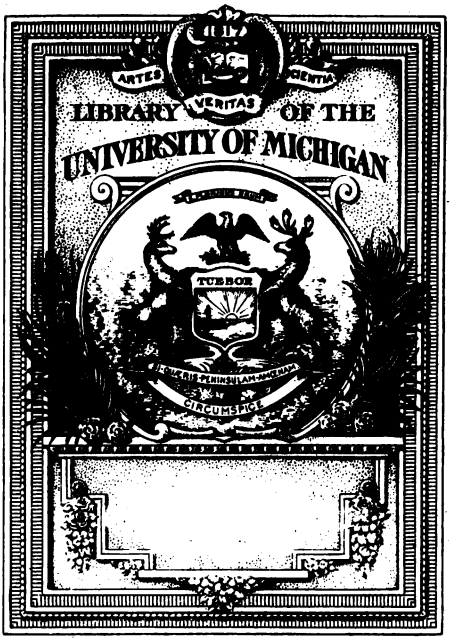
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



THE GIFT OF
Mr. David Molitor

BT
901
.B93
1889

Das künftige Leben

und

Die moderne Wissenschaft.

Zehn Briefe an eine Freundin.

Von

Professor Dr. Ludwig Büchner,
Verfasser von „Kraft und Stoff“ usw. usw.

Zweite Auflage.

Leipzig.
Verlag von Max Spohr.
1889.

Gift
Mr David Molitor
5-27-1932

Inhalt.

	Seite
Erster Brief	1
Zweiter Brief	15
Dritter Brief	30
Vierter Brief	45
Fünfter Brief	60
Sechster Brief	81
Siebenter Brief	96
Achter Brief	107
Neunter Brief	119
Zehnter Brief	131

6-15-32 dwa

Erſter Brief.

Verehrte Freundin!

Sie ſchreiben mir, daß Ihre, wie Sie glaubten, längſt erſtickten Zweifel über das künftige Leben und die perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode wieder von Neuem angeregt worden ſeien durch die Lektüre einiger den wichtigen Gegenſtand nicht von theologiſchen, ſondern von wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkten aus behandelnden Schriften und bitten mich um mein Urteil darüber. So gern ich Ihnen nun, wie Sie wiſſen, gefällig bin oder ſein möchte, ſo muß ich Ihnen doch geſtehen, daß es mich einige Ueberwindung koſtet, nochmals über ein ſo oft abgehandeltes Thema zu ſchreiben, welches mehr in das Gebiet des religiöſen Glaubens, als in dasjenige der Wiſſenſchaft zu gehören ſcheint. Noch niemals iſt irgend eine ſichere wiſſenſchaftliche Beobachtung bekannt geworden, welche darauf ſchließen ließe, daß die Seele eines geſtorbenen Individuums nach dem Tode ihre Exiſtenz fortgeſetzt hätte, einerlei ob in dieſer oder jener Weiſe; und alle darüber kurſierenden Erzählungen haben ſich bei genauerer Unterſuchung als auf Täuſchung, Betrug oder Einbildung beruhend herausgeſtellt. Nichtsdeſtoweniger wollen die Beſtrebungen, dem religiöſen Glauben an die Fortdauer des Individuums (welchem *als ſolchem* ſeine volle Berechtigung nicht abgeſprochen werden ſoll) eine wiſſenſchaftliche Grundlage zu bereiten, kein Ende nehmen und werden wahrſcheinlich, wenn auch in jedesmal veränderter Form, immer von Zeit zu Zeit wiederkehren.

Das Verlangen oder der Wunsch des Menschen, namentlich des gebildeten, hinter das furchtbare Geheimnis des Todes zu blicken, ist ein so natürliches und mächtiges, daß es immer wieder Befriedigung suchen wird. Haben doch große Philosophen den Tod die Ursache aller Philosophie genannt, und zwar, wie mir scheint, mit vollem Rechte! Denn ohne die Gewißheit des Todes würde alles, was wir über die höchsten Dinge zu wissen streben, nur unnützes Kopfzerbrechen sein; und alle Religionen, sowie alle philosophischen Systeme (mit Ausnahme weniger) müssen, wie Schopenhauer bemerkt, gewissermaßen als ein Gegengift gegen jene Gewißheit des Todes angesehen werden. Daher die große Todesverachtung der Inder, welche den einzelnen Menschen nur als eine vorübergehende Erscheinung eines ewigen und unvergänglichen Urwesens ansehen!

Ich gebe Ihnen, verehrte Freundin, ohne Einschränkung zu, daß der Gedanke an ewige Vernichtung im Tode etwas unendlich Abschreckendes oder Wehmütiges für den einzelnen Menschen hat, namentlich für den gebildeten Menschen, welcher in der Regel eine ganz andere Vorstellung oder Empfindung von dem Werte des Lebens besitzt, als der Ungebildete. Wozu, so fragen wir uns mit Recht, dieses ganze Dasein, diese innige Verknüpfung unserer Persönlichkeit mit Vergangenheit und Gegenwart, wenn uns die Zukunft nur als ewige Nacht erscheint, und wenn wir im Tode für immer von allem Abschied nehmen müssen, was uns jemals lieb und teuer war? Wozu diese Erweckung eines persönlichen Bewußtseins aus dem allgemeinen Schoß der Natur, wenn dasselbe keine andere Bestimmung hat, als nach einem kurzen Wechselspiel wieder in den ursprünglichen Zustand der Zerstreutheit zurückzusinken, ähnlich dem auf- und niedersinkenden Spiel der Meereswellen? Und wo bleibt das Prinzip der ewigen Gerechtigkeit gegenüber jenen grenzenlosen Ungerechtigkeiten des irdischen Daseins, wenn dieselben nicht eine Ausgleichung in einem jenseitigen Dasein zu finden bestimmt sind? Sollen all das namenlose Elend,

der Jammer, die Schmerzen, die Leiden, die Enttäuschungen, das Unglück, welche für die große Mehrzahl der Menschen mit diesem Leben verbunden sind, ungesühnt und ungerächt bleiben? Sollen wir, indem wir in das Grab sinken, uns sagen müssen, daß alles dieses umsonst erduldet und erlitten war? und daß kein Wort der Liebe, kein Trost von oben die düsteren Zweifel unserer Brust jemals zerstreuen oder erhellen wird? — Dazu kommt, daß wir Menschen überall von zahllosen unlösbaren Rätseln der Welt und des Lebens umgeben sind, an deren Aufhellung so viele der besten Geister die besten Kräfte ihres Lebens verzehren und verzehrt haben, und für welche es keine andere Lösung gibt, als diejenige, welche ein künftiges Leben gewähren kann. Sollen nun alle jene Anstrengungen vergebliche oder aussichtslose sein oder gewesen sein, und soll die Menschheit dazu verdammt sein, ewig im Dunkeln zu tappen und niemals von einem Strahl jenes ewigen Lichtes, vor welchem alles klar ist oder klar sein muß, beschienen zu werden? Kann es endlich möglich oder denkbar sein, daß alle jene innigen, beseligenden Bande der Liebe, der Freundschaft, der Verwandtschaft, welche die Menschen untereinander verbinden und welche durch jene Gefühle hervorgerufen worden sind, die die Natur selbst in unsere Brust gelegt hat, durch den Tod mit einemmale und für immer zerschnitten werden? Sollen wir jede Hoffnung auf ein Wiedersehen der geliebten Toten, auf eine selige Wiedervereinigung mit ihnen fahren lassen und uns damit trösten, daß der Staub, aus dem sie geboren wurden, wieder zu demselben Staub geworden ist, aus dem sich neue und andere Wesen oder Leiber bilden, und so fort in das Unendliche? Was soll das für eine Welt sein, welche nichts kennt, als einen ewigen, monotonen Kreislauf von Geschlechtern zu Geschlechtern, von Welten zu Welten, und welche in letzter Linie nichts weiter wäre, als ein ewiges, trostloses, in sich selbst wiederkäuendes Einerlei endloser Verwandlungen ohne Ziel, ohne Bestimmung, ohne

Zweck, ohne Anfang oder Ende? Hatte nicht Professor Rudolf Wagner recht, als er einst bei der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Göttingen ausrief: „Die Lehre, welche aus der materialistischen Weltanschauung folgt, ist: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Alle großen und ernsten Gedanken sind eitle Träume, Phantasmen, Spiele mechanischer, mit zwei Armen und Beinen herumlaufender Apparate, die sich in chemische Atome auflösen und wieder zusammenfügen, dem Tanze Wahnsinniger in einem Irrenhause vergleichbar, ohne Zukunft, ohne sittliche Basis u. s. w." Wahrlich — so werden die Gegner dieser Lehre sagen — einer solchen öden und trostlosen Weltanschauung gegenüber, mag sie auch noch so sehr auf die menschliche Wissenschaft pochen, welche ja doch nur Stückwerk ist, ist selbst der blindeste Köhlerglaube vorzuziehen. Auch das menschliche Herz hat seine Rechte, ebenso wie der Verstand; und dieses Herz verlangt eine andere Befriedigung als diejenige, welche ihm die kalten Lehren der materialistisch gesinnten Naturforscher oder der atheistischen Philosophen zu liefern im stande sind. Diese Befriedigung ist aber nicht zu erreichen ohne den Glauben an ein künftiges Leben, an eine ausgleichende Gerechtigkeit, an eine Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten, an eine Entschädigung für die vielen Leiden und Schmerzen der Erde durch himmlische Freuden und Seligkeiten.

Sie sehen, verehrte Freundin, daß ich durchaus nicht zu denjenigen gehöre, welche das Gewicht der moralischen Gründe, die für ein künftiges Leben sprechen, zu leugnen oder abzuschwächen versuchen. Ich habe ein volles Verständnis für jenes Gefühl tiefer Sehnsucht nach einem Besseren und Höheren, als die Erde uns zu bieten vermag, welches in den Herzen so vieler Menschen lebt, und würde mich freuen, wenn ich wissenschaftliche Gründe zu entdecken im stande wäre, welche den tröstlichen Glauben an ein künftiges Leben zu stützen vermöchten. Leider ist mir dieses selbst bei dem besten Willen unmöglich;

im Gegenteil scheint es mir, daß die menschliche Wissenschaft und Erkenntnis der Natur mit jedem Schritte, den sie nach vorwärts thut, sich weiter von jenem Glauben, sowie von dem Glauben an Ueber- oder Außernatürliches überhaupt entfernt. Indessen bemerkte ich soeben, daß ich das Wort „leider" vielleicht nur mit Unrecht gebraucht habe. Denn welcher Vernünftige könnte im Ernste wünschen, ewig zu leben oder ewig leben zu müssen? Ein solcher Gedanke ist in Wirklichkeit weit abschreckender oder gräßlicher, als derjenige an ewige Vernichtung; und seine ganze Furchtbarkeit hat der richtige Instinkt der Volksseele längst in der bekannten Mythe von dem nichtsterbenkönnenden Ahasverus ausgedrückt, dessen schwere Sünde durch die entsetzlichste aller denkbaren Strafen gesühnt werden sollte. Ein ewiges Leben verlangen heißt, wie Galilei sagt, Versteinerung verlangen. Ein Zustand ewiger, durch nichts getrübter Seligkeit und ewiger Anbetung Gottes, wie ihn der fromme christliche Glaube verlangt oder annimmt, wäre für ein fühlendes und denkendes Wesen kaum für einige Wochen, geschweige denn für eine Ewigkeit zu ertragen, und wäre demselben das elendeste Leben voll Mühe und Sorgen vorzuziehen. Bekanntlich besteht die einzige und wahre Würze des Lebens in der Arbeit und in der durch Arbeit gewonnenen Zufriedenheit mit sich selbst und mit der Umgebung. Welche Arbeit soll nun aber dem in den Himmel Versetzten vorbehalten sein? Soll er mechanische Arbeit verrichten, oder soll er an seiner geistigen Weiterbildung arbeiten, oder soll er sich damit begnügen, ewig in der Anbetung Gottes zu leben? Nimmt man aber, um dieser Schwierigkeit zu entgehen, an, daß auch das künftige Leben seine Leiden und Freuden, seine Arbeit und Sorgen, seine Geheimnisse und Zweifel, sein Ringen und Streben haben werde, wie das gegenwärtige, wenn auch nach einem höheren und besseren Maßstabe, so stehen wir nur vor einer Wiederholung des alten Rätsels oder vor einem neuen Rätsel, dessen Lösung uns ebensowenig gelingen kann, wie die

des vorliegenden. Da aber auch dieses neue Leben, ohne zur unerträglichen Qual zu werden, irgendwo und irgendwie einmal ein Ende haben müßte, so ist im Grunde wenig oder nichts gewonnen, und ist das unvermeidliche Schicksal des Sterbens nur um eine oder einige Zeitspannen hinausgerückt, während der Gedanke an ein ewiges Leben, an das Nichtsterbenkönnen nichts an seiner Furchtbarkeit eingebüßt hat.

Diese Furchtbarkeit oder die Angst vor den Qualen der sog. Wiedergeburt, welche in den alten indischen Glaubenskreisen eine so große Rolle spielte, ist es ja auch gewesen, welche den großen indischen Religionsstifter Buddha veranlaßte, seine berühmte Nirvana-Lehre aufzustellen, welche die Rückkehr des Menschen in den Urzustand absoluter Ruhe und Erlösung von den Uebeln des Daseins und von den Gefahren der mit Erneuerung des alten Elends verbundenen Wiedergeburt als das höchste zu erreichende Ziel hinstellt. Nur die Erbärmlichkeit und Gedankenlosigkeit der Menschen selbst, welche den großen Grundgedanken des indischen Weisen nicht zu erfassen vermochten, und die Vermischung der reinen Lehre mit brahmanistischen und christlichen Vorstellungen konnten es veranlassen, daß jener Gedanke mit der Zeit in sein Gegenteil verkehrt, und daß das Nirvana in ein Paradies voll mit Wundern und Heiligen, ähnlich dem christlichen Himmel, umgewandelt wurde. Eine Wiederbelebung der reinen buddhistischen Lehre an der Hand der wissenschaftlichen Erkenntnisse der Neuzeit dürfte allen denjenigen zu empfehlen sein, welche unter den beiden Schrecken, zwischen denen das Schicksal des Menschen gewissermaßen eingekeilt ist — ewiges Leben oder ewiges Sterben — sich für das letztere entscheiden.

Man lege sich doch auch einmal die Frage vor, von welchen Motiven oder Empfindungen die Tausende und aber Tausende jener Unglücklichen, welche jährlich Hand an ihr eigenes Leben legen, geleitet werden? Sind sie nicht oder wenigstens die meisten unter ihnen fest davon überzeugt, daß

sie damit dem unerträglichen Zustande des Daseins ein definitives und dauerndes Ende bereiten? Ein fester Glaube an eine Fortsetzung dieses Daseins, an ein sofort beginnendes Jenseits, in welchem sie einem lohnenden und strafenden Richter gegenüberstehen, wie die Theologen es darzustellen lieben, müßte beinahe jeden Selbstmord unmöglich machen.

Was die von Ihnen, verehrte Freundin, so stark betonte Furchtbarkeit des Gedankens an das Sterben oder an die ewige Vernichtung der Persönlichkeit betrifft, so werden Sie mir zugeben müssen, daß diese Furchtbarkeit, bei Licht betrachtet, nur in der Einbildung oder in dem Gedanken daran beruht, während der wirkliche oder einmal eingetretene Tod absolute Schmerz- und Empfindungslosigkeit bedeutet. Vernichtung ist daher an sich kein Uebel, sondern nur der Gedanke daran oder die Vorstellung, welche sich jeder einzelne während des Lebens über seinen Zustand nach dem Tode macht. Jeden Abend unsers noch so langen Lebens sehnen wir uns mit der ganzen Kraft unseres Herzens nach dem Eintritt eines körperlichen und seelischen Zustandes, welcher als Vorbild oder als Zwillingsbruder des Todes angesehen zu werden pflegt, oder nach der unentbehrlichen Erquickung des Schlafes, ohne daß uns Schrecken vor dieser Aufhebung des Bewußtseins oder vor der zeitweisen Vernichtung unseres geistigen Selbst ergreift. Und doch wissen wir im Moment des Einschlafens nicht, ob nicht der eingetretene Schlaf ein ewiger sein, oder ob uns nicht während des Schlafes der wirkliche Tod überraschen werde. Warum sollen wir uns also vor dem Eintritt eines Zustandes fürchten, welcher sich in keiner andern Weise von dem wohlthätigen Schlaf unterscheidet, als dadurch, daß das Erwachen und damit die Rückkehr zu dem gewohnten Dasein ausbleibt? Ein solcher Zustand der Bewußtlosigkeit könnte ebensowohl eine Million Jahre oder eine Ewigkeit dauern, wie einige Stunden, ohne daß wir uns dessen bewußt werden würden. Vollkommen klar war dieses Verhältnis bereits dem großen Menschen- und

Seelenkenner Shakespeare, welcher in „Maß für Maß“ den zum Tode verurteilten und in Todesfurcht zitternden Claudio mit den Worten tröſten läßt:

— — „Dein beſtes Ruh'n iſt Schlaf!
Den rufſt du oft und zitterſt vor dem Tod,
Der doch nichts weiter!“ — — —

Und ſchon Sokrates ſagt bei Plato (Apologia Socratis), daß der Tod, ſelbſt wenn er uns auf immer das Bewußtſein rauben würde, ein wundervoller Gewinn ſein würde, da ein tiefer, traumloſer Schlaf jedem Tag auch des beglückteſten Lebens vorzuziehen ſei — ein Ausſpruch, dem ſich zahlloſe ähnliche aus den klaſſiſchen Schriftſtellern an die Seite ſetzen ließen.

In der That haben wir im tiefen, traumloſen Schlaf ebenſowenig eine Empfindung oder Ahnung der an uns vorüberfliegenden Stunden, wie wir im Tod eine ſolche der Ewigkeit haben können oder werden; und ſomit iſt der Tod nichts weiter als ein verlängerter oder endloſer Schlaf. Und wie der erquickende Schlaf der naturgemäße Abſchluß eines bewegten oder arbeitſamen Tages iſt, ſo iſt der Tod der naturgemäße Abſchluß eines bewegten und arbeitſamen Lebens. Ein Menſch, welcher bei Arbeit und Ermüdung längere Zeit des Schlafes entbehrt oder entbehrt hat, hat nur noch einen einzigen Gedanken oder Wunſch, ein einziges Bedürfnis, hinter welchem alles andre, was ihm ſonſt am meiſten als begehrenswert erſchien, zurücktritt, — es iſt das Verlangen nach Ruhe und nach Selbſtvergeſſenheit im Schlaf. Dasſelbe gilt von dem mit Krankheit oder Schmerzen Geplagten, welcher ebenfalls als beſten Tröſter oder Helfer immer nur den Schlaf herbeiſehnt. Und warum ſollte es mit Leben und Tod anders ſein? Warum ſoll derjenige, welcher, am Schluſſe ſeines ermüdenden Lebens angelangt, nur nach Ruhe oder Befreiung von Arbeit und Sorgen verlangt, oder derjenige, welcher von unerträglichen körperlichen oder ſeeliſchen Leiden geplagt iſt, nicht den Tod

oder das buddhistische Nirvana als endliche Erlösung herbeisehnen? Warum soll er sich nicht, wie Buddha, vor den Qualen der Wiedergeburt oder der Metempsychose fürchten, welche ihm im besten Falle nur eine Wiederholung der alten Leiden des Daseins, wenn auch vielleicht in einer verbesserten Form oder Auflage, in Aussicht stellt?

Der Gedanke, daß er in Zukunft nicht mehr da sein werde, und daß die ganze weitere Welt- und Menschheits-Entwicklung vor sich gehen werde, ohne daß er selbst Zuschauer oder Teilnehmer bleibt, kann den sterbenden Weisen ebensowenig quälen oder beunruhigen, wie ihn der Gedanke beunruhigt, daß er während einer endlosen Vergangenheit nicht da war. Hat sich jemals ein Mensch Sorgen oder Kummer darüber gemacht, daß er nicht dabei war, als die Griechen Troja belagerten, oder als Alexander der Große den Erdkreis unterjochte? oder darüber, daß er nicht sehen konnte, wie sich unsere Erde vor so vielen Millionen von Jahren als gesonderter Weltkörper aus dem kreisenden Urweltnebel losgerungen hat? Ebensowenig kann es uns bekümmern, daß wir nicht da sein werden, wenn künftige Ereignisse Welt und Menschen aufregen werden, oder daß keines Menschen Auge es sehen wird, wie sich unser irdischer Wohnplatz, die Erde, dermaleinst wieder in dem Chaos der Ur-Elemente, aus dem sie geboren worden, auflösen, und wie damit alles Große, was die Menschen jemals auf Erden geschaffen, wieder in die Nacht ewiger Vergessenheit versinken wird. Dieselbe Betrachtung leitete den geistvollen Römer Lukrezius Carus, als er die schönen Verse dichtete:

„Wie es dereinst gleichgültig uns ließ, als zum Kampfe Carthago's
Heere sich drängten heran und der Erdkreis bebte von Kriegslärm —
So wird, wenn wir dahin, wenn der Geist und Körper zerfallen,

Draus wir bestehen, uns nichts anfechten, und sollte die Erde
Sich mit dem Meer und das Meer mit dem Himmel selber verbinden."

Glücklich darf man den großen Freidenker preisen, daß er nicht sehen oder erleben durfte, wie seine herrlichen und eindringlichen Worte es nicht verhindern konnten, daß nur wenige Jahrhunderte nach seinem Tode die Welt in nie gesehener Weise für ein Jahrtausend und länger in die Bande des finstersten Wahn- und Aberglaubens geschlagen wurde!

Noch kürzer und bezeichnender, als Lukrezius Carus, hatte schon dreihundert Jahre vor ihm sein großer Meister Epikur denselben Gedanken in dem scharfsinnigen Wort ausgedrückt: „Der Tod geht uns nichts an; denn wo wir sind, da ist der Tod nicht, und wo der Tod ist, da sind wir nicht."

Nichts kann wahrer und zugleich beruhigender sein; denn da das Wesen des individuellen Todes in dem Verlust des Bewußtseins beruht, so gibt es ohne dieses Bewußtsein auch keine Empfindung des Todes oder Gestorbenseins; und das Schreckliche der trotzdem so sehr verbreiteten Todesfurcht liegt nicht in dem alle Schmerz-Empfindung aufhebenden Tode selbst, sondern allein in dem, so lange das Bewußtsein besteht, gehegten Gedanken daran. „Der Tod", sagt Zimmermann, „hat nichts so Erschreckendes, als das Leben Jener, die sich den Tod so schrecklich denken." Daher bezüglich der Todesfurcht diejenigen Menschen die glücklichsten zu nennen sind, welchen ein bewegtes und thatenreiches Leben gar keine Zeit oder Muße läßt, an das Sterben zu denken, und welche demselben in ganz unvorbereiteter oder unbewußter Weise entgegengehen; oder auch Solche, welche aus Mangel an Bildung und Nachdenken über sich selbst sich nie ernstlich mit dem Gedanken des Sterbens beschäftigen oder beschäftigt haben. Wer dabei einwenden wollte, daß der Tod, wenn er plötzlich und unvorbereitet eintritt, als-

dann um so schrecklicher sein müsse, vergißt ganz jene bekannte und wohlthätige Einrichtung der Natur, welche — auch abgesehen von den soeben erörterten Betrachtungen — die Todesfurcht an und für sich als eine höchst thörichte und unbegründete erscheinen läßt. Wenn die Mehrzahl der Menschen wüßte, wie viel leichter in der Regel das Sterben ist, als sie sich vorzustellen pflegen, und wie die meisten Menschen aus dem Leben gehen, ohne ein Bewußtsein oder eine Empfindung davon zu haben, so würde es nicht so Viele geben, welche sich durch thörichte Todesfurcht die letzten Jahre ihres Lebens verbittern; und wenn ein Mensch *nach* seinem Tode wieder zum Leben zurückkehren könnte, so würde er wahrscheinlich Anlaß finden, sich sehr über das Grundlose seiner eignen, früher gehegten Furcht zu wundern. Denn es liegt in der Natur des Lebensprozesses, daß in demselben Maße, in welchem derselbe seinem Ende zuneigt, auch die Empfindung des Lebens im Bewußtsein sich vermindert. Es ist eine allgemeine Beobachtung der Aerzte, daß in neun Zehnteilen aller Todesfälle der Moment des Sterbens oder auch nur das Gefühl des herannahenden Todes dem Sterbenden gar nicht zur Empfindung oder zum Bewußtsein kommt, und daß das letztere schon lange vorher durch Abnahme der Lebenskräfte oder durch den Einfluß der Krankheit derart getrübt ist, daß jene Empfindung fehlen muß. Nicht wenigen Kranken oder Leidenden gewährt sogar die Nähe des Todes durch Abschwächung der krankmachenden Einflüsse ein solches Gefühl der Erleichterung, daß sie, weit entfernt, an den Tod zu denken, an eine wiederkehrende Genesung zu glauben anfangen. Auch der ohne eigentliches Krankſein eintretende, naturgemäße Abschluß des Lebens im Alter bereitet das Sterben so langsam und allmählich vor, daß man von hochbetagten Leuten in der Regel sagen kann, daß sie schon während des Lebens halb gestorben seien, und daß sie den wirklichen Eintritt des Todes nur als etwas durchaus Naturgemäßes empfinden. Fast dasselbe kann man von Menschen sagen, welche im

Zweck, ohne Anfang oder Ende? Hatte nicht Professor Rudolf Wagner recht, als er einst bei der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Göttingen ausrief: „Die Lehre, welche aus der materialistischen Weltanschauung folgt, ist: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Alle großen und ernsten Gedanken sind eitle Träume, Phantasmen, Spiele mechanischer, mit zwei Armen und Beinen herumlaufender Apparate, die sich in chemische Atome auflösen und wieder zusammenfügen, dem Tanze Wahnsinniger in einem Irrenhause vergleichbar, ohne Zukunft, ohne sittliche Basis u. s. w." Wahrlich — so werden die Gegner dieser Lehre sagen — einer solchen öden und trostlosen Weltanschauung gegenüber, mag sie auch noch so sehr auf die menschliche Wissenschaft pochen, welche ja doch nur Stückwerk ist, ist selbst der blindeste Köhlerglaube vorzuziehen. Auch das menschliche Herz hat seine Rechte, ebenso wie der Verstand; und dieses Herz verlangt eine andere Befriedigung als diejenige, welche ihm die kalten Lehren der materialistisch gesinnten Naturforscher oder der atheistischen Philosophen zu liefern im stande sind. Diese Befriedigung ist aber nicht zu erreichen ohne den Glauben an ein künftiges Leben, an eine ausgleichende Gerechtigkeit, an eine Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten, an eine Entschädigung für die vielen Leiden und Schmerzen der Erde durch himmlische Freuden und Seligkeiten.

Sie sehen, verehrte Freundin, daß ich durchaus nicht zu denjenigen gehöre, welche das Gewicht der moralischen Gründe, die für ein künftiges Leben sprechen, zu leugnen oder abzuschwächen versuchen. Ich habe ein volles Verständnis für jenes Gefühl tiefer Sehnsucht nach einem Besseren und Höheren, als die Erde uns zu bieten vermag, welches in den Herzen so vieler Menschen lebt, und würde mich freuen, wenn ich wissenschaftliche Gründe zu entdecken im stande wäre, welche den tröstlichen Glauben an ein künftiges Leben zu stützen vermöchten. Leider ist mir dieses selbst bei dem besten Willen unmöglich;

im Gegenteil scheint es mir, daß die menschliche Wissenschaft und Erkenntnis der Natur mit jedem Schritte, den sie nach vorwärts thut, sich weiter von jenem Glauben, sowie von dem Glauben an Ueber- oder Außernatürliches überhaupt entfernt. Indessen bemerkte ich soeben, daß ich das Wort „leider" vielleicht nur mit Unrecht gebraucht habe. Denn welcher Vernünftige könnte im Ernste wünschen, ewig zu leben oder ewig leben zu müssen? Ein solcher Gedanke ist in Wirklichkeit weit abschreckender oder gräßlicher, als derjenige an ewige Vernichtung; und seine ganze Furchtbarkeit hat der richtige Instinkt der Volksseele längst in der bekannten Mythe von dem nichtsterbenkönnenden Ahasverus ausgedrückt, dessen schwere Sünde durch die entsetzlichste aller denkbaren Strafen gesühnt werden sollte. Ein ewiges Leben verlangen heißt, wie Galilei sagt, Versteinerung verlangen. Ein Zustand ewiger, durch nichts getrübter Seligkeit und ewiger Anbetung Gottes, wie ihn der fromme christliche Glaube verlangt oder annimmt, wäre für ein fühlendes und denkendes Wesen kaum für einige Wochen, geschweige denn für eine Ewigkeit zu ertragen, und wäre demselben das elendeste Leben voll Mühe und Sorgen vorzuziehen. Bekanntlich besteht die einzige und wahre Würze des Lebens in der Arbeit und in der durch Arbeit gewonnenen Zufriedenheit mit sich selbst und mit der Umgebung. Welche Arbeit soll nun aber dem in den Himmel Versetzten vorbehalten sein? Soll er mechanische Arbeit verrichten, oder soll er an seiner geistigen Weiterbildung arbeiten, oder soll er sich damit begnügen, ewig in der Anbetung Gottes zu leben? Nimmt man aber, um dieser Schwierigkeit zu entgehen, an, daß auch das künftige Leben seine Leiden und Freuden, seine Arbeit und Sorgen, seine Geheimnisse und Zweifel, sein Ringen und Streben haben werde, wie das gegenwärtige, wenn auch nach einem höheren und besseren Maßstabe, so stehen wir nur vor einer Wiederholung des alten Rätsels oder vor einem neuen Rätsel, dessen Lösung uns ebensowenig gelingen kann, wie die

Wahnsinn oder in hochgradiger geistiger Beschränktheit sterben. Ein Tod im Schlaf oder während einer langdauernden Ohnmacht oder durch eine sehr heftige, den Lebensfaden blitzartig abschneidende Einwirkung kann ebenfalls nicht oder kaum als solcher empfunden werden; und der Gesichtsausdruck so vieler plötzlich oder langsam Gestorbener beweist deutlich, daß ihnen die Empfindung des Sterbens ganz gefehlt hat. Für Solche endlich, welche den Tod als Erlöser aus schweren oder unerträglichen Leiden begrüßen oder herbeisehnen, verwandelt sich der Schrecken des Todes in sein gerades Gegenteil. Daher die Inder mit vollem Recht ihrem Gott des Todes, Yama, zwei Gesichter — ein freundliches und ein schreckliches — gegeben haben.

Allerdings gibt es auch Fälle, wo Menschen mit vollem Bewußtsein sterben; aber es sind Ausnahmen, welche indessen immerhin zeigen, daß jener wohlthätigen Einrichtung der Natur keine teleologischen oder zielstrebigen Absichten der Natur zu grunde liegen, sondern daß diese Einrichtung eben nur eine Folge natürlicher und selbstverständlicher Zusammenhänge ist.

Uebrigens bin ich, verehrte Freundin, weit entfernt zu verkennen, daß alle in diesem Briefe vorgebrachten Gedanken oder Gründe *gegen* das Dogma von der persönlichen Fortdauer nur ethischer oder moralischer Natur sind, und daß sie daher in der Wagschale nicht schwerer wiegen, als die im Eingang meines Briefes geltend gemachten Gründe *für* dasselbe. Sie haben daher vollkommen Recht, wenn Sie zur Entscheidung der Frage vor allen Dingen an die Wissenschaft appellieren und zu wissen wünschen, inwieweit die Resultate der modernen, nach allen Richtungen so sehr vorgeschrittenen Wissenschaft und Natur-Erkenntnis das Dogma zu stützen oder aber zu verwerfen geeignet sind. Allerdings werden auch die stärksten wissenschaftlichen Gründe nicht im stande sein, den Glauben Desjenigen zu erschüttern, welcher sich in dieser Frage lediglich auf den Standpunkt der Kirche und des religiösen Glaubens

stellt, während es dem gegenüber auch einen wissenschaftlichen Glauben Derjenigen gibt, welchen ihr Gewissen eine solche Trennung oder Auseinanderhaltung von Wissen und Glauben verbietet. Meine Auseinandersetzungen gelten daher nur für die letzteren und sind weit entfernt, Denjenigen, welche einen Trost oder eine Erquickung ihrer Seelen in ihrem Glauben finden, diesen Trost hinwegnehmen oder beschneiden zu wollen. Glücklich sein — ist Alles oder das Höchste, was der Mensch auf Erden erreichen kann; und es ist im Grunde einerlei, ob dieses Ziel auf diesem oder jenem Wege erreicht wird. Wenn sich daher Diejenigen, welche an persönliche Fortdauer glauben, in diesem Glauben glücklich fühlen, so ist es schließlich gleichgültig, ob sie in ihrer Hoffnung betrogen werden oder nicht; die Hoffnung selbst ist die beste Belohnung. Sie haben, wie die Bibel sagt, ihren Lohn dahin. Wenn man diesen Gesichtspunkt festhält, so könnte man im Grunde jede Untersuchung des Gegenstandes als gleichgültig oder wertlos fallen lassen, wenn sich nicht an die Entscheidung der Frage in diesem oder jenem Sinne schwerwiegende praktische Konsequenzen für die künftige geistige und materielle Entwicklung des Menschen und des Menschengeschlechts unmittelbar anreihen würden. Auch werden Diejenigen, welche, wie Sie, verehrte Freundin, nicht im stande sind, Glauben und Wissen von einander getrennt zu halten oder dem bekannten System der „doppelten Buchführung“ zu huldigen, niemals aufhören zu fragen, was die wissenschaftliche Forschung und die auf solche gebaute Betrachtung von Welt und Natur zur Beurteilung des fraglichen Dogmas zu sagen hat, und ob und inwieweit diese Forschung den vorgebrachten ethischen und moralischen Gründen der einen oder der andern Seite zu Hilfe kommt? Denn eine so absolute Trennung der Natur- von den Geistes-Wissenschaften, wie sie früher üblich war, ist bei dem heutigen Stande unsres Wissens nicht mehr möglich; und der Anspruch der letzteren, unbehelligt von den Resultaten der Naturforschung, ihre Systeme

aufbauen oder ihre Folgerungen ziehen zu dürfen, ist ein ganz unzulässiger. Es kann jetzt und nach den wissenschaftlichen Aufklärungen der Neuzeit nur noch von ganz Ununterrichteten oder von hartnäckigen Idealisten im Ernste bezweifelt werden, daß der Mensch mit allen seinen, aus allmälicher Entwicklung hervorgegangenen körperlichen wie geistigen Kräften ein Werk oder Produkt der Natur ist; und es folgt daraus mit absoluter Notwendigkeit, daß sein Wesen von demjenigen, der Wahrheit und nicht Einbildung sucht, nur im engsten Zusammenhang mit der Natur und der Naturwissenschaft beurteilt und begriffen werden kann.

Auch die menschliche Wissenschaft selbst ist nicht, wie die spiritualistischen Philosophen wollen, eine nach zwei verschiedenen Seiten total auseinandergehende, sondern eine im Prinzip einzige und unteilbare; und ihre unnatürliche Trennung nach zwei prinzipiell geschiedenen Richtungen ist nur hervorgegangen aus jenen dualistischen Vorstellungen der Vergangenheit, welche, wenn auch leider in Philosophie und Theologie immer noch mächtig genug, doch auf dem Gebiete der eigentlichen Wissenschaft mehr und mehr den monistischen oder einheitlichen Vorstellungen zu weichen beginnen. Am deutlichsten ist diese Umwandlung dualistischer in monistische Vorstellungen erkennbar auf dem Gebiet der Physiologie, insbesondere der Gehirn-Physiologie, aus welcher der alte Seelenbegriff, auf dem ja das Dogma der persönlichen Fortdauer mit Notwendigkeit fußt und aus dem es auch ursprünglich hervorgegangen sein dürfte, für eine wirklich wissenschaftliche Betrachtung so gut wie verschwunden ist — wenn auch dieser wichtige Fortschritt gar nicht sehr alt ist, sondern aus einer vergleichsweise jungen Vergangenheit herrührt. Die Erörterung hierüber, verehrte Freundin, sowie über die damit aufs Engste verbundene Seelenfrage überhaupt, verspare ich auf meinen nächsten Brief.

Zweiter Brief.

Verehrte Freundin!

Sie bemerken in Ihrem letzten Briefe ganz richtig, daß der Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode nicht wohl möglich sei ohne die Annahme des Seelenbegriffs, d. h. ohne die Annahme der Existenz eines besonderen, für sich bestehenden Seelenwesens, welches nur zeitweise mit seinem körperlichen Substrat verbunden sei und nach dem Zerfall des letzteren sich wieder von dieser Verbindung befreie, um ein Leben für sich fortzusetzen. Sie reihen daran ganz logischer Weise die Frage, ob und inwieweit sich eine solche Annahme mit den Resultaten der modernen Wissenschaft, namentlich mit denen der physiologischen Wissenschaften vertrage, und wie man sich wohl, wenn dieses nicht der Fall sei, die Entstehung des so allgemein verbreiteten Glaubens zu denken oder zu erklären habe.

Diese Erklärung liegt sehr nahe, wenn man sich die geistigen Zustände des Ur- oder Naturmenschen vor die Seele ruft zu einer Zeit, wo sich derselbe aus einem dumpfen, tierähnlichen Dahinbrüten nach und nach zum Bewußtsein seiner selbst und zum Nachdenken über sich und seine Umgebung emporzuheben begann. Da waren es denn vor allen Dingen die ihm gänzlich unerklärlichen Erscheinungen des Schlafes und des Traumes, der Ohnmacht und Bewußtlosigkeit, der Visionen und Hallucinationen, vor allem aber diejenige des Todes selbst, welche den Glauben an ein besonderes, den Körper zeitweise

oder für immer verlassendes Seelenwesen erwecken mußten. Den Tod stellte man sich nicht als ein natürliches Ereignis vor, sondern dachte sich denselben stets als durch besondere Umstände, feindliche Einwirkung ꝛc. veranlaßt. Gibt es doch heutzutage noch genug wilde Völker, welche diesem Glauben huldigen und bei jedem Todes- oder Krankheitsfall nach einer besonderen Veranlassung desselben durch feindliche Einflüsse suchen. Auf allen Seiten glaubte man sich von den Seelen oder Geistern der Verstorbenen umgeben, welche dabei als ganz materielle Wesen gedacht wurden. Man stellte sich dieselben gewissermaßen als Schatten oder belebte Bilder des Leibes vor, welche ein gewisses Gewicht haben, die bewohnten Orte oder die Gräber umschwärmen, beim Gehen Spuren im Sande zurücklassen oder auch durch die Luft fliegen, Hunger und Durst und Verlangen nach sinnlichen Genüssen empfinden, sprechen können und eine größere Macht ausüben, als in der Zeit, da sie noch mit ihrem Körper verbunden waren. Diese Macht selbst wird aber nicht als eine wohlthätige, sondern als eine in der Regel den lebenden Zurückgebliebenen feindselige oder nachteilige gedacht, gegen welche man sich auf verschiedene Weise zu schützen, oder deren Gunst man zu erbitten habe. Viele Völker machen Löcher in den Sarg oder in das Leichenhaus oder in das Dach des Hauses, in welchem der Tote liegt, damit seine Seele einen Ausweg finden könne; und die so vielfach üblichen Menschen- und Tieropfer bei dem Tode von Königen oder Häuptlingen, oder die abscheulichen Witwen-Verbrennungen finden ihre Erklärung in dem Glauben, daß die Seelen der Getöteten auch im Jenseits die Seelen der Gestorbenen bedienen müßten. Auch das bekannte unmenschliche „Kopfjagen“ oder „Kopfschnellen“ der Dajaks oder Dajaken auf dem malayischen Archipel findet seine Erklärung in dem wahnwitzigen Glauben, daß die Seelen Ermordeter dem Mörder in der jenseitigen Welt dienen müssen.

Unter solchen Umständen war es nur natürlich, daß auf die Zustände des Schlafes, des Traumes, der Ohnmacht, der

Bewußtlosigkeit ꝛc. in ähnlicher Weise gedeutet wurden, und daß man glaubte, daß während solcher Zustände die Seele ihren Leib verlassen habe, um unabhängig von demselben, vielleicht in veränderter Gestalt, z. B. derjenigen eines schnell und ohne Geräusch dahinhuschenden Thieres, umherzustreifen und allerhand Erlebnisse durchzumachen. Daher der große Wert, welchen man in früheren, vom Aberglauben beherrschten Zeiten dem Traume und seiner Deutung beilegte, indem man dabei an wirkliche, bedeutungsvolle oder die Zukunft widerspiegelnde Erlebnisse dachte.

Merkwürdigerweise hat sich dieser sonderbare, die Stufe menschlicher Kindheit repräsentierende Glaube bei den sog. Spiritisten oder Anhängern der Schule des Spiritismus, von denen später noch einmal die Rede sein wird, bis auf den heutigen Tag in wenig veränderter Gestalt erhalten. Sie glauben durch allerhand kindische Manipulationen die in der Welt umherschweifenden Seelen oder Geister der Verstorbenen vor ihr Forum zitieren und sie nötigen zu können, entweder Antworten auf ihnen vorgelegte Fragen zu geben oder sogar in materieller Gestalt zu erscheinen, oder aber sich sonst materiell bemerklich zu machen. Sogar ihr körperliches Gewicht ist von spiritistischen Gelehrten auf einige Unzen berechnet worden. Sehr richtig bemerkt der englische Gelehrte Tylor (Anfänge der Kultur I, S. 495), daß diese Theorie der Seele ein Hauptbestandteil eines Systems der Religionsphilosophie sei, das in ununterbrochener Linie des geistigen Zusammenhangs den wilden Fetisch-Anbeter mit dem zivilisierten Christen der Gegenwart verknüpfe. Es gibt sogar ernsthafte Gelehrte, welche sich nicht scheuen, im Zusammenhang mit gewissen philosophischen Theorieen in solchen und ähnlichen Erzeugnissen der Phantasie das letzte Wort der Wissenschaft zu erblicken, während sie in Wirklichkeit nur das früheste Gestammel der Unwissenheit sind.

Sie sehen daran, verehrte Freundin, wie sehr die Wissenschaft mißbraucht werden kann, und wie dieselbe sogar unter

Umständen herhalten muß, um den an sich unwissenschaftlichsten Dingen als Stütze zu dienen. Daher hier die größte Vorsicht geboten ist, um nicht durch solche Schein-Wissenschaft in Verwirrung zu geraten oder zu übereilten Schlußfolgerungen zu gelangen.

Uebrigens hat sich der Seelenbegriff, den ich Ihnen soeben in seiner rohesten und ursprünglichsten Gestalt vorgeführt habe, in seinem eigentlichen Wesen bis auf den heutigen Tag fast unverändert erhalten — und zwar nicht bloß in ungelehrten, sondern selbst in gelehrten Kreisen. Daher die fortwährenden Bemühungen der Philosophen und Gelehrten, den sog. Sitz der Seele in diesem oder jenem Teile des Körpers zu entdecken! Man stellte sich eben vor, daß dieses ganz für sich bestehende Wesen da oder dort im Körper seinen Sitz aufgeschlagen habe und von da aus das Ganze lenke und leite. Bald war es das Gehirn, bald das Herz, bald das Blut, bald die Brust ꝛc., welchem man die Ehre dieser Bevorzugung zu teil werden ließ. Erst die Fortschritte der Medizin im vergangenen und vorvergangenen Jahrhundert ließen die Gelehrten wieder auf die alte hippokratische Idee von dem Sitz der Seele im Gehirn zurückkommen. Aber die vorgefaßte Meinung der Philosophen und Theologen von dem Wesen der Seele ließ auch hier die ärztlicherseits geäußerte richtige Ansicht, daß dieses Wesen nur in der Thätigkeit des ganzen Organs begründet sein könne, nicht durchdringen, und man bemühte sich, den Sitz oder gewissermaßen den Herrscherthron der Seele bald in diesem, bald in jenem einzelnen Teile des Gehirnes zu entdecken. Selbst bis auf die Zeiten des großen Philosophen Kant (1724—1804) herab, der ja immer noch trotz aller inzwischen gemachten Fortschritte der Wissenschaft von den Herren Philosophen als geistiger Führer und philosophischer Messias betrachtet wird, war man in dieser Beziehung so unwissend, daß Kant (wohl in Anlehnung an den Frankfurter Anatomen Sömmering), die äußerst geringe Menge von Wasser oder wässerigem Dunst,

welche sich im Innern der sog. Hirnhöhlen befindet, für den eigentlichen Sitz der Seele erklären durfte — nachdem schon lange vor ihm der französische Philosoph Descartes oder Cartesius der unschuldigen Zirbeldrüse, welche neuerdings als Rudiment eines ehemaligen Scheitel-Auges bei den thierischen Vorfahren des Menschen erkannt worden ist, die Ehre dieser Bevorzugung zuerkannt und für diese Ansicht viele Anhänger gewonnen hatte.

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft, verehrte Freundin, ist dieses ganze Suchen nach dem Sitz der Seele in einem besonderen Körperteil oder einer einzelnen Stelle des Gehirns ein ganz und gar vergebliches, und hat sich überhaupt der ganze ehemalige Seelenbegriff einfach in die Lehre von den Funktionen oder Verrichtungen des Gehirns und Nervensystems aufgelöst. Auch haben die Forschungen der Gehirn-Anatomen gezeigt, daß das Organ des Geistes durchaus nicht jenes einfache und gleichmäßig geformte Gebilde ist, als welches man sich dasselbe früher vorzustellen pflegte, sondern daß dasselbe seiner ganzen morphologischen wie chemischen Zusammensetzung nach als der hohen Aufgabe, die ihm innerhalb des thierischen Haushalts zugewiesen ist, vollkommen gewachsen erscheint. Ja, es ist dieses so sehr der Fall, daß man gezwungen ist, anzunehmen, daß diese materielle Beschaffenheit des Gehirns noch weit über das Bedürfnis hinausgeht, und daß neben den benutzten noch ein großer Reichtum an unbenutzten oder unbeschäftigten Stellen in demselben vorhanden ist. Viele Millionen oder hunderte von Millionen jener wunderbaren Gebilde, welche den Hauptbestandteil des Nervensystems ausmachen, der sog., nur mit Hilfe des zusammengesetzten Vergrößerungsglases sichtbaren Nervenzellen oder Ganglienkugeln, mit der zehnfachen Zahl von dieselben untereinander und mit dem Körpernervensystem verbindenden Nervenfasern, in sechs bis acht durch die Gestalt ihrer Zellen untereinander verschiedenen Lagen angeordnet, bilden eine mehr als ausreichende anatomische Unterlage

für alle denkbaren seelischen oder geistigen Prozesse, welche sich auf diesem weiten und komplizierten Terrain abspielen oder abspielen können. Dazu kommt, daß auch die makroskopische Beschaffenheit oder gröbere Anatomie des Gehirns eine Menge eigentümlicher und sonderbar verschlungener Formen oder Gebilde erkennen läßt, deren physiologische Bedeutung größtenteils noch unbekannt ist, und daß unter allen Organen des tierischen oder menschlichen Körpers das Gehirn dasjenige ist, welches von den Zentren des Blutkreislaufs aus die weitaus größte Menge der allgemeinen Ernährungsflüssigkeit oder des Blutes zugeführt erhält, und welches infolge dessen auch den regsten oder lebhaftesten, von höchster Wärme-Entwicklung begleiteten Stoffwechsel in seinem Innern unterhält. Endlich wissen wir durch die Untersuchungen der Chemiker, daß auch die chemische Zusammensetzung der Gehirnmasse eine höchst eigentümliche und komplizierte ist, und daß darin einige, durch hohen Phosphorgehalt ausgezeichnete organische Körper vorkommen, welche ohne Zweifel bei dem Zustandekommen psychischer Prozesse wesentlich oder vorzugsweise beteiligt sind.

Sie ersehen, verehrte Freundin, schon aus diesen kurzen Andeutungen über die Materialität des Gehirns, daß diese Materialität in keiner Weise in Widerspruch mit den Leistungen dieses obersten aller Organe steht, und daß ihm in dieser Beziehung kein anderes Organ unseres Körpers auch nur entfernt verglichen oder an die Seite gesetzt werden kann. Wollte man auch die Menge der in unserm Gehirn kreisenden oder möglichen Vorstellungen auf die gewiß übertriebene Zahl von 1—200 000 berechnen, so würden doch immer noch für jede einzelne Vorstellung viele tausende von Zellen und Fasern zur Verfügung stehen — vorausgesetzt, daß, was gewiß nicht der Fall ist, eine gleichmäßige Verteilung jener Vorstellungen über die ganze Hirnrinde stattfände. Vielmehr haben wir nach neueren Untersuchungen vieler ausgezeichneter Gehirnforscher allen Grund anzunehmen, daß im Gehirn eine ebensolche

Teilung der Arbeit existiert, wie im Körper überhaupt, und daß die oft ausgesprochene Ansicht von der Allgegenwart der als besonderes Wesen gedachten Seele in allen Teilen des Gehirns unmöglich richtig sein kann. Weder existiert jener einzelne Punkt im Gehirn, von dem aus alle Verrichtungen desselben regiert würden und von dem bereits die Rede war, noch sind diese Funktionen an die Gesamtmasse des Gehirns gleichmäßig gebunden. Die Seele ist nicht eine Art von Gesamt-Funktion des Gehirns, sondern jeder einzelne Teil des letzteren hat seine besondere Bestimmung; und das wichtige, überall im Körper verwirklichte Prinzip der Arbeitsteilung behält, wie bereits bemerkt, auch für das Gehirn seine volle Giltigkeit. Dasselbe gilt von dem kaum minder wichtigen Prinzip der Stellvertretung, durch welches ebenso, wie dieses im übrigen Körper häufig genug der Fall ist, der Verlust einzelner Hirnteile oder Hirngebiete im Laufe der Zeit durch die kompensierende Thätigkeit anderer Teile ersetzt oder ausgeglichen werden kann. Allerdings ist die volle Erledigung dieser sog. Gehirn-Lokalisations-Frage einstweilen noch der Zukunft vorbehalten; aber auch nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse haben wir allen Grund anzunehmen, daß die verschiedenen psychischen Fähigkeiten oder Thätigkeiten ebenso an verschiedene Gehirnteile verteilt sind, wie dieses in anderer Richtung an der Oberfläche des Leibes der Fall ist. Ja die oben angedeuteten Untersuchungen lassen keinen Zweifel darüber, daß jeder einzelnen Sinnes-Empfindung, ja jeder Muskelgruppe und wahrscheinlich auch jedem einzelnen Muskel ein gesondertes Zentralgebiet entspricht.

Ebensowenig kann es einem Zweifel unterliegen, daß — was für unsern Gegenstand seiner Konsequenzen wegen von besonderer Wichtigkeit ist — unser höheres und unser niederes Seelenleben innerhalb des Gehirns selbst einer ganz bestimmten anatomischen Trennung unterliegt, und daß, während alle höheren psychischen Thätigkeiten, wie Vorstellen, Urteilen,

Schließen, Denken, bewußtes Fühlen, Begehren und Wollen in den Zellen der grauen Hirnrinde oder des sog. Hirnmantels vor sich gehen, die niederen sensoriellen und motorischen Akte (mit Einschluß der sog. reflektierten, unbewußten oder instinktiven Nerven-Aktionen) nur in dem sog. Zentralgrau oder in den grauen, d. h. Ganglienkugeln enthaltenden Kernen der Gebilde des Mittelhirns und Hirnstammes ihren Mittelpunkt finden. Die weiße oder sog. Marksubstanz des Gehirns hat mit seelischen Aktionen unmittelbar nichts zu thun und dient nur mittelst der sie bildenden Fasern als Leitungsorgan zwischen den zentralen Gebilden und zwischen diesen und den peripherischen Teilen des Nervensystems. Alle von außen auf das letztere gesetzten Eindrücke — soweit sie nicht der Sphäre des Rückenmarks und der vegetativen Organe angehören — passieren zunächst das Zentralgrau und teilen sich erst von da vermittelst der sog. Stabkranzfasern dem Rindengrau oder dem eigentlichen Sitz der Psyche und des Bewußtseins mit. Sie nehmen auch von da, wenn sie zu einer Bewegung oder Handlung Veranlassung gegeben haben, denselben Weg zurück, nachdem vorher eine Umsetzung derselben in Vorstellungen und denselben entsprechende Denk- oder Willens-Akte stattgefunden hat. Das letztere geschieht durch die molekulären Schwingungen der Zellen der grauen Hirnrinde selbst, welche durch zahllose Querfasern unter einander aufs Innigste und Mannigfaltigste verbunden sind, so daß jede Art der Uebertragung zwischen ihnen als möglich erscheint. Diese Uebertragungen oder von einer Gehirnzelle zur andern gehenden und zunächst auf das Zentrum beschränkt bleibenden molekulären Schwingungen der Zellen der grauen Hirnrinde bilden nun die eigentlich psychischen oder intellektuellen Erscheinungen, welche sich von den mit der Peripherie des Körpers in Verbindung stehenden Nervenschwingungen oder den Körper-Reflexen sehr wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie mit Bewußtsein und spontan oder freiwillig ausgeübt werden. Bleibt dagegen die Erregung auf das Zentralgrau

oder auf noch niedrigere Zentren beschränkt und setzt sich nicht weiter nach dem Sitz des Bewußtseins fort, so entstehen die unbewußten Nervenaktionen oder jene reflektierten Bewegungen, welche wir bei Schlafenden oder Träumenden oder Chloroformierten oder Hypnotischen oder im Zustand der Betäubung oder bei des Großhirns beraubten oder auch bei ganz dekapitierten Tieren niederer Ordnung beobachten. Andernfalls tritt das Bewußtsein mit in's Spiel, und es entstehen, wie gesagt, spontane oder freiwillige Bewegungen. Der Wille tritt hier in Aktivität und verhindert den einfachen Reflex der von außen gekommenen Erregung oder Schwingung nach außen, außer durch sich selbst hindurch, weil die von ihm erregte Nervenschwingung stärker ist, als alle übrigen, und diese aufhebt oder beherrscht. Alle von den Zellen der Hirnrinde ausgehenden Erregungen sind in der Regel stärker, als die bloßen Reflex-Bewegungen, weil der Wille eine beliebig große Anzahl von Zellen in Bewegung setzen kann, während bei jenen nur eine kleinere Anzahl thätig ist. Allerdings gibt es auch Ausnahmen, wie bei gewaltsamem Kitzeln oder bei Hysterischen oder bei mit Krämpfen behafteten Personen ꝛc. Alle die zahllosen Schwingungen der Atome der Außenwelt wirken fortwährend von allen Seiten auf uns ein und bestimmen unser Sein und unsere Individualität nach Maßgabe der Organe, mit denen wir sie in uns aufnehmen.

Das Ganze nervöser Thätigkeit mit Einschluß der Psyche und des Bewußtseins stellt somit einen an sich höchst einfachen Reflex- oder Uebertragungs-Mechanismus dar, dessen anatomischer Weg (abgesehen von den im Rückenmark und den Körperganglien zustande kommenden Uebertragungen) von der Peripherie des Körpers in der Regel nach dem Zentralgrau und von hier nach dem Rindengrau geht, und der auch auf demselben Wege von dem Zentrum nach der Peripherie zurückkehrt, indem das in dem Rindengrau entstehende bewußte Wollen seine Befehle dem Zentralgrau übermittelt, welches sie

dann weiter durch Nerven und Muskeln ausführen läßt — eine Teilung der Gewalten, welche die größte Aehnlichkeit mit der Teilung unserer großen politischen Staatsgewalten in befehlende und ausführende hat.

An der Hand dieser Erörterungen, deren genauere Ausführung durch Beispiele in dem zweiten Bande meiner „Physiologischen Bilder" Seite 168 ff. enthalten ist, ist es auch nicht schwer, eine haltbare und den Thatsachen entsprechende Unterscheidung der wichtigen Begriffe von „Seele" und „Geist" zu gewinnen — Begriffe, welche bekanntlich so oft zusammengeworfen oder verwechselt werden und durch diese Verwechslung eine heillose Verwirrung in die Seelenlehre gebracht haben. Diesem Uebelstande läßt sich nicht mit geschraubten Definitionen, sondern nur auf anatomischem Wege abhelfen, indem man die oben geschilderte anatomische Trennung und Verteilung der einzelnen Seelenfähigkeiten in das Auge faßt und unter dem Wort „Seele" die Thätigkeit des ganzen Gehirns mit Einschluß des gesamten Nervensystems und als Vorstand desselben begreift, während man unter dem Worte „Geist" nur die Thätigkeit der in der grauen Hirnrinde enthaltenen Ganglien-Kugeln oder Nervenzellen, also die höchste psychische Thätigkeit, deren das Gehirn fähig ist, versteht. Daher das Wort „Seele" den umfassenderen, allgemeineren, das Wort „Geist" den engeren, spezielleren Begriff oder eine Teilerscheinung der Seele bezeichnet. Daher wir auch den Tieren Seele in einem ganz unbeschränkten, Geist dagegen nur in einem sehr beschränkten Maße zugestehen, während die höchste Entfaltung des letzteren nur bei dem mit so massiger Entwicklung der großen Hirnhalbkugeln und der sie bedeckenden Rindenschicht versehenen Menschen angetroffen wird. Je weiter wir uns dagegen von dem Menschen in der Tierreihe nach abwärts entfernen, umsomehr verliert sich das geistige Prinzip, während wir keinen Anstand nehmen, das seelische Prinzip bis hinab zu den allerniedersten Tieren, bis zu Würmern und

Protozoen hinab, zu verfolgen. Wir sprechen von der Seele eines Regenwurmes, welcher ein ziemlich ausgebildetes Nervensystem besitzt; aber niemandem wird es einfallen, von seinem Geiste zu reden. Dagegen sprechen wir mit Recht von dem geistigen Leben der Bienen und Ameisen, welche Tiere bekanntlich für ihre körperlichen Verhältnisse ziemlich hoch ausgebildete und den Verhältnissen des Menschengehirns einigermaßen analog geformte Gehirne besitzen. Selbst in den untersten Stufen des Tierreichs, welche auf der Grenze zwischen Tier- und Pflanzenreich stehen und denen jede Spur eines Nervensystems fehlt, sowie bei den Pflanzen selbst sind wir genötigt, das Vorhandensein eines seelischen Prinzips in der Form einer empfindungslosen und bewußtlosen Reizbarkeit der organischen oder organisierten Materie anzuerkennen. Die Bewegungen der Mimose oder der insektenfressenden Pflanzen oder des Schleimpilzes oder die Fähigkeit der Pflanzen, Farbe und Intensität des Lichtes zu unterscheiden und Aehnliches lassen sich nicht anders, als auf diese Weise erklären. Sogar der organischen Einheit oder dem organischen Grundelement, der sogenannten Zelle, hat man neuerdings versucht, eine Seele in ursprünglichster Form zuzusprechen und nachzuweisen, daß Seelenleben eine Thätigkeit aller Zellen ist. In der That steht nichts im Wege, wenn man bereits die allgemeine Reizbarkeit des sog. Protoplasma oder jener Eiweißklümpchen, bei denen alle organischen Verrichtungen unmittelbare Ausflüsse der ungeformten organischen Materie sind, und aus der sich erst die Zellen als weitere Entwicklungsstufe hervorbilden, als ersten Anfang des Seelenlebens bezeichnen will. Dagegen ist Geist nur dort möglich, wo gewisse im Kopf gelegene Zentralgebilde des Nervensystems ihre höhere und höchste Ausbildung erlangt haben — wobei es merkwürdig und bezeichnend genug erscheint, daß gerade diese höchste psychische Thätigkeit direkt an diejenige des organischen Urgebildes der Zelle, d. h. an die in der grauen Hirnsubstanz enthaltenen Nervenzellen oder Ganglienkugeln ge-

bunden ist. Nicht einmal das wichtige nervöse Zentralgebilde des Rückenmarks ist solcher Leistung fähig, obgleich lange genug unter den Physiologen ein erbitterter Streit über die sogenannte „Rückenmarksseele“ geführt wurde, während noch niemals jemand den Mut gehabt hat, von einem „Rückenmarksgeist“ zu sprechen. Nur bei dem niedersten der Wirbeltiere, dem sogenannten Amphioxus, welcher kein Gehirn, sondern nur ein Rückenmark besitzt, sowie bei niederen Kaltblütern, wie Aale, Salamander, Frösche, bei denen das Rückenmark offenbar eine physiologisch weit bedeutendere Rolle spielt, als bei den höheren Tieren und dem Menschen, kann allenfalls von einer „Rückenmarksseele“ die Rede sein.

Seele ist daher weit mehr als der bloße Inbegriff der intellektuellen Fähigkeiten und umfaßt neben der Gedankenthätigkeit auch das gesamte Empfinden und Wollen oder das ganze psychische Leben von seinen niedersten bis zu seinen höchsten Stufen, während der Geist oder animus nur als Teil oder einzelne Erscheinungsweise der Seele oder der anima aufzufassen ist. Der animus entwickelt sich allmälig aus der anima in demselben Maße, in welchem das Prinzip der Arbeitsteilung und der Differenzierung der einzelnen Teile des Nervensystems voranschreitet, während umgekehrt die anima als allgemeine Eigenschaft der organischen oder organisierten Materie sich durch die ganze Lebewelt von den niedersten bis zu den höchsten Stufen derselben erstreckt.

Sie ersehen, verehrte Freundin, aus dem Angeführten mit Leichtigkeit, daß der Gebrauch, welcher philosophischer- und theologischerseits von dem Begriff der Seele als eines einfachen, einheitlichen, unräumlichen und unteilbaren Wesens im Interesse des Unsterblichkeits-Dogmas gemacht wird, einer wissenschaftlichen Betrachtung gegenüber als durchaus unhaltbar erscheint. Daß die Seele nichts Einfaches oder Einheitliches ist, geht schon aus der Trennung der eigentlichen Denkthätigkeit von Empfindung und Willen hervor, sowie aus der räumlichen Aus-

dehnung und Verteilung der seelischen Organe; und jenes früher so sehr betonte **Sensorium commune** oder jener gemeinschaftliche Mittelpunkt des Gehirns, in welchem nach Ansicht der älteren Physiologen und Psychologen sämtliche Empfindungen und Erregungen des ganzen Organismus zusammentreffen und von da aus wieder als **Motorium commune** oder als gemeinschaftlicher Bewegungs-Mittelpunkt auf den Organismus zurückwirken sollten, ist längst als ein Irrtum erkannt. Vielmehr besitzt das Gehirn in seinen zahllosen Ganglienkugeln oder Nervenzellen tausende und abertausende solcher Mittelpunkte oder Zentral-Organe für Empfinden, Denken und Wollen, welche allerdings durch ihre Zusammenfügung in einem einzigen Organ wohl ein einheitliches Ganzes darstellen, aber auch, jedes für sich, ein besonderes Leben führen — geradeso wie ein menschliches Gemeinwesen, ein Staat, ein Heerkörper, ein Verein, eine Gesellschaft eine aus vielen kleineren Einheiten zusammengesetzte größere Einheit darstellen. Uebrigens schließt schon die paarige Anordnung der großen Gehirn-Halbkugeln jeden Gedanken an einen gemeinschaftlichen Seelenmittelpunkt aus. Wie das Gehirn ist die Seele zusammengesetzt; wie das Gehirn ist sie ausgedehnt; wie das Gehirn ist sie auch teilbar, d. h. soweit man eine zusammengesetzte Einheit teilen kann, ohne ihren Charakter zu zerstören. Die Seele oder das Ich ist daher nicht teilbar wie ein Klumpen Blei oder Messing, sondern wie eine aus solchen Stoffen angefertigte Uhr, die man wohl auch in zwei oder mehr Stücke zerschneiden kann, aber nicht ohne das kunstvolle Ineinandergreifen ihrer einzelnen Teile und damit ihren Begriff als Uhr zu zerstören. Nichtsdestoweniger können infolge von Gehirnverletzungen einzelne Stücke des Ich oder der Erinnerung und des Gedächtnisses verschwinden, oder es können durch künstliche Eingriffe in die Gehirnsubstanz die mannigfaltigsten seelischen Defekte und gradweiser Verlust der Denkfähigkeit künstlich hervorgerufen werden. Dasselbe kann geschehen infolge teilweiser Erkrankungen

der Gehirnsubstanz, wie z. B. bei dem bekannten Zustand der Aphasie, bei welchem Verletzung oder krankhafte Entartung gewisser Teile der Hirnoberfläche Sprach-Unvermögen zur Folge hat.

Noch viel auffallender zeigt sich diese Seelen-Teilbarkeit bei gewissen niederen Tieren, wie Würmern oder Polypen, welchen ja nach den gegebenen Aufklärungen der Besitz einer Seele unmöglich abgesprochen werden kann, und welche man in beliebig viele Stücke zerteilen oder zerschneiden kann, ohne ihre Seelen-Eigenschaften zu vernichten; vielmehr verwandelt sich jedes einzelne Stück alsbald in ein neues Individuum und lebt selbstständig als vollkommenes Tier weiter. Auf demselben Vorgang beruht die in der niederen Organismenwelt so häufige Fortpflanzung durch Teilung, wobei innerhalb der kürzesten Frist ein Einzel-Individuum sich durch bloße Zweiteilung seiner Körpersubstanz in ein doppeltes verwandelt, und wobei aus dem vorher einfachen Bewußtsein durch mechanische Trennung plötzlich ein doppeltes oder zweifaches wird. Wenn man dem entgegenhalten wollte, daß solche Erfahrungen an den unvollkommensten Geschöpfen nicht wohl auf den Menschen als das höchste und vollkommenste Gebilde der Schöpfung angewendet werden könnten, so muß dem entgegnet werden, daß ganz derselbe Vorgang oder derselbe Teilungsprozeß in modifizierter Gestalt bis in die höchsten Tierklassen und bis zu dem Menschen hinauf verfolgt werden kann — und zwar bei Gelegenheit der jedesmaligen Erzeugung eines neuen Wesens, indem bei solcher Erzeugung ein Stück oder Teil des elterlichen Körpers hergegeben wird, welcher bestimmt ist, in seiner weiteren Entwickelung zu dem fertigen Wesen zu werden, und welcher die körperlichen wie seelischen Eigenschaften seiner Erzeuger als Anlage in sich trägt. Dieser merkwürdige Vorgang, welcher erst durch die wissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit ganz klargelegt worden ist, wirft ein wunderbares Licht auf eine Frage, welche ebenfalls mit unserem hier behandelten Thema im engsten

Zusammenhang steht. Es ist die wichtige Frage nach der Entstehung der Seele — eine Frage, welche bisher nur von ganz willkürlichen philosophischen oder theologischen Gesichtspunkten aus behandelt wurde und jetzt erst anfängt, in die Phase einer wissenschaftlichen Beleuchtung zu treten — teils durch die erwähnten Forschungen, teils durch die Aufklärungen, welche wir seit dem Auftreten der Darwinschen Theorie über die wunderbaren Thatsachen der Vererbung oder Uebertragung körperlicher und geistiger oder seelischer Eigenschaften von dem elterlichen Organismus auf den kindlichen erhalten haben. Indessen ist dieser Gegenstand zu wichtig, um nur anhangsweise behandelt zu werden, und will ich mir daher die Behandlung desselben für einen besonderen Brief aufsparen.

Dritter Brief.

Verehrte Freundin!

Es sind erst wenige Jahrzehnte verflossen, seit durch die klassischen Untersuchungen von Bischoff u. A. ein helleres Licht auf jene wunderbaren Vorgänge der individuellen Entstehung des Menschen und der höheren Tiere geworfen worden ist, welche eine so hohe Bedeutung für eine philosophische Beurteilung des menschlichen Wesens in seinem Verhältnis zur übrigen Natur besitzen, daß schon wenige Jahre nachher der berühmte Arzt und Gelehrte Rudolf Virchow in seinem ausgezeichneten Vortrag „Das Weib und die Zelle“ sagen durfte: „Die Entstehung und Entwicklung der Eizelle im mütterlichen Körper, die Uebertragung körperlicher und geistiger Eigentümlichkeiten des Vaters auf dieselbe berühren alle Fragen, welche der Menschengeist je über des Menschen Sein aufgeworfen hat.“

Diese Fragen, soweit sie mit den bezeichneten Vorgängen zusammenhängen, erscheinen vom spiritualistischen Standpunkte aus, wie ehrliche Anhänger der Seelen-Theorie selbst unumwunden zugeben, vollkommen unlöslich, während sich vom Standpunkte der realistischen, monistischen oder materialistischen Philosophie aus sofort alles in sehr einfache und klare Prinzipien auflöst, bei denen alsdann nur Eines zu bewundern oder zu verwundern bleibt — Eines, das uns aber um deswillen nicht irre machen darf, weil wir gewohnt sind, demselben überall dort zu begegnen, wo wir auf dem Wege wirklicher Forschung

in die zahlreichen und tiefen Geheimnisse der Natur einzudringen bemüht sind. Dieses Eine besteht in der Erkenntnis, daß und wie die Natur mit Hilfe der kleinsten und unscheinbarsten Mittel und ohne Unterstützung durch außernatürliche Kräfte die größten und wunderbarsten, anscheinend unmöglichen Wirkungen hervorbringt oder hervorzubringen im stande ist, und wie namentlich im vorliegenden Falle die endlose und unbegreifliche Feinheit der organischen Elemente und ihrer innersten Zusammensetzung und Bewegung die Ursache für Wirkungen wird, welche ohne eine solche Feinheit durchaus unverständlich bleiben müßten.

Ueber die einschlägigen Thatsachen, verehrte Freundin, brauche ich Sie nicht des Näheren zu unterrichten, sie sind Ihnen in ihren wesentlichen Einzelheiten durch die Lektüre meines Aufsatzes über „Die Philosophie der Zeugung" in meiner Schrift „Licht und Leben"*) ebensowohl bekannt wie mir selbst. Nur darauf erlaube ich mir, Sie zunächst nochmals aufmerksam zu machen, daß alle organischen Wesen, deren letztes oder ursprünglichstes Form-Element bekanntlich die Zelle ist, in einer unmittelbaren und ununterbrochenen Zellen-Erbfolge untereinander stehen, und daß diese Kontinuität des Lebens (da eine Zelle nicht von selbst entstehen kann) nirgendwo unterbrochen werden kann, ohne für immer verloren zu gehen.

An keinem Punkte des organischen Lebens zeigt sich nun dieses Prinzip kontinuierlicher Zellen-Erbfolge deutlicher und hervorstechender, als bei jener wichtigen Funktion des organischen Körpers, welche die Erhaltung der Art bezweckt, oder bei dem Verhältnis zwischen Eltern und Kind, zwischen Erzeuger und Erzeugtem; und man kann sich in der That keine höheren und mehr vollendeten Repräsentanten des Zellentypus in seiner Totalität vorstellen, als jene beide Arten von Zellen, welche

*) Leipzig, Thomas, 1882.

einerseits der männliche und andererseits der weibliche Körper behufs des wichtigen Geschäftes der Fortpflanzung in sich hervorbringt, und ohne deren Zusammentreffen und gegenseitige unmittelbare Durchdringung und Berührung bei allen höheren Organismen eine Fortpflanzung nicht möglich ist.

So lange man von dieser nunmehr vollständig nachgewiesenen Notwendigkeit nichts wußte — und es war dieses, wie bereits bemerkt, bis vor wenigen Jahrzehnten der Fall — war der ganze Vorgang der Befruchtung oder fruchtbaren Vermischung in das tiefste Geheimnis gehüllt, und es stand Thür und Thor offen für spiritualistische Hypothesen der verwegensten Art, an denen es denn auch in keiner Weise gefehlt hat. Denn da es keinem Zweifel unterworfen, sondern eine Sache der alltäglichsten Erfahrung war, daß das Kind oder Erzeugte nicht bloß körperlich, sondern auch geistig die größte Aehnlichkeit mit seinen Eltern oder Erzeugern hatte, so blieb ohne jene verbindende materielle Brücke kaum eine andere Möglichkeit übrig, als der Glaube an außernatürliche, nicht an den Stoff gebundene oder metaphysische Kräfte, welche auf einem anderen als materiellen Wege jene wunderbare Aehnlichkeit bewirken oder sich von den Erzeugern auf das Erzeugte übertragen sollten. Diese Möglichkeit erscheint jetzt als vollkommen abgeschnitten durch den positiven Nachweis, daß jedes der beiden Erzeuger einen ganz bestimmten materiellen Beitrag für das neu entstehende Wesen liefert — einen Beitrag, der eben durch seine materielle Natur und innerste Zusammensetzung, sowie durch die Eigenart seiner Innenbewegung die Kraft hat, dem Erzeugten mehr oder weniger die Wesenheit des Erzeugers oder der Erzeuger aufzuprägen und damit zum Teil seine ganze spätere Lebensrichtung oder Lebensbewegung zu bestimmen.

Zu erklären sind diese wunderbaren Wirkungen bei der mikroskopischen Kleinheit der beiden Keimstoffe nur durch die bereits erwähnte, geradezu unbegreifliche Feinheit der letzten

Elemente der organischen Materie, deren unendlich kleine Dimensionen, wie Holland bemerkt, für den Physiologen dasselbe sind, was die Unermeßlichkeit von Zeit und Raum für den Astronomen und Geologen ist. Diesen Stoffen muß von seiten des elterlichen Körpers eine ganz bestimmte organische Bewegungsrichtung mitgeteilt sein, welche sie nun ihrerseits wieder dem neu entstehenden Wesen mitteilen, und zwar in einer so intensiven Weise, daß dadurch alle jene zahllosen und merkwürdigen Uebertragungen von Person zu Person, von Art zu Art, von Geschlecht zu Geschlecht zu stande kommen, welche der bekannte Vorgang der Vererbung im Gefolge hat. Wie unbegreiflich weit aber die Kraft der Vererbung in körperlicher und geistiger Beziehung geht, habe ich in meiner Schrift über „Die Macht der Vererbung“*) im Einzelnen nachgewiesen.

Jedenfalls dürfen Sie einer solchen Erfahrung gegenüber, welche übrigens, wie Sie aus der Lektüre meines Eingangs dieses Briefes erwähnten Aufsatzes wissen, durch viele ähnliche Beispiele aus der organischen wie unorganischen Natur ergänzt werden kann, schließen, daß innerhalb der Begriffe von „Kraft und Stoff“ oder, um es genauer auszudrücken, innerhalb des Begriffes von „bewegter Materie“ nichts unmöglich erscheint, und daß kein wissenschaftlicher Grund vorliegt, der uns veranlassen könnte, jenen materiellen Keimstoffen ihre wunderbaren Vererbungs- und Uebertragungskräfte abzusprechen. Wer dieses dennoch thun wollte, könnte es nur thun vom Standpunkte eines entschiedenen Spiritualismus aus, welcher freilich diesen Thatsachen gegenüber mit seiner Behauptung der Existenz eines besonderen, für sich bestehenden, einheitlichen und unsterblichen Seelenwesens in ein nicht zu bewältigendes Gedränge gerät und sich in die kolossalsten Widersprüche mit jenen Thatsachen zu verwickeln genötigt ist. Wie — so muß man fragen — ist es möglich, daß ein solches einheitliches Seelenwesen sich

*) Leipzig, E. Günther, 1882.

am Punkte seiner Entstehung nichtsdestoweniger aus zwei an sich ganz verschiedenen Prinzipien, aus dem väterlichen und aus dem mütterlichen Einfluß, zusammensetzt? Und wie kann es sein, daß diese Zusammensetzung überhaupt nur stattfindet, wenn und insoweit dieselbe durch die unmittelbare Berührung und Durchdringung zweier materieller Keimstoffe, deren Begegnung von einer Menge kleiner Zufälligkeiten abhängig ist, vermittelt wird? Gäbe es nicht für ein immaterielles Seelenwesen tausende von anderen, leichteren, bequemeren und sichereren Wegen, um jenes Ziel zu erreichen? Und wie sieht es mit der spiritualistischen Einheit und Unteilbarkeit des Seelenwesens aus, wenn sich fortwährend Stücke oder Teile der väterlichen und mütterlichen Seele ablösen, um ein neues Drittes zu bilden?

Wie ist ein solcher Vorgang überhaupt möglich, da doch nach spiritualistischer Ansicht jede einzelne Seele ein einfaches und unteilbares Wesen für sich bildet und daher unmöglich etwas von den Seelen der Eltern oder gar der Voreltern und Vor-Voreltern (wie dieses die Seele des Kindes in Wirklichkeit thut) in sich aufnehmen oder seinerseits an die eignen Nachkommen etwas abgeben kann, während, wenn man sich auf den Standpunkt der modernen Wissenschaft stellt, dieses Alles auf durchaus natürlichen und notwendigen Zusammenhängen beruht? Wie ist es endlich möglich oder denkbar, daß zwei nach spiritualistischer Ansicht so grundverschiedene Dinge, wie Körper und Seele oder Materielles und Nichtmaterielles, Ausgedehntes und Nichtausgedehntes, Sterbliches und Nichtsterbliches in eine so innige Verbindung miteinander treten oder, wie Lukrezius Carus sagt, sich zu einem Gefühl und vereinigter Wirkung gesellen sollten? „Unsinn ist es, zu glauben!“

Noch weit weniger als auf diese und ähnliche Fragen ist der Spiritualismus im stande zu antworten auf die äußerst wichtige Frage, wann, wo und auf welche Weise sein hypothetisches Seelenwesen in Verbindung mit dem entstehenden

Leibe des neu sich bildenden Wesens tritt? — eine Frage, welche identisch ist mit der schon im Altertum viel ventilierten Frage nach dem Zeitpunkt der sogenannten Beseelung der Frucht.

Die Alten standen in diesem Punkte der Wahrheit etwas näher als wir, indem sie annahmen, daß die Seele erst unmittelbar nach der Geburt oder mit dem ersten Atemzuge des Kindes in den Körper desselben eintrete; daher sie auch keine Strafen für das Verbrechen der Fruchttötung kannten oder festsetzten. Dieses geschah erst durch den Einfluß des Christentums, welches bereits den Foetus als mit einer unsterblichen Seele begabt ansah. Im Sinne dieser Anschauung setzte die christliche Kirche den Eintritt der Seele in den Körper des neu entstehenden Wesens nach der Autorität des Kirchenvaters Augustinus auf den vierzigsten Tag nach der Empfängnis für Knaben, auf den achtzigsten Tag für Mädchen fest — eine Bestimmung, welche dann mit vierzig Tagen in das Justinianische Gesetzbuch aufgenommen wurde. Um diese Zeit ist das entstehende menschliche Wesen ungefähr zwanzig Millimeter lang, wiegt zwei Gramm und unterscheidet sich in nichts von dem embryonalen Zustand eines Hundes oder irgend eines anderen höheren Wirbeltieres.

Die modernen Rechtslehrer verwerfen diese ebenso unsichere, wie willkürliche Bestimmung und erachten Empfängnis, Belebung und Beseelung als gleichzeitig erfolgend.

Einerlei nun, welcher von diesen drei Hypothesen man den Vorzug geben will — so kommen im Zusammenhalt mit den uns bekannten Thatsachen bei der spiritualistischen Anschauung solche Absurditäten heraus, daß beinahe jedes Wort darüber als zuviel erscheint. Denn fortwährend müßten in der ganzen Welt Heere von (fertigen oder unfertigen) Seelen oder Seelenwesen bereit stehen, um auf den Zeitpunkt zu lauern, wo da oder dort eine Vermischung zweier Keimstoffe stattfindet, oder wo ein Kind das Licht der Welt erblickt, oder wo gerade

der vierzigste Tag nach der Empfängnis eingetreten ist. Kurz — es wäre eine Art von Seelenwanderung im großartigsten Stil, wobei die armen Seelen nicht selten durch allerlei das entstehende Wesen betreffende Zufälligkeiten unangenehmster Art in ganz unlösbare Verlegenheiten verwickelt werden, jedenfalls aber mit dem zunehmenden Wachstum des Keimlings und der vorschreitenden Differenzierung seiner Organe ihren Wohnsitz von Stufe zu Stufe wechseln müßten.

Schon Lukrezius Carus verspottet in seinem berühmten Lehrgedicht diese Wahngebilde mit den Worten:

„Lächerlich ist auch der Wahn, als sei'n bei der Tiere Vermischung
Oder Geburt schon die Seelen bereit, und es harrten unzählig
Sie, die Unsterblichen, nur auf die sterblichen Leiber und stritten
Eifrig darum, wer zuerst vor den andern erhalte den Vortritt — — —"

Uebrigens will ich, verehrte Freundin, Ihre Geduld mit der Ausmalung solcher Eventualitäten nicht länger ermüden und nur bemerken, daß es wissenschaftlich als gänzlich unmöglich erscheint, den Zeitpunkt zu bestimmen, an welchem die hypothetische oder immaterielle Seele in den Körper des Kindes einzutreten hätte, einerlei ob dieses während des intra- oder extrauterinen Lebens geschehen soll — während die physiologische Ansicht, welche in den Keimstoffen und in den unentwickelten Organen des Kindes nur die materiellen Anlagen oder Dispositionen zu späterer seelischer und geistiger Ausbildung erblickt, alles mit Leichtigkeit erklärt. Die Absurdität des extremen Spiritualismus gegenüber den Thatsachen der Zeugung, Entwicklung und Vererbung ist eine so große, daß niemand, der jene Thatsachen kennt, daran denken kann, diesen Standpunkt im Ernste festzuhalten.

Aber der Spiritualismus hat darum, als jene Thatsachen bekannt wurden, das Feld doch nicht geräumt. Die Thatsachen zwar konnte man nicht leugnen, aber die eigenartige unsterbliche Menschenseele wollte man doch auch nicht fahren lassen. So entstand denn die Entdeckung oder — besser gesagt — Erfindung jener berühmten oder berüchtigten Seelensubstanz, welche vor einigen Jahrzehnten so viele Federn in Bewegung gesetzt hat, d. h. einer wohl immateriellen und unsterblichen, dabei aber teil- und übertragbaren seelischen Substanz, welche sich jedesmal im Moment der Zeugung von dem Körper des Zeugenden loslösen, dem Keime oder dem neuen Wesen einbilden und nach dem Tode desselben wieder aus dem Körper entweichen sollte, um sich vielleicht — ähnlich den Wellen des Lichtäthers und ebenso geschwind wie diese — in andere Welträume oder auf andere Weltkörper fortzupflanzen und dort ihr individuelles Leben fortzusetzen, vielleicht aber auch gelegentlich zur Erde wieder zurückzukehren und sich Menschen (oder Tieren) von neuem einzubilden.

Auch die Kritik dieser sublimen Theorie ist eine sehr leichte und kann sich sehr kurz fassen. Schon das Wort „Seelensubstanz" (d. h. immaterielle Substanz) enthält einen unlöslichen Widerspruch in sich selbst. Eine Substanz ohne alle Attribute einer solchen kann keine Substanz mehr genannt werden und ist in Wirklichkeit nicht besser oder schlechter, als die alte, immaterielle Seele selbst, scheitert daher auch an denselben Widersprüchen oder Unmöglichkeiten, welche bereits Karl Vogt in seiner bekannten Schrift „Köhlerglauben und Wissenschaft" in einer Weise aufgedeckt hat, die nichts zu wünschen übrig läßt. Insbesondere ist die Frage, wie und auf welche Weise die supponierte geistige Substanz in den befruchteten Keim und in die organischen Keime überhaupt hineingelangen soll, eine Frage, welche mit den Hilfsmitteln der Wissenschaft so gänzlich unbeantwortbar erscheint, daß einer meiner wissenschaftlichen Gegner (Prof. Naumann: „Die Natur-

wissenschaften und der Materialismus, Bonn 1869) und Verteidiger der Seelensubstanz-Theorie, bei dieser Frage angelangt, sich zu dem naiven Geständnis genötigt sieht, daß wir damit an der Schwelle einer höheren Ordnung der Dinge stünden, die wir nicht zu überschreiten vermöchten — eine Antwort, welche um so bemerkenswerter erscheint, als der stets mit Nachdruck wiederholte Vorwurf gegen die physiologische oder materialistische Anschauung in der Seelenfrage in der Unmöglichkeit einer befriedigenden Erklärung über die inneren Zusammenhänge von Körperlichem und Geistigem oder von Gehirn und Seele gipfelt. Uebrigens ist Herr Naumann vorurteilslos genug, um einzusehen, daß ein rein geistiges Wesen mit der Materie in gar keine Beziehung treten oder auf sie einwirken könne, auch eigentlich undenkbar sei; und diese Betrachtung hat ihn zum Teil veranlaßt, das von ihm angenommene Seelenprinzip als geistige Substanz zu fassen.

Auch der Philosoph Ulrici („Gott und der Mensch", Leipzig 1866) weiß sich in dieser kitzligen Frage nicht anders zu helfen, als durch die Hypothese der „Seelensubstanz", welche letztere er als eine Art von „Fluidum" (sic!!!) definiert, sowie durch Aufeinanderhäufung einer Anzahl krauser Redensarten ohne Sinn. Unter der Voraussetzung der herrschenden physikalischen Begriffe aber von Kraft und Stoff und ihrem Verhältnis zu einander erscheint auch ihm die Schwierigkeit als „schlechthin unlösbar."

Was nun gar den Vergleich der Seelensubstanz und ihrer angeblichen Wanderung durch die Himmelsräume mit der Bewegung des Lichtäthers angeht, so bedarf es kaum eines Wortes der Widerlegung, da die geringste physikalische Bildung hinreicht, um das gänzlich Mißratene dieses Vergleichs einzusehen. Jeder Schulknabe weiß heute, daß das Licht keine durch den Raum fortgeschleuderte Substanz ist, sondern in schwingenden oder undulierenden Bewegungen des feststehenden und alle Himmelsräume gleichmäßig erfüllenden Weltäthers besteht. Wollte man

aber im Ernste an eine wirkliche Substanz denken, welche sich mit der Geschwindigkeit des Lichtes voranbewegen würde, (41 000 Meilen in der Sekunde) und welche doch wohl keine andere als eine organische sein könnte, so würde dieselbe zunächst an unserer irdischen Atmosphäre, in der sie durch Reibung in Feuer aufgehen müßte, und dann an der enormen Kälte des kosmischen Weltraums (— 100—160° C.) unübersteigliche Hindernisse finden. Ueberdem ist die Geschwindigkeit des Lichts im Verhältnis zu den ungeheuren Entfernungen des Himmelsraums eine sehr mäßige, und die arme Seelensubstanz müßte wohl tausende von Jahren unterwegs sein, um andere, bewohnbare Wandelsterne zu erreichen oder aber von dort zur Erde zurückzukehren.

Solche und ähnliche Betrachtungen haben die Seelensubstanz-Theorie in der wissenschaftlichen Welt so ziemlich in Vergessenheit geraten lassen; doch hat sie eine Art von modifizierter Fortsetzung gefunden in dem Seelenleib oder Geisteskörper der Spiritisten oder Geister-Gläubigen. Nach dieser Theorie gibt es zweierlei Stoff oder Materie im Weltall, die gewöhnliche grobe physische und die feinere psychische oder seelische Materie, welche unsichtbar, unendlich teilbar, ewig, unerschaffen und unsterblich ist. Sie bildet im Menschen einen besonderen, unsichtbaren Organismus, der nach dem Tode des Individuums fortlebt und einer unendlichen, unabsehbaren Entwicklung fähig ist. Diese Entwicklung kann er aber erst antreten und als freier Geist fortleben, nachdem er sich durch den Tod von dem niedriger organisierten Lebenskörper getrennt hat. Das Beste dabei ist, daß diese freien Geister so wenig stolz oder eingebildet auf ihren neuen und höheren Zustand sind, daß sie sich den Zurückgebliebenen nicht bloß auf mittelbare Weise durch die psychologischen Erscheinungen der Ahnungen, Träume, Hellsehen, Extase, zweites Gesicht ꝛc., sondern auch ganz unmittelbar und auf grob materielle Weise durch allerhand Geisterspuk, wie Schreiben, Trommeln, Schellen, Stoßen, Klopfen,

Stuhlwegziehen, Knotenlösen, Geistermusik ꝛc., ja sogar durch körperliches Erscheinen zu erkennen geben. In der Regel sind es einzelne Menschen, sogenannte Medien, durch welche sich die Geister angezogen fühlen und durch deren Vermittlung sie jene Taschenspieler-Kunststückchen ausführen. Ob sie bei dieser noblen Beschäftigung etwas für ihre geistige Weiter-Entwicklung profitieren und nicht vielleicht besser thun würden, auf fernen Weltkörpern an dieser Entwicklung zu arbeiten, will ich ununtersucht lassen. Auch will ich ununtersucht lassen, warum die angebliche „Geistmaterie" (!?) beim Tode eines Individuums nicht ebenso in ihre ursprünglichen Bestandteile zerfällt, wie die angeblich gröbere (?) Materie des Lebenskörpers, um wieder neue Geistkörper zu bilden, sondern individuell fortlebt? oder wie und auf welche Weise der Geistkörper mit dem Lebenskörper verbunden sein und beim Tode von letzterem loskommen soll? oder wie er die ihm als materiellem Körper durchaus notwendigen Prozesse der Ernährung und Ausscheidung bewerkstelligt? oder wie er sich durch den Raum bewegt? oder wie es möglich ist, daß man sich eine noch feinere Materie vorstellen könne, als die uns bekannte und unsern Sinnen zugängliche, deren Feinheit, wie Sie sich leicht aus der Lektüre meines Aufsatzes „Eine neue Schöpfungstheorie" in „Thatsachen und Theorieen aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart" (Berlin, Paetel, 1887), sowie des Kapitels „Unendlichkeit des Stoffs" in „Kraft und Stoff" (16. Aufl. 1888) überzeugen können, jede mögliche Vorstellung übersteigt ꝛc. ꝛc. Wenn trotz so vieler Absurditäten, und trotzdem fortwährend so viele Medien als Betrüger oder Selbstbetrogene entlarvt werden, der spiritistische Unfug nicht ausgerottet werden kann und immer wieder Anhänger oder Gläubige findet, so kann die Ursache dafür neben dem unwiderstehlichen Reiz des Wunderbaren oder Geheimnisvollen nur darin gefunden werden, daß der durch den Einfluß der Naturwissenschaften und die zunehmende Bildung stark erschütterte religiöse Glaube instinktiv nach einem

Ersatz sucht, und daß der Glaube an das persönliche Fortleben, der durch den Geisterspuk bewiesen werden soll, damit eine Stütze erhalten zu können meint. Denn dieser Glaube ist seit vielen Jahrhunderten durch den Einfluß der christlichen Kultur so sehr mit der ganzen Denkweise eines großen Teils der Menschheit verwachsen, daß es verhältnismäßig nur wenigen Menschen gelingt, durch Nachdenken und Wissenschaft sich davon frei zu machen.

Auch das in den letzten Jahren mit so großem Eifer betriebene Studium der sogenannten hypnotischen Erscheinungen hat — so wichtig und vielversprechend im Interesse der praktischen Seelenlehre auch das Studium dieser merkwürdigen Erscheinungen an und für sich sein mag — doch keinerlei Ergebnisse geliefert, welche dem Glauben an Hellsehen oder an übernatürliche Fähigkeiten der menschlichen Seele auch nur entfernt einen wissenschaftlichen Boden zu verleihen im stande wären; alles geht auf durchaus natürliche und in den bekannten Kräften der menschlichen Seele begründeten Weise zu. Eingehende Rechenschaft darüber und Begründung dieser Behauptung finden Sie in meinem Aufsatz über „Wahrheit und Dichtung im tierischen Magnetismus“ in meiner soeben zitierten Schrift „Thatsachen und Theorieen ꝛc.“

Sie ersehen aus allem diesem, verehrte Freundin, daß die Theorie der Seelensubstanz, sowie die ihr verwandte des Geistkörpers nicht besser und nicht schlechter ist, als die alte Seelentheorie selbst, und alle gegen diese geltend gemachten Gründe in gleicher Weise gegen sich hat; auch daß sie sich nicht auf wissenschaftliche Thatsachen oder Betrachtungen stützt, sondern lediglich im Interesse persönlicher Fortdauer willkürlich erfunden worden ist. Es bleibt eben keine andere Möglichkeit oder Erklärung übrig, als die materialistische oder monistische, welche alle Schwierigkeiten auf die einfachste, natürlichste und ungezwungenste Weise löst, indem sie die Seele nicht als ein besonderes Wesen für sich, sondern nur als den höchsten Ausdruck

der organischen Kräfte selbst betrachtet und annimmt, daß deren künftige Entwicklung schon vom ersten Beginn des Lebens an durch die in den Keimstoffen enthaltene und diesen vom väterlichen und mütterlichen Organismus mitgeteilte Bewegungsrichtung zum teil bestimmt ist. Die Seele fährt (nach Karl Vogts treffendem Ausdruck) nicht in den Leib, wie der böse Geist in den Besessenen, sondern sie geht hervor aus einer langsamen und allmäligen Entwicklung, welche gleichen Schritt hält teils mit der Entwicklung und steigenden Ausbildung der seelischen Organe, teils mit der Zahl, Mannichfaltigkeit und Bedeutsamkeit der von außen kommenden Eindrücke und Erfahrungen. Daß infolge dieser Eindrücke sich bereits in dem sogenannten Foetus innerhalb des mütterlichen Organismus (denn auch der Foetus hat eine Außenwelt) die ersten seelischen Regungen zu entwickeln beginnen, wenn auch selbstverständlich in niederster und unvollkommenster Weise, hat Prof. Kußmaul durch Beobachtungen und Experimente an Neugeborenen festgestellt — worüber das Nähere in meinem Aufsatz „Zum Seelenleben des Neugebornen" im ersten Bande meiner gesammelten Aufsätze „Aus Natur und Wissenschaft" (III. Aufl., S. 234) mitgeteilt ist. Aber auch nach der Geburt, wenn alle Sinne wach sind und die Eindrücke der Außenwelt immer zahlreicher und mächtiger auf das erst allmälig zum Bewußtsein des Ich heranreifende Wesen eindringen, dauert es doch sehr lange, bis sich aus fortgesetzten und oft wiederholten Empfindungen (denn die Empfindung ist das seelische Ur-Element in gleicher Weise, wie die Zelle das körperliche Element darstellt) unser seelisches Wesen mit Einschluß des Geistes allmälig entwickelt und aufbaut. Wer je Gelegenheit hatte, Kinder zu beobachten, weiß, wie unendlich langsam ihre seelische und geistige Entwicklung vor sich geht, und wie neben der von Eltern, Geschwistern und Lehrern geübten Erziehung und Anleitung die von den ersteren überkommenen oder ererbten Charaktere, Fähigkeiten und Anlagen oder überhaupt Wesens-

bestimmungen den mächtigsten Einfluß üben. Es gibt keine angeborenen Vorstellungen oder Denknormen, sondern nur ererbte und durch eine lange Reihe von Vorfahren bestimmte Anlagen oder Dispositionen des organischen Substrats für Empfinden und Denken, welche Anlagen erst im Laufe des Lebens durch die Eindrücke der Außenwelt einen bestimmten Inhalt bekommen und von früheren Philosophen fälschlicherweise, weil nicht auf ihren Ursprung untersucht, für aprioriſche Eigenschaften eines für sich bestehenden Seelen- und Vernunft-Wesens gehalten wurden. Und so wie der einzelne Mensch erst allmälig auf Grund einer gesteigerten Gehirn- und Nerven-Organisation zu einem fühlenden und denkenden Wesen wird, so ist es auch durch die ganze Reihe seiner tierischen Vorfahren hindurch, bei denen sich das seelische Wesen in demselben Maße höher entwickelt, in welchem sich die dafür bestimmten Organe mehr und mehr herausbilden und die Beziehungen zur Außenwelt vermitteln. Je komplizierter diese Organe werden, je höher und feiner ihre Struktur wird, und je mehr dadurch das Tier zur Aufnahme der einzelnen Eindrücke für Licht, Schall, Tast-Empfindung ꝛc. befähigt wird, um so zahlreicher und reichhaltiger werden seine Beziehungen zur Außenwelt, und um so umfassender wird der Kreis seiner Vorstellungen — bis sich dieser Kreis bei dem höchsten der Tiere, bei dem Menschen, dessen Organe die kompliziertesten und dessen Beziehungen zur Außenwelt die reichhaltigsten sind, zu seiner höchstmöglichen Höhe erhebt. Alles dieses ist durchaus unvereinbar mit jener metaphysischen Auffassung der Seele als einer besonderen, für sich bestehenden, von der Materie und von der Außenwelt mehr oder weniger unabhängigen Entität oder Wesenheit, welche als notwendige Voraussetzung des Unsterblichkeits-Glaubens angesehen werden muß. Die Seele an und für sich und getrennt von der Materie betrachten zu wollen, widerspricht allen wissenschaftlichen Thatsachen und ist ebenso absurd, als wenn wir von einer Elektrizität, einem Magnetismus, einer Schwerkraft

an und für sich und ohne Rücksicht auf die Veränderungen der Materie, durch welche wir allein jene Kräfte wahrzunehmen im stande sind, reden wollten.

Wenn die Seele etwas für sich Bestehendes und Entstehendes wäre, so müßte sie absolute Kenntnisse oder Vorstellungen mit auf die Welt bringen, was durchaus nicht der Fall ist. All unser Wissen, Vorstellen und Denken ist relativ und geht nur aus einer gegenseitigen Vergleichung der uns umgebenden sinnlichen Dinge hervor, kann daher abgetrennt von diesen Dingen oder ohne Beziehung zu denselben gar nicht gedacht werden.

Allerdings, verehrte Freundin, darf und will ich Ihnen nicht verschweigen, daß die spiritualistische Schule oder Anschauungsweise, ohne die notwendige und allzu offenbare Verbindung von Geist und Materie oder von Seele und Gehirn abzuleugnen, einen Ausweg ausfindig gemacht oder eine Theorie ersonnen hat, welche jene Verbindung hinlänglich erklären und den Thatsachen gebührende Rechnung tragen zu können glaubt, ohne dabei den Glauben an die Existenz eines besonderen, nach eigenen und inneren Gesetzen agierenden Seelenwesens aufgeben zu müssen. Man hat dieser Theorie den bezeichnenden Namen der „Klaviertheorie“ gegeben, weil sie Gehirn und Nervensystem nur als Instrument der selbständig gedachten Seele betrachtet und die letztere auf diesem Instrument gewissermaßen wie ein Klavierspieler auf seinem Klavier spielen läßt. Das Nähere über diese Theorie, welche in der That auf den ersten Anblick etwas ungemein Bestechendes hat, verspare ich, verehrte Freundin, auf meinen nächsten Brief.

Vierter Brief.

Verehrte Freundin!

Der in meinem letzten Brief nur andeutungsweise berührte Parallelismus zwischen physischer und psychischer oder zwischen materieller und geistiger Entwickelung, zwischen Organ und Verrichtung, speziell zwischen Gehirn und Seele, ist eine heutzutage von allen Unterrichteten anerkannte Thatsache. Indessen war dieses nicht immer so; und erst die Physiologie der Gegenwart oder die moderne Wissenschaft war im stande, jenem Satz wissenschaftliche Anerkennung oder Begründung zu verschaffen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war man in dieser Beziehung so unklar oder ungewiß, daß einer der bedeutendsten damals lebenden Physiologen, Prof. A. W. Volkmann, in einem sehr berühmt gewordenen Artikel über das Gehirn in Rudolf Wagners großem Handwörterbuch der Physiologie (I. Band, 1842, S. 563 und flg.) unter Zustimmung der gelehrten Welt erklären durfte, daß der von dem Materialismus behauptete Parallelismus zwischen Hirnbildung und Seelenleben nicht existiere, und daß die dafür vorgebrachte Beweisführung „oberflächlich und zum Teil selbst willkürlich“ sei — obgleich derselbe Autor in demselben Artikel nicht umhin konnte, zuzugestehen, daß die Seelenthätigkeit von der Lebensthätigkeit nicht zu trennen sei und nur unter Vermittlung des Gehirns zu stande komme. Auch gibt er zu, daß der Dualismus von Seele und Organ „inkonsequent“, und daß das Seelenleben von der Struktur des Gehirns, sowie von der Mischung der Hirnsubstanz abhängig sei.

Diese widerspruchsvolle Unklarheit in den Ansichten der Physiologen über Bedeutung und Funktion des Gehirns war durch eine Anzahl scheinbar widersprechender oder unerklärbarer Thatsachen, namentlich aus der vergleichenden Anatomie und Ethnologie und aus der Pathologie oder Krankheitslehre veranlaßt — Thatsachen, welche man nicht zu deuten verstand und welche die Köpfe der Physiologen derart verwirrten, daß man die Versuche zur Ergründung jenes Verhältnisses vielfach als verzweifelt wieder aufgab und die ganze Sache für transzendent oder die Kräfte empirischer Forschung übersteigend erklärte.

Dieses Verhältnis hat sich heutzutage ganz zu gunsten des materialistischen oder monistischen Standpunktes umgestaltet. Man weiß jetzt, daß jene scheinbar widersprechenden Thatsachen sich mit Leichtigkeit aus einer Reihe von Neben-Umständen erklären, welche man früher entweder nicht kannte oder nicht genügend zu würdigen verstand. Insbesondere hat man sich davon überzeugt, daß die bloße Größe des Gehirns, auf welche man früher den meisten Wert legen zu müssen glaubte, nur einen sehr unvollkommenen Maßstab für die geistige Wertbestimmung desselben abgibt, und daß es wahrscheinlich weit mehr auf dessen innere Bildung und Zusammensetzung, sowie auf das Verhältnis zur Körpergröße ankommt. Man weiß ferner, daß auch weniger vorteilhaft gebildete Seelen- oder Denkorgane durch den Einfluß von Erziehung, Uebung und Ausbildung zu Leistungen gebracht werden können, welche mit ihrer materiellen Beschaffenheit im Widerspruch zu stehen scheinen. Man weiß auch, daß die Seele des Kindes sich in demselben Maße herausbildet, in welchem das Denkorgan durch Wachstum und Bildung leistungsfähiger wird, und daß umgekehrt die Abnahme des Gedächtnisses und der Denkkraft im Alter mit derselben korrespondierenden Veränderung der materiellen Beschaffenheit des Gehirns und in derselben absteigenden Stufenfolge einhergeht, wie sie der Mensch aufsteigend von der Kindheit an zurückgelegt hat. Man weiß ferner, daß Geistes-

Krankheiten immer Gehirn-Krankheiten sind, entweder anatomischer oder funktioneller Art, und daß, wenn Entartungen oder Verletzungen des Gehirns keine auffallenden geistigen Störungen im Gefolge haben, die Entartung immer nur auf die eine Gehirnhälfte beschränkt ist, während die andere für dieselbe ersetzend fungiert. Man weiß endlich, daß die seelischen oder geistigen Eigenschaften der Tiere sich in demselben Maße denjenigen der Menschen nähern, in welchem die anatomische Stufenleiter des Seelen-Organs aufwärts steigt, und daß diejenigen Tiere, deren Gehirnbildung derjenigen des Menschen am nächsten kommt, wie die großen menschenähnlichen Affen, auch auf der Stufenleiter tierischer Intelligenz am höchsten stehen. Kurz — der erwähnte Parallelismus zwischen materieller und geistiger Entwickelung ist trotz einzelner scheinbarer, aber erklärlicher Ausnahmen derselbe, wie derjenige zwischen Organ und Funktion oder Verrichtung überhaupt. Es würde mich zu weit führen, verehrte Freundin, wenn ich Ihnen dieses hier im einzelnen in derselben Weise ausführen und nachweisen wollte, wie ich dieses in dem zweiten Bande meiner „Physiologischen Bilder" in den beiden Aufsätzen über das Gehirn und über die Nerven gethan habe, und es mag daher genügen, wenn ich Ihnen hier nur das allgemeine Resultat im Umriß vorführe. Dieses Resultat geht mit kurzen Worten dahin, daß das Gehirn bei dem Menschen und allen höheren Tieren als solches Organ des Geistes ist und daß dessen materielle Beschaffenheit nach Größe, Form, Zusammensetzung, Entwickelung und Ausbildung in einem ganz bestimmten und notwendigen Verhältnis zur Art und Größe der von ihm ausgehenden psychischen Leistungen oder Kraftwirkungen steht oder stehen muß.

Diesem Resultat gegenüber konnte jener extrem spiritualistische Standpunkt von ehedem, welcher einen inneren und gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen Körperlichem und Geistigem überhaupt nicht zugeben mochte und nur eine zufällige

und vorübergehende Verbindung zwischen beiden gelten lassen wollte, nicht mehr aufrecht erhalten werden; und selbst die entschiedensten Verfechter spiritualistischer Anschauungen sahen sich genötigt, dieses zuzugeben. Aber wie nun trotzdem die Theorie der eigenartigen, unsterblichen, von der Materie mehr oder weniger unabhängigen Menschenseele aufrecht erhalten? Dieses war unter Anerkennung der Thatsachen nur möglich durch die in meinem vorigen Briefe als solche bezeichnete „Klaviertheorie", welche in der That, wenn man weder extrem spiritualistische noch materialistische Ansichten will gelten lassen, die einzig mögliche oder übrig bleibende Hypothese zur Erklärung geistiger oder seelischer Erscheinung auf Grund realer Prinzipien bildet. Sie ist daher auch die einzige, welche unter den zahlreichen vermittelnden Hypothesen, soweit sie sich nicht auf die Klaviertheorie zurückführen lassen, noch ernstliche Beachtung verdient. Diese Abweisung gilt ebenso für J. G. Fichte's „gegenseitiges Ineinander und Wechselduchdringung von Leib und Seele" oder Ulrici's geheimnisvolles „Seelenfluidum" oder Lotze's „Seelen-Atom", vulgo „Seelenmonas", wie für die bereits kritisierte Rudolf Wagner'sche „Seelensubstanz" oder für das Fick'sche Gehirnkohlenfeuer, in welches die Seele hier und da hineinbläst, oder für die W. Wundt'sche Definition der Seele als „inneres Sein der nämlichen Einheit, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen," oder endlich für die eigentümliche Theorie eines der geistvollsten Gehirnbeschreiber, Huschke, nach welcher der Gedanke ein „ästhetischer Begleiter der Nervenbewegung" und Denken und Hirn ein „gleichzeitiger symbolischer Ausdruck" sein sollen. Alle diese Theorieen oder Definitionen, welche die Klarheit der Frage in einem halben Nebel zu begraben suchen, sind entweder Ausdruck der geistigen Unklarheit oder Unentschlossenheit ihrer Urheber oder absichtliche Versuche, der materialistischen (oder monistischen) Konsequenz aus dem Wege zu gehen und dem wissenschaftlich nicht unterrichteten Publikum Sand in die Augen zu streuen.

Was nun die Klaviertheorie selbst angeht, so hat dieselbe, wie gesagt, auf den ersten Anblick etwas ungemein bestechendes und bequemt sich den Thatsachen und wissenschaftlichen Erweisen über die notwendige Verbindung von Hirnbildung und Seelenleben an, ohne die Annahme der Existenz eines besonderen, der Materie mehr oder weniger unabhängig gegenüberstehenden Seelenwesens aufgeben zu müssen. Allerdings beruht sie nur auf einem Gleichnis und hat, wie alle Gleichnisse, den Fehler, daß dasselbe hinkt, oder daß die Analogie nicht durchweg zutrifft, auch wenn man sie als solche gelten lassen und zugeben wollte, daß die Seele als selbständiges Wesen sich des ihr dienenden Organs nur als eines Werkzeuges oder Instrumentes bediene. Bekanntlich bedeutet ein Künstler nichts ohne sein Instrument; aber auch das Instrument bedeutet nichts ohne den dasselbe in Bewegung setzenden Künstler. Ist ein Instrument unvollkommen, klein, schlecht gebaut oder in irgend einer Weise beschädigt, so wird es selbstverständlich auch nur schwache oder unreine Töne hervorbringen, mag es auch von dem besten Künstler gespielt werden, während umgekehrt ein schlechter Künstler auch auf dem besten Instrument nur eine sehr mangelhafte Musik hervorbringen wird. So und in derselben Weise kann auch das Gehirn nichts für sich leisten ohne die dasselbe in Bewegung setzende Seele; aber auch die Seele, welche hier die Rolle des Künstlers vertritt, kann nichts leisten ohne ein gesundes, richtig gebildetes und richtig ernährtes Gehirn. Und gerade so wie der Künstler von seinem Instrument abhängig ist und auf einem schlechten oder verstimmten Instrument nur Mißtöne hervorbringt, gerade so ist es auch mit der Seele, welche nur unvollkommene oder Mißtöne hervorbringen kann, wenn das Gehirn klein, schlecht gebildet, krank oder überhaupt in seiner Norm gestört ist — ohne daß dadurch etwas für die materialistische Theorie bewiesen würde. Umgekehrt kann ein Mensch mit einem großen oder gut gebildeten Gehirn dumm oder wenig intelligent erscheinen, wenn seine geistigen Kräfte,

ähnlich einem schlechten Klavierspieler, gering oder unausgebildet sind. Daß unter solchen Umständen die Aeußerungen der Seele gleichen Schritt halten müssen mit der Bildung und Entwicklung oder Rückbildung des Seelenorgans, oder daß krankhafte Zustände des letzteren auch eine Störung der ersteren zur Folge haben müssen, ist in keiner Weise zu verwundern, da jeder der beiden Teile der Unterstützung des anderen bedarf. Nur die äußere Erscheinungsweise der Seele oder das uns selbst bemerkbare Thätigsein derselben erscheint an gewisse materielle Bedingnisse in derselben Weise geknüpft, wie das Spiel des Künstlers an die Zustände seines Instruments, während das „An sich" derselben oder ihr unerforschliches Wesen uns ewig verborgen bleibt.

Was nun die Kritik der Klaviertheorie angeht, so springt vor allem die totale Unähnlichkeit zwischen einer von Menschenhand gefertigten, aus toten Stoffen zusammengesetzten und selbst toten Maschine und dem lebendigen, unaufhörlich thätigen Gehirn in die Augen. Ein normal ernährtes, wachendes Gehirn kann nicht sein, ohne zu denken, zu empfinden und zu wollen, während ein musikalisches Instrument nur dann Leben bekommt, wenn es von der Hand des Künstlers berührt wird, und während man noch nie gehört hat, daß ein solches Melodieen aus sich selbst hervorgebracht hätte. Künstler und Instrument stehen einander ganz fremd, ohne jede innere Beziehung gegenüber, während Körper und Geist, Gehirn und Seele so innig miteinander verbunden sind, daß eines ohne das andere nicht bestehen kann. Es ist eine Sache der täglichsten Erfahrung, daß sich der Geist oder das seelische Wesen des Menschen auch in seiner äußeren Erscheinung, in Gesicht, Blick, Haltung, Sprache u. s. w. ausdrückt. Hat man aber jemals gehört, daß ein Klavier an der Haltung oder den Gesichtszügen seines Klavierspielers Anteil genommen hätte? oder daß, ähnlich wie ein Gehirn durch Uebung, Ausbildung, geistige Anstrengung größer, fester, feiner ausgebildet und leistungsfähiger wird, auch

ein Klavier in ähnlicher Weise durch häufigen Gebrauch besser und leistungsfähiger geworden wäre? Gerade das Gegenteil ist der Fall. Umgekehrt ist eine Rückwirkung des Klaviers auf den Klavierspieler eine Sache absoluter Unmöglichkeit, während diese Rückwirkung in der Physiologie und Pathologie der Seele zu den unbestrittensten Thatsachen gehört. Jede anatomische oder physiologische Störung in der Thätigkeit des Gehirns bringt auch eine entsprechende Störung der geistigen Thätigkeit oder der seelischen Empfindung hervor, während es nach der Klaviertheorie absolut unbegreiflich erscheinen muß, wie z. B. ein Rausch, eine Chloroformbetäubung oder überhaupt ein Leiden, eine Erkrankung des Gehirns unser ganzes geistiges Wesen so tief alterieren kann, da ja der Gehirn-Künstler oder Seelen-Klavierspieler in einem solchen Falle nichts weiter zu thun hätte, als einfach seine Thätigkeit so lange einzustellen, bis das Instrument wieder in Ordnung ist. Statt dessen spielt er auf dem verstimmten und unbrauchbar gewordenen Instrument unverdrossen weiter, begeht die größten Thorheiten, tötet sich oder andere, verfällt in Wahnsinn, Raserei ꝛc.

In der Regel trennen die Herrn Philosophen, um solchen und ähnlichen Schwierigkeiten zu entgehen, die motorische und sensorielle Seite unseres geistigen Wesens oder das Empfinden und Wollen gänzlich von der logischen und ethischen Seite desselben und weisen die erstere den körperlichen Organen, letztere aber dem zu, was sie Geist oder Seele nennen. Aber sie setzen sich damit in einen eklatanten Widerspruch zu den elementarsten Thatsachen der Physiologie, physiologischen Psychologie und Psychiatrie, welche eine solche Trennung als ganz unmöglich erscheinen lassen, sowie zu dem bekannten Axiom, daß sich unser ganzes geistiges und seelisches Wesen nach und nach aus oft wiederholten Empfindungen aufbaut. Wenn uns z. B. ein heftiger Nervenschmerz, der ja wohl auch nach der Ansicht der eingefleischtesten Spiritualisten eine rein körperliche Sache ist, unfähig zum Denken oder Nachdenken macht durch

Störung der Nerventhätigkeit, so ist dieses nach der Klaviertheorie absolut unbegreiflich, da ja der auf dem Gehirn spielende und das eigentlich denkende Wesen vorstellende Seelenkünstler davon nichts zu empfinden und nicht nötig hätte, sich in seiner Thätigkeit irgendwie beirren zu lassen. Ebenso unbegreiflich erscheint es nach dieser Theorie, wie umgekehrt rein psychische Ursachen, z. B. ein heftiger Schrecken, eine plötzliche Freude, eine große Furcht, eine entsetzliche Angst Geistesstörungen zur Folge haben können, indem sie durch Nerven-Einfluß die Zirkulations-Verhältnisse des Blutes im Gehirn stören und damit dessen Funktion beeinträchtigen. Denn wie sollte eine krankmachende Ursache, welche nur den Klavierspieler betrifft, auch das Klavier und in weiterer Folge dessen materielle Beschaffenheit in Mitleidenschaft ziehen? Aehnliche Beispiele, welche den Einfluß des Moralischen auf das Physische oder geistiger Zustände und Stimmungen auf das Nervensystem und dessen Zustände, ja sogar auf die Empfindung von Schmerz oder Unlust dokumentieren, sind ebenso zahllos, wie die umgekehrten Beispiele der Einwirkung des Physischen auf das Moralische oder Geistige. Man kann bei Tieren, z. B. Hunden, durch gewisse Operationen am Gehirn ihren Charakter vollständig verändern, ja in sein Gegenteil verkehren; und dem ganz entsprechende Beobachtungen, welche Sie, verehrte Freundin, in meinen „Physiologischen Bildern“ genauer beschrieben finden, sind an gehirnverletzten Menschen gemacht worden. Wie wollen die Anhänger der Klaviertheorie erklären, daß infolge von Gehirn-Verletzungen oder sonstigen Störungen der Gehirnthätigkeit monate- oder jahrelange Perioden aus dem Gedächtnis der betreffenden Personen total verschwinden können, und daß erst nach Beseitigung der Störung das Bewußtsein wiederkehrt, während die ganze Zwischenzeit geistig oder seelisch für sie verloren war? Was hat der zur Unthätigkeit verdammte Seelen-Klavierspieler während dieser ganzen langen Zeit gemacht? wo hat er sich aufgehalten? und warum war er nach

Wiederherstellung seines Instruments nicht imstande, die entstandene Lücke wieder auszufüllen oder zu ergänzen? Was macht derselbe während der Zeit des Schlafes, wo das Gehirn infolge ganz bestimmter physiologischer Vorgänge einem regelmäßigen Wechsel der Ruhe mit Thätigkeit unterliegt, während ein solcher Wechsel für ein totes Instrument absolut unnötig erscheint? oder warum ergeht er sich, wenn man die Träume als Beweis für teilweise seelische Thätigkeit auch im Schlafe anführen will, in den abenteuerlichsten und verworrensten Vorstellungen? Weit konsequenter, als unsere heutigen Spiritualisten, dachten die wilden Animisten der Vergangenheit, als sie die als besonderes Wesen gedachte Seele während solcher Zeiten den Körper im Stiche lassen und beliebige Reisen oder Wanderungen antreten ließen.

Was — so kann man weiter fragen — machte der Seelen-Klavierspieler während der langen Zeit der Kindheit, wo er wegen mangelhafter Ausbildung und Entwicklung des Seelen-Instruments auf die notdürftigsten Aeußerungen beschränkt war? Oder was hat er während der unendlich langen Zeit gethan oder gemacht, da das Gehirn, auf dem zu spielen er bestimmt war, noch nicht geboren oder noch im Mutterleibe verborgen war? Und wie sind die unendlich wichtigen Einflüsse der Erziehung und Bildung, welche durch die Nerven und Sinnesorgane unmittelbar auf das Gehirn wirken, zu erklären gegenüber einem selbständigen Seelenwesen, welches das Gehirn nur als Mittel seiner Aeußerungen benützt, während diese Einflüsse auf das deutlichste darthun, daß unser Seelenwesen nur eine Resultante aus zwei aufeinanderwirkenden Momenten äußerer und innerer Art ist? Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann man den Grundgedanken der Klaviertheorie sogar als einen gesunden oder richtigen bezeichnen — nur mit dem Unterschied, daß hier unter dem Bild des Klavierspielers nicht ein selbständiges Seelenwesen, sondern die Summe der von außen auf Gehirn und Nervensystem gesetzten Eindrücke ver-

ſtanden wird. Dieſe Eindrücke ſind es, welche dem Gehirn unter Vermittlung der Sinnesorgane ſeine eigentliche geiſtige Nahrung zuführen und durch eine Anzahl vorangegangener Prozeſſe allmälig Denken und Bewußtſein entſtehen laſſen. Daraus erklärt ſich denn auch mit Leichtigkeit die allmälige Entwicklung des kindlichen Geiſtes auf Grund ſich allmälig ſteigernder Gehirn-Organiſation im Verein mit dem zunehmenden Reichtum der zugeführten Kenntniſſe, Erfahrungen und Selbſtbeobachtungen. Will man für dieſes Verhältnis das Bild oder Gleichnis eines Gehirn-Klaviers in Anwendung bringen, auf welchem die Außenwelt gewiſſermaßen ſpielt und Töne hervorbringt — alles ſelbſtverſtändlich unter Bedingnis durch die Organiſation des Gehirns ſelbſt und die demſelben angebornen Anlagen oder Fähigkeiten — ſo mag man darin etwas Wahres erblicken, während dagegen die Seelentheorie mit dieſem Gleichnis ſchon aus einfach logiſchen Gründen Schiffbruch leidet. Denn eine Vereinigung zweier ſo abſoluter Gegenſätze, wie ſie nach ſpiritualiſtiſcher Anſchauung Körper und Geiſt darſtellen, zu einem dritten iſt logiſch undenkbar. Schon Hobbes, der ſcharfſinnige engliſche Denker des ſiebzehnten Jahrhunderts, wies nach, daß die Begriffe einer „reinen Materie“ und eines „reinen Geiſtes“, wie ſie die Spiritualiſten einander gegenüberſtellen, reine Fiktionen ſind; ſie müßten ſich, wenn ſie exiſtierten, einander vollſtändig ignorieren. Denn daß ſich eine materielle Bewegung der Gehirnzellen auf ein Immaterielles, den Geiſt oder die Seele, fortpflanzen, oder daß umgekehrt Immaterielles jene materielle Bewegung beeinfluſſen könne, iſt unbegreiflich und unmöglich. Aus einer geiſtloſen Materie kann nie Geiſt hervorgehen, aus einem reinen Geiſt nie Materie oder materielle Bewegung. „Wie von einem ausgedehnten, nicht denkenden Ding,“ ſagt ſelbſt ein denkender Theolog, wie D. F. Strauß in ſeiner ſo viel angefeindeten Schrift „Der alte und der neue Glaube“, „dergleichen der menſchliche Leib eines iſt, auf ein nicht ausgedehntes, denkendes

Ding, dergleichen die Seele eines sein soll, Eindrücke übergehen, wie von dem letzteren auf das erstere Ding Antriebe zurückgehen, wie überhaupt zwischen beiden irgend eine Gemeinschaft möglich sein soll, das hat noch keine Philosophie erklärt, und wird nie eine erklären. Viel leichter muß es doch in jedem Falle zu verstehen sein, wenn man es nur mit einem und demselben Wesen zu thun hat, das an seinem einen Ende ein ausgedehntes, am andern ein denkendes ist. Natürlich sagt man uns: ein solches Wesen ist unmöglich. Wir dagegen sagen: es ist wirklich, wir alle sind solche Wesen."

Wie könnte es auch anders sein? und welcher haltbare Grund könnte den Schöpfer aller Dinge veranlaßt haben, das selbständige Prinzip des Geistes oder der Seele an die träge Materie und deren allmälige, schwierige Entwicklung zu ketten, das Vollkommene von dem Unvollkommenen abhängig zu machen und den Seelen-Klavierspieler in eine so traurige Zwangslage seinem Instrument gegenüber zu versetzen? Wozu die ganze individuelle, mit so viel Schwierigkeit verknüpfte Entwicklung eines einzelnen Seelenwesens auf Grund materieller Zustände, wenn dieses Seelenwesen, vielleicht ausgerüstet mit allen erforderlichen Kenntnissen, bereits vorher vorhanden war und zur vollen Aeußerung seines Daseins nur auf die Ausbildung seines Organs oder Instruments zu warten hat? Und wie will man die außerordentliche Verschiedenheit der einzelnen Seelenwesen erklären (eine Verschiedenheit, welche eine Stufenleiter vom höchsten bis zum niedrigsten darstellt), wenn nicht durch die Verschiedenheit der Organisation und der äußeren und inneren Einwirkungen auf dieselben während der Lebensdauer — während ein für sich bestehendes Seelenwesen auf jedem normal gebildeten Gehirn im wesentlichen dieselben Melodieen zu spielen imstande sein müßte. Wie will man sich den traurigen Zustand der Seele eines Idioten oder eines unerzogenen Wilden oder eines Verbrechers oder eines unheilbaren Geisteskranken oder eines früh verstorbenen Kindes oder eines kindisch gewordenen Greises vorstellen?

und durch welchen Einfluß werden einzelne oder gewisse Seelen genötigt, ihr Schicksal an so unvollkommene oder fehlerhafte Instrumente zu ketten? Oder wie will man die bekannte und bereits besprochene, nur durch Vermittlung der winzigen Keimstoffe mögliche Erblichkeit der Geisteskrankheiten und der geistigen Anlagen überhaupt mittelst der Klaviertheorie erklären? Wie ist es möglich, daß Uebung, Ausbildung, Erziehung die Seele oder das geistige Wesen selbst auch auf Grund seines weniger gut oder weniger glücklich organisierten Gehirns zu verbessern und zu hervorragenden Leistungen zu bringen im stande sind, während doch nach der Klaviertheorie nur das Instrument verbessert zu werden braucht, um dem Seelenklavierspieler solche Leistungen möglich zu machen?

Ich könnte, verehrte Freundin, diese vom Standpunkt spiritualistischer Anschauung unbeantwortbaren Fragen beliebig vermehren, ohne daß diese Vermehrung etwas an dem Resultat ändern würde, welches dahin geht, daß der der Klaviertheorie zu Grunde liegende Vergleich trotz mancher anscheinenden Aehnlichkeit und seiner dadurch veranlaßten Beliebtheit doch nach allen Seiten hinkt, und daß schließlich unter den drei Möglichkeiten, welche sich für das Verhältnis von Gehirn und Geist oder Leib und Seele aufstellen lassen (Spiritualismus, Materialismus und Klaviertheorie), nichts anderes übrig bleibt, als die Annahme jener einfachen, natürlichen, ungezwungenen und allen Thatsachen Rechnung tragenden Lösung, welche der Materialismus oder die monistische Theorie dem großen Rätsel von der Menschenseele gibt, indem er diese letztere einfach als eine organische Thätigkeit des Körpers, im Besonderen als eine Funktion oder Verrichtung des Gehirns und seiner einzelnen Teile ansieht. Wie in der äußeren oder großen Natur Kraft und Stoff überall untrennbar vereint und im Grunde das Nämliche oder nur zwei Erscheinungsweisen eines und desselben Wesens sind, so verhält es sich auch mit dem Mikrokosmos des menschlichen Leibes, in welchem Organ und Funktion,

Substanz und Verrichtung überall untrennbar verbunden sind. Welcher vernünftige Grund könnte uns veranlassen, für ein einziges unserer Organe oder für das Gehirn allein einen Grundsatz zu verwerfen, welcher für alle anderen Organe unbestritten feststeht, und für dasselbe, welches doch ein körperliches Organ oder Gebilde ist, wie alle übrigen, eine besondere, gewissermaßen hinter oder über ihm stehende und seine Thätigkeit beherrschende und leitende Seele oder geistige Substanz anzunehmen, welche die eigentliche Ursache der von ihm ausgehenden Wirkungen sein soll, und welche nicht nach den gewöhnlichen Gesetzen des natürlichen Geschehens zu beurteilen wäre! In konsequenter Verfolgung eines solches Gedankens müßte man, wie schon Karl Vogt überzeugend nachgewiesen hat, jedem anderen Organe ein gleiches oder ähnliches Recht zugestehen und für die Nerven eine Nervenseele, für die Muskeln eine Muskelseele, für den Darm eine Darmseele, für die Leber eine Leberseele ꝛc. gelten lassen — lauter Absurditäten, auf die weiter einzugehen nicht der Mühe lohnt. Ja man könnte oder müßte einen solchen Grundsatz auch auf die anorganische Welt ausdehnen und z. B. für die magnetischen Erscheinungen, welche an und für sich ebenso unbegreiflich, ebenso unsichtbar oder unwägbar und ebenso an einen bestimmten Zustand oder eine bestimmte Bewegung der Materie gebunden sind, wie die geistigen, das Vorhandensein einer Magnetismus-Seele statuieren, oder hinter der wunderbaren Bildung des Kristalls eine dieselbe bewirkende Kristall-Seele vermuten. Das Wort „Seele“ ist nichts anderes als ein Kollektiv-Begriff, ein allgemeiner Ausdruck für die gesamten Thätigkeiten des Gehirns und Nervensystems, gerade so wie das Wort Respiration oder Atmung ein Kollektiv-Begriff für die Thätigkeit der Atmungsorgane, das Wort Verdauung ein solcher für die Thätigkeit der Verdauungsorgane, das Wort Kreislauf ein solcher für die Thätigkeit der Kreislaufs-Organe ist. Es bezeichnet daher keine Wesenheit, kein für sich bestehendes Ding, sondern nur eine,

wenn auch noch so komplizierte Verrichtung der lebenden Substanz, während die philosophischen Schulen den großen Fehler machen, daß sie solche und ähnliche Worte oder Bezeichnungen, welche eigentlich nur eine konventionelle Bedeutung haben, für wirkliche Dinge oder Wesenheiten nehmen und damit eine heillose Verwirrung der an sich so einfachen Sachlage herbeiführen. Wenn es Funktion des Herzens und der großen Gefäße ist, den Kreislauf des Blutes zu unterhalten, oder Funktion des Magens und Darmkanals, die Verdauung zu bewerkstelligen, oder Funktion der Lungen, die Atmung und Ansäuerung des Blutes möglich zu machen, oder Funktion der Nerven, die in den niedersten Tierformen lediglich an die organische Materie selbst gebundene Empfindung oder Aufnahme äußerer Eindrücke zu vermitteln und den Muskeln die vom Gehirn erteilten Befehle zu überbringen — so ist es Funktion des letzteren, jene oft wiederholten Empfindungen oder Eindrücke zu sammeln und durch die Thätigkeit seiner Ganglienkugeln oder Nervenzellen in Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe oder Gedanken, sowie in Willens-Akte umzusetzen. Indem nun diese Gedankenthätigkeit teils auf ihr Organ selbst oder das Gehirn, teils durch Vermittlung des Nervensystems auf den gesamten Körper wieder zurückwirkt, folgt sie nur der Analogie aller übrigen Körper-Organe, bei denen ebenfalls die Funktion durch die Substanz und die Substanz durch die Funktion mehr oder weniger bedingt wird, sowie jenem allgemeinen und großen, erst vor wenigen Jahren entdeckten Naturgesetz, welches gegenwärtig wie ein belebender Odem die gesamten Naturwissenschaften durchdringt, und von dem es keine bekannte Ausnahme gibt. Es ist das große Gesetz von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft, welches, wie auf alle übrigen Natur-Erscheinungen, so auch auf das Verhältnis der Menschenseele zu ihrem materiellen Substrat seine Anwendung finden kann und muß. Denn die Empfindung oder der Gedanke als eine Bewegung der Materie muß notwendig selbst wieder Bewegung

der Materie erzeugen oder im Gefolge haben, wie sich dieses an zahllosen Beispielen nachweisen läßt. Wenn wir vor Schreck erblassen, vor Freude erglühen, aus Furcht gewisse Sekretionen nicht zurückhalten können, oder wenn angestrengtes Nachdenken die Blutzirkulation im Gehirn, den Stoffwechsel und das Nahrungsbedürfnis erhöht, oder wenn durch neuere Untersuchungen nachgewiesen ist, daß der Gedanke, wie die Empfindung zu ihrem Zustandekommen einer ganz bestimmten Zeitdauer bedürfen, und daß die Ankunft eines Empfindungs-Eindrucks im Gehirn daselbst eine sofortige Wärmesteigerung hervorruft, so sind dieses lauter Beispiele aus Leben und Wissenschaft, in denen die Umsetzung psychischer oder geistiger Bewegung in materielle oder körperliche Bewegung, oder umgekehrt dieser in jene, so klar und augenfällig zu tage tritt, daß nur philosophisch verblendete Querköpfe dieses Verhältnis außer acht lassen oder mißdeuten können.

Uebrigens ist das hier berührte Verhältnis ein so wichtiges, und ist der Nachweis, daß alle von dem Menschen entwickelte körperliche und geistige Kraft in letzter Linie nur aus der allgemeinen, von den Strahlen der Sonne abhängigen Kraftverwandlung der Natur überhaupt stammen kann und muß, ein für die Beurteilung unseres Gegenstandes so entscheidender, daß ich die nähere Besprechung desselben einem folgenden Briefe vorbehalten muß. Gelingt es, den bezeichneten Nachweis zu führen, so dürfte derselbe für sich allein schon hinreichend sein, um jede andere, als monistische Anschauung in der Seelenfrage, als unberechtigt erscheinen zu lassen.

Fünfter Brief.

Verehrte Freundin!

Unter den vielen und großen wissenschaftlichen Entdeckungen dieses Jahrhunderts nimmt wohl neben der durch Darwin zum Siege gelangten Entwicklungstheorie die Entdeckung des großen Prinzips von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft durch F. Mohr und R. Mayer eine der ersten, wenn nicht die erste Stelle ein. Zufolge dieser Entdeckung ist nicht bloß, was schon früher bekannt war, die Summe der in der Natur vorhandenen Stoffe oder Elemente die gleiche und unwandelbare, auf der Unzerstörbarkeit des Atoms beruhende, sondern das nämliche gilt auch von der mit dem Stoff unzertrennlich verbundenen Kraft, deren Summe im großen und ganzen immer dieselbe unveränderliche bleibt, während nur ihre einzelnen Erscheinungsweisen einem steten Wechsel unterworfen sind. Aber dieser Wechsel geht nach ganz bestimmten Verhältnissen oder Gleichgewichtszahlen vor sich, welche sich in letzter Linie immer wieder gegenseitig ausgleichen, so daß im großen und ganzen weder Verlust noch Gewinn stattfinden kann. Wenn irgend eine Kraft oder Kraftäußerung anscheinend verschwindet, wie z. B. bei der mechanischen Kraft der Reibung, so ist dieses nur scheinbar. Die Kraft als solche ist nicht verschwunden, sondern sie hat uur eine andere Form, in diesem Fall die Form der Wärme und der mechanischen Aufhebung des Zusammenhangs, angenommen. Die beweisenden Beispiele dieser Art sind zahllos; ich habe die auffallendsten derselben

in meinem Aufsatz über den Kreislauf der Kräfte und den Weltuntergang in meiner bereits zitierten Schrift „Licht und Leben“ in populärer Weise vorgetragen. Der dadurch geführte Nachweis ist um so wichtiger, als der Laie in dieser Sache Anschauungen zu huldigen pflegt, welche dem wahren Sachverhalt gerade entgegengesetzt sind. Für ihn ist die freiwillige Entstehung oder Vernichtung eines Dinges oder einer Bewegung, welche vorher existierten oder nicht existierten, fast eine selbstverständliche Sache. Er hält einen solchen Vorgang nicht bloß für möglich, sondern glaubt ihn fast jeden Tag unter seinen Augen sich vollziehen zu sehen. In den Augen des Mannes der Wissenschaft dagegen ist ein solcher Vorgang eine absolute Unmöglichkeit. Schon die bloße Vorstellung desselben enthält eine Ungereimtheit, und die größere oder geringere Energie, mit welcher der Geist derselben opponiert, kann einen Maßstab abgeben für den Verstand und das Wissen des modernen Gelehrten. Die absolute Unzerstörbarkeit alles Seienden, einerlei ob Stoff oder Bewegung, ist für ihn unangreifbares Axiom oder muß es sein. Die gesamte Naturwissenschaft ist gegenwärtig durchdrungen von der Gültigkeit und dem Einfluß dieses Axioms und verwirft von vornherein alles, sei es Beobachtung oder Theorie, was demselben widerstrebt oder damit unvereinbar erscheint. Unsere ganze Physiologie oder Lehre vom Leben beruht gegenwärtig auf der steten Anwendung dieses Gesetzes, welches ein so helles Licht auf die verwickeltsten Naturprozesse geworfen hat, und könnte ohne dasselbe und seinen steten Gebrauch als Wissenschaft kaum mehr gedacht werden.

Wahrscheinlich gibt es nach Maßgabe dieses Gesetzes oder Prinzips überhaupt nur eine einzige Ur- oder Grundkraft in der Natur; und alle Vorgänge in derselben sind nur verschiedene Erscheinungen oder Aeußerungsweisen dieser Grundkraft, welche sich uns bald als mechanische, bald als chemische, bald als elektrische, bald als geistige Kraft ꝛc. kundgibt; welche ferner, da es, wie jetzt allgemein anerkannt und zugegeben

wird, keine Kraft ohne Stoff gibt, nur das Resultat aus den unaufhörlich nach allen Richtungen vor sich gehenden Veränderungen des sogenannten Stoffwechsels ist, und welche endlich, geradeso wie der Wechsel der Stoffe auch, im großen und ganzen niemals Verlust und niemals Gewinn hat. Es kann nun aber nach zahllosen physiologischen Erfahrungen nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die gesamte Thätigkeit unserer Nerven und unseres Gehirns nur diesen Vorgängen des Stoffwechsels ihre Entstehung verdankt, und daß diese Thätigkeit in letzter Linie nichts weiter ist, als der Ausdruck jenes bekannten Verbrennungs- oder Oxydations-Prozesses, welcher das eigentliche Wesen der in unserem Körper vor sich gehenden Stoff- und Kraft-Umwandlungen bildet. Wenn in der äußeren Natur die Verwandlung der Kraft der Wärme in Bewegung, und umgekehrt, das häufigste und bestgekannte Beispiel der Umwandlung der Kräfte darstellt, so ist es im tierischen oder menschlichen Organismus nicht anders, und derselbe kann im physiologischen Sinne mit vollem Recht als eine Maschine bezeichnet werden, welche fortdauernd Wärme in Bewegung oder Arbeit und Arbeit in Wärme umsetzt, und welche durch die Nahrungsstoffe ebenso geheizt oder unterhalten wird, wie die Wärmekraftmaschine durch die Brennkohle. In beiden findet eine Verwandlung der in Brenn- und Nährstoffen enthaltenen Energie chemischer Trennung in Energie der Wärme und der sichtbaren Bewegung statt. Wir können eine Dampfmaschine durch die direkte Verbrennung der Substanzen treiben, die wir als Nahrung benutzen; und wäre unser Magen so eingerichtet, daß er Kohle verdauen könnte, so würden wir, wie Helmholtz treffend bemerkt, die lebendige Kraft unseres Körpers aus dieser Substanz entnehmen können. Alle Gelehrten, welche diese Verhältnisse mit Sachkenntnis erkundet und besprochen haben, wie Tyndall, Helmholtz, Grove, Clausius, Stewart, Spiller, Wundt, Fick ꝛc., sprechen sich darüber in gleichem Sinne aus und erörtern den Vergleich mit einer Maschine, während sie der

gänzlich unwissenschaftlichen Annahme einer besonderen „Lebenskraft“ Absage thun und ausdrücklich betonen, daß diese falsche Vorstellung dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft direkt zuwiderläuft. Auch die von Tieren oder Menschen geleistete geistige oder seelische Arbeit oder Bewegung unterliegt, wie wissenschaftlicherseits gar nicht bezweifelt werden kann, ganz demselbem Gesetz und hängt beinahe unmittelbar ab von dem Einfluß des dem Gehirn durch seine großen und zahlreichen Schlagadern zugeführten Blutes und von der Lebendigkeit oder Kraft des dadurch herbeigeführten Stoffwechsels in dem Denkorgan. Kein Gedanke, keine Empfindung, kein Willens-Akt, keine Erregung des Gemütes oder der Leidenschaft kann in unserem Gehirn vor sich gehen ohne eine gewisse Menge von mit Sauerstoff beladenem Blute, welches durch den Blutkreislauf ununterbrochen demselben in großer Menge zugeführt wird; und je mehr solches und zwar gesundes Blut im Gehirne kreist, um so lebhafter ist der dadurch hervorgerufene Stoffwechsel und um so energischer das demselben entsprechende Geistesleben, während umgekehrt eine Stockung oder Aufhebung dieses Blutkreislaufes nicht eine Minute bestehen kann, ohne das Bewußtsein und jede geistige Thätigkeit sofort aufzuheben. Da nun mit einem vermehrten Stoffwechsel jedesmal auch eine vermehrte Wärmebildung oder eine gesteigerte Erzeugung jener allgemeinsten und verbreitetsten Kraft einhergeht, welche aus allen andern Kräften der Natur jederzeit entwickelt und wieder in dieselben zurückverwandelt werden kann, so ist es leicht begreiflich, warum uns der Kopf vom Denken oder von geistigen Erregungen überhaupt warm wird, und warum wir bei tiefem Nachdenken oder Nachsinnen oder bei heftigen gemütlichen Erregungen durch Zorn, Haß, Liebe, Leidenschaft ꝛc. zu sagen pflegen „der Kopf raucht“ oder „der Kopf brennt mir!“ Ebenso wird es uns nach dieser Aufklärung begreiflich, warum starke geistige Thätigkeit das Nahrungsbedürfnis ebenso anregt und vermehrt, wie körperliche Arbeit, und warum der Gelehrte,

Dichter oder Denker infolge seiner Kopfarbeit ebenso vermehrte Eßlust oder ein gesteigertes Nahrungsbedürfnis empfindet, wie z. B. ein Holzspalter oder ein Spaziergänger infolge seiner Muskel-Arbeit, da ja alle Kraft unseres Leibes und Lebens in letzter Linie aus den Speisen oder aus den sogenannten Atomkräften der von uns genossenen Nahrung herstammt. Wenn daher auch das Resultat der geleisteten Arbeit oder des geleisteten Kraft-Aufwandes bei den drei Genannten, also bei den Gelehrten, dem Holzspalter und dem Spaziergänger, ein sehr verschiedenes ist, so ist doch die Quelle, aus welcher sie ihre Kraft geschöpft haben, und welche sich in letzter Linie nach dem Prinzip der Kraftverwandlung auf die Strahlen der Sonne zurückführen läßt, bei allen dreien die völlig gleiche.

Nun gibt es aber keinen Ort oder Platz unseres Körpers, ja vielleicht oder wahrscheinlich keinen solchen in der ganzen Natur, wo jener Stoffwechsel oder jener Oxydations-Prozeß, von dem ich gesprochen habe, bei gleichzeitiger Beschränkung auf einen kleinen Raum, mit größerer Lebhaftigkeit und Energie vor sich geht, als in jenem wunderbaren Organ, welches gewissermaßen die Blüte und höchste Entwickelung aller irdischen Organisation darstellt, oder in dem Gehirn des Menschen! In der That ist durch Experiment und Beobachtung erwiesen, daß unter allen Organen des menschlichen Körpers das Gehirn die höchste Temperatur besitzt, und daß vielleicht ein Dritteil des gesamten Oxydations-Prozesses des Körpers gebraucht wird, um das im wachenden Zustande unaufhörlich lodernde Feuer des Gehirns zu unterhalten. Im Einklang damit steht die Thatsache, daß das Gehirn unter allen Organen des Körpers dasjenige ist, welchem aus dem Herde des Kreislaufs, dem Herzen, das weitaus meiste Blut zugeführt wird, und daß dasselbe, obgleich sein Gewicht nur den dreißigsten bis vierzigsten Teil des gesamten Körpergewichts ausmacht, zur Unterhaltung seiner Ernährung und Thätigkeit doch ein Fünfteil der gesamten Blutmasse des Körpers und somit auch ein Fünfteil der ganzen,

in denselben aufgenommenen Nahrungsmenge verbraucht. Wie bedeutend diese Blutzirkulation im Gehirn im Verhältnis zu den übrigen Körperteilen ist, erhellt daraus, daß ein Querschnitt sämtlicher Blutgefäße des Halses an räumlicher Ausdehnung einen Querschnitt der großen Blutgefäße unseres Schenkels um das Dreifache übertrifft, obgleich dieser ein viel massigeres Organ ist und auch noch die gesamten zu- und rückführenden Gefäße des Unterschenkels mit einschließt. Kein anderes Organ unseres Körpers befindet sich bezüglich der anatomischen Hilfsmittel für reichlichen und unbehinderten Zu- und Abfluß des Blutes und damit für Förderung seines Stoffwechsels in einer so günstigen anatomischen Verfassung wie das Gehirn.

Diesem anatomischen Verhalten entsprechend ist das physiologische. So pflegt die Intelligenz in Verbindung mit dem Thätigkeitstrieb und dem Temperament bei einem einzelnen Menschen (caeteris paribus) in der Regel um so reger und lebhafter zu sein, je näher Herz und Hirn sind, oder je kräftigere und heißere Blutwellen das erstere dem letzteren zuzutreiben imstande ist; während langhalsige Menschen, bei denen die Blutwelle, welche vom Herzen zu dem Gehirn emporsteigt, hier abgekühlter und mit geringerer Energie oder Druckkraft ankommt, von dem allem das Gegenteil zu sein pflegen. Auch Tiere mit sehr langem Hals, wie Giraffe, Gans ꝛc., bei denen das Blut auf dem Wege vom Herzen zum Gehirn an Wärme wie an Bewegungskraft verliert, sind in der Regel phlegmatisch und wenig intelligent. Je stärker oder lebhafter die Oxydation im Gehirn vor sich geht, um so geringer ist dementsprechend die augenblickliche Kraft-Entwickelung im übrigen Körper, und umgekehrt; und je mehr Blut nach anderen Teilen des Körpers hingezogen wird, z. B. durch den Verdauungsprozeß nach dem Unterleib, um so geringer oder langsamer wird die Thätigkeit des Gehirns infolge geminderter Blut-Zirkulation in demselben. Daher die bekannte Schläfrigkeit oder Unlust zu gei-

stiger Arbeit nach starken Mahlzeiten, während umgekehrt, wie bereits bemerkt, starke geistige Aufregung oder Arbeit stets mit Blutandrang nach dem Kopfe und vermehrter Zirkulation des Blutes in demselben verbunden ist. Auch ganz direkt ist dieses durch interessante Versuche mit dem sogenannten Volumeter erwiesen worden. Sobald man mittels dieses Instruments starke Blutanhäufung in einem Körperglieder, z. B. dem Arm, hervorruft, entsteht Schlafneigung und Schlaf, welcher letztere durch Träume oder Erwachen unterbrochen wird, sobald man mit der künstlichen Blutableitung nachläßt. Umgekehrt vermindert sich die Blutmenge des Arms, wenn das Gehirn angestrengte Geistesarbeit verrichtet.

Im Einklang hiermit und entsprechend dieser hohen Bedeutung des Organs des Geistes gibt es nun aber auch nichts, was die gesamten Körperkräfte so sehr in Anspruch nimmt und erschöpft, wie angestrengte geistige Arbeit oder Thätigkeit des Gehirns, obgleich eine solche Thätigkeit wieder andererseits, wenn ein regelmäßiger und genügender Wechsel mit Ruhe und Erholung neben ausreichendem Wiedererſatz stattfindet, kräftigend und stärkend auf das Gehirn und damit durch Vermittlung des Nervensystems stärkend auf den ganzen übrigen Körper zurückwirkt. Daher die bekannte Erfahrung, daß man unverhältnismäßig viele Greise unter den Gelehrten oder unter den Geistes-Arbeitern überhaupt antrifft!

Nach Professor Houghston's chemischen Berechnungen sollen zwei Stunden starken geistigen Studiums dem menschlichen Körper soviel Lebenskraft entziehen, wie ein ganzer Tag gewöhnlicher Handarbeit; daher derselbe alten, geistig angestrengten Menschen einen regelmäßigen Wechsel mit körperlicher Arbeit zur Erhaltung ihrer Gesundheit dringend anempfiehlt. Mag diese Berechnung als solche richtig oder übertrieben sein, so steht es doch außer Zweifel, daß starke geistige Erregung und Anspannung infolge des vermehrten Stoffwechsels in Gehirn und Nerven auch eine vermehrte Erregung und Abscheidung

der materiellen Produkte der Nerven-Abnutzung zur Folge haben muß. In der That hat die chemische Untersuchung bedeutende Vermehrung der aus Gehirn und Nerven stammenden Alkali-Phosphate im Urin nach starken geistigen Erregungen, Anstrengungen, Gemütsbewegungen oder dergl. nachgewiesen, während umgekehrt bei funktionellen Störungen der Hirnthätigkeit Abnahme jener Stoffe beobachtet wird. Auch mag — nebenbei gesagt — diese Auseinandersetzung, im Verein mit dem vorher Gesagten, zeigen, daß Gelehrte, Denker oder Dichter, welche eigene Geistesarbeit verrichten, durchaus nicht, wie so manche glauben, ein bequemes Leben führen. Im Gegenteil unterliegen dieselben unaufhörlichen Anstrengungen und innern Aufregungen der aufreibendsten Art, und man muß dem englischen Philosophen Alexander Bain Recht geben, wenn er sagt: „Niemand weiß, welche unsichtbaren Qualen ein gewissenhafter Schriftsteller erduldet.“ Jeder, der Anspruch auf den Namen eines solchen zu erheben berechtigt ist, wird die schmerzliche Wahrheit dieses Ausspruchs an sich selbst zu erfahren Gelegenheit gehabt haben.

Wenn es nun somit feststeht, daß das Organ des Denkens das meiste Blut erhält, und daß eine stete und regelmäßige Durchtränkung desselben mit gesundem Blute und dadurch bedingte Unterhaltung des Stoffwechsels erstes Erfordernis geistiger Gesundheit und jeder geistigen Thätigkeit ist, so ist leicht einzusehen, daß jede Störung in diesem Verhältnis zwischen Blut und Gehirnsubstanz, mag sie nun physikalischer, chemischer oder funktioneller Art sein, auch sofort eine Störung oder Beeinträchtigung des Bewußtseins, der Intelligenz, der Denkkraft, sowie des Empfindens und Wollens im Gefolge haben muß, und daß alles, was die Einwirkung des Blutes auf Gehirn und Nervensystem beeinträchtigt, auch unser Geistes- und Nerven-Leben beeinträchtigen oder herabsetzen muß. In der That sind die Beispiele, welche diesen Satz beweisen, so zahllos, daß man mit deren Aufzählung Bände anfüllen könnte.

stiger Arbeit nach starken Mahlzeiten, während umgekehrt, wie bereits bemerkt, starke geistige Aufregung oder Arbeit stets mit Blutandrang nach dem Kopfe und vermehrter Zirkulation des Blutes in demselben verbunden ist. Auch ganz direkt ist dieses durch interessante Versuche mit dem sogenannten Volumeter erwiesen worden. Sobald man mittels dieses Instruments starke Blutanhäufung in einem Körperglieder, z. B. dem Arm, hervorruft, entsteht Schlafneigung und Schlaf, welcher letztere durch Träume oder Erwachen unterbrochen wird, sobald man mit der künstlichen Blutableitung nachläßt. Umgekehrt vermindert sich die Blutmenge des Arms, wenn das Gehirn angestrengte Geistesarbeit verrichtet.

Im Einklang hiermit und entsprechend dieser hohen Bedeutung des Organs des Geistes gibt es nun aber auch nichts, was die gesamten Körperkräfte so sehr in Anspruch nimmt und erschöpft, wie angestrengte geistige Arbeit oder Thätigkeit des Gehirns, obgleich eine solche Thätigkeit wieder andererseits, wenn ein regelmäßiger und genügender Wechsel mit Ruhe und Erholung neben ausreichendem Wiedererſatz stattfindet, kräftigend und stärkend auf das Gehirn und damit durch Vermittlung des Nervensystems stärkend auf den ganzen übrigen Körper zurückwirkt. Daher die bekannte Erfahrung, daß man unverhältnismäßig viele Greise unter den Gelehrten oder unter den Geistes-Arbeitern überhaupt antrifft!

Nach Professor Houghston's chemischen Berechnungen sollen zwei Stunden starken geistigen Studiums dem menschlichen Körper soviel Lebenskraft entziehen, wie ein ganzer Tag gewöhnlicher Handarbeit; daher derselbe alten, geistig angestrengten Menschen einen regelmäßigen Wechsel mit körperlicher Arbeit zur Erhaltung ihrer Gesundheit dringend anempfiehlt. Mag diese Berechnung als solche richtig oder übertrieben sein, so steht es doch außer Zweifel, daß starke geistige Erregung und Anspannung infolge des vermehrten Stoffwechsels in Gehirn und Nerven auch eine vermehrte Erregung und Abscheidung

der materiellen Produkte der Nerven-Abnutzung zur Folge haben muß. In der That hat die chemische Untersuchung bedeutende Vermehrung der aus Gehirn und Nerven stammenden Alkali-Phosphate im Urin nach starken geistigen Erregungen, Anstrengungen, Gemütsbewegungen oder dergl. nachgewiesen, während umgekehrt bei funktionellen Störungen der Hirnthätigkeit Abnahme jener Stoffe beobachtet wird. Auch mag — nebenbei gesagt — diese Auseinandersetzung, im Verein mit dem vorher Gesagten, zeigen, daß Gelehrte, Denker oder Dichter, welche eigene Geistesarbeit verrichten, durchaus nicht, wie so manche glauben, ein bequemes Leben führen. Im Gegenteil unterliegen dieselben unaufhörlichen Anstrengungen und innern Aufregungen der aufreibendsten Art, und man muß dem englischen Philosophen Alexander Bain Recht geben, wenn er sagt: „Niemand weiß, welche unsichtbaren Qualen ein gewissenhafter Schriftsteller erduldet.“ Jeder, der Anspruch auf den Namen eines solchen zu erheben berechtigt ist, wird die schmerzliche Wahrheit dieses Ausspruchs an sich selbst zu erfahren Gelegenheit gehabt haben.

Wenn es nun somit feststeht, daß das Organ des Denkens das meiste Blut erhält, und daß eine stete und regelmäßige Durchtränkung desselben mit gesundem Blute und dadurch bedingte Unterhaltung des Stoffwechsels erstes Erfordernis geistiger Gesundheit und jeder geistigen Thätigkeit ist, so ist leicht einzusehen, daß jede Störung in diesem Verhältnis zwischen Blut und Gehirnsubstanz, mag sie nun physikalischer, chemischer oder funktioneller Art sein, auch sofort eine Störung oder Beeinträchtigung des Bewußtseins, der Intelligenz, der Denkkraft, sowie des Empfindens und Wollens im Gefolge haben muß, und daß alles, was die Einwirkung des Blutes auf Gehirn und Nervensystem beeinträchtigt, auch unser Geistes- und Nerven-Leben beeinträchtigen oder herabsetzen muß. In der That sind die Beispiele, welche diesen Satz beweisen, so zahllos, daß man mit deren Aufzählung Bände anfüllen könnte.

Eines der bekannteſten und am meiſten in die Augen ſpringenden Beiſpiele dieſer Art iſt der Zuſtand des Schlafes, in welchem wir einen ſo großen Teil unſeres Lebens zubringen, und welcher im phyſiologiſchen Sinne nichts anderes iſt, als ein durch Blutleere oder verminderten Blutzufluß herbeigeführter, verminderter Oxydations-Prozeß im Innern der Gehirnſubſtanz und dadurch herabgeſetzter Stoffwechſel in derſelben. Die Verſuche der Herrn Voit und Pettenkofer im Münchener phyſiologiſchen Laboratorium haben die wichtige Thatſache an das Licht gebracht, daß die Aufnahme von Sauerſtoff in den Körper während der Zeit des Schlafes größer iſt, als im wachenden Zuſtande, während der Verbrauch desſelben vermindert iſt. Es findet daher im Schlaf gewiſſermaßen eine Aufſpeicherung dieſes wichtigen Lebensſtoffes für die folgende Zeit des Wachens ſtatt, in welcher mehr Sauerſtoff verbraucht, als aufgenommen wird. Haben ſich während des Wachens die Produkte der Oxydation in den Geweben und im Blute in genügender Menge angehäuft, ſo halten ſie den Fortgang des Prozeſſes von ſelbſt auf, indem ſie der Wechſelwirkung zwiſchen Sauerſtoff und Subſtanz hindernd entgegentreten und ſo Ruhe und Schlaf herbeiführen. Große funktionelle Thätigkeit anderer Körperorgane kann daher, wie bereits bemerkt wurde, dadurch, daß dieſelben mehr Blut an ſich ziehen und das Gehirn blutleerer machen, ebenfalls Schlaf herbeiführen. Der Traum, welcher oft, aber ganz mit Unrecht, als Beweis dafür angeführt wird, daß die Seele auch im Schlafe fortwährend thätig ſei, entſpricht demjenigen Zuſtand des Gehirns, in welchem ſich dieſes wieder mit mehr Blut zu füllen beginnt; daher auch die Träume in der Regel nur im halbwachen Zuſtande, kurz vor dem Einſchlafen oder Erwachen, ſtattzufinden pflegen. Daraus und aus dem früher Geſagten erklärt ſich denn auch die lebenerhaltende und lebenverlängernde Wirkung des Schlafes und die Wahrheit des Sprichworts: „Wer ſchläft, der ißt.“ Nichts wirkt ſo erhaltend auf die Körperkräfte und daher lebenver-

längernd, als viel Schlaf, weil derselbe die verzehrende und den Stoffwechsel erschöpfende Wirkung des Gehirn-Feuers herabsetzt und den Organen Zeit zum Wiederersatz läßt. Mit vollem Recht nennt daher Shakespeare (Makbeth II, 1) den Schlaf den „Haupt-Ernährer bei dem Gastmahl des Lebens". Uebrigens würde man irren, wenn man in diesem Verhältnis und in dem Umstand, daß das Gehirn zur Erhaltung seiner Gesundheit eines regelmäßigen Wechsels von Ruhe und Thätigkeit bedarf, einen wesentlichen Unterschied desselben von den übrigen Körper-Organen erblicken wollte, da auch der Muskel eines solchen Wechsels und einer Zeit der Erholung bedarf, und da dasselbe, wenn auch in beschränktem Sinne, von allen übrigen Körperorganen gilt — indem Puls, Atemfrequenz, Wärmebildung, Absonderungen ꝛc. während des Schlafes infolge einer verminderten Reizempfänglichkeit des gesamten Nervensystems verlangsamt sind. Da aber die vom Blut ausgehenden Reize für die Thätigkeit jener Organe auch im Schlafe, wenn auch mit geringerer Intensität, fortdauern, so dauert auch ihre Thätigkeit fort, während bei dem Gehirn die äußeren, durch die Sinnesorgane vermittelten Reize größtenteils wegfallen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Nervensystem und den von ihm abhängigen Teilen und den übrigen Körperorganen wird daher durch den Zustand des Schlafes nicht begründet. Selbst Pflanzen, welche ohne Nervensystem sind, schlafen und verändern während der Nacht ihre Funktion.

Einen dem Schlaf ziemlich ähnlichen Zustand bringt die sogenannte Kohlensäure-Vergiftung des Blutes hervor. Schon eine ganz mäßige Anhäufung der Kohlensäure im Blut, welche den Stoffwechsel des Gehirnes stört und die stete Sauerstoff-Abgabe des Blutes an die Gehirnsubstanz behindert, ruft Betäubung, Bewußtlosigkeit und Schlafsucht hervor, welche unter Umständen sich alsbald in den Tod fortsetzen kann.

Daß das Denken oder die Thätigkeit des Gehirns in Her-

vorbringung von Gedanken eine Naturbewegung und somit dem allgemeinen Prinzip von der Erhaltung der Kraft ebenso unterworfen ist, wie alle anderen Naturbewegungen, folgt übrigens nicht bloß aus den vorstehenden allgemeinen Betrachtungen, sondern ist neuerdings auch ganz direkt und experimentell bewiesen worden. Das Sprichwort „Schnell wie der Gedanke" hat seine Bedeutung verloren, seitdem durch höchst sinnreiche Versuche der Neuzeit bewiesen worden ist, daß die Schnelligkeit der Nervenleitung im Vergleich mit anderen Naturbewegungen eine sehr geringe ist, und daß dieses ebenso gilt für die im Gehirn vor sich gehenden psychischen Prozesse oder Denkbewegungen, welche nur mit Hilfe der die Ganglienkugeln der Hirnrinde untereinander verbindenden, sogenannten intermediären Nervenfasern möglich sind. Jene Versuche haben gezeigt, daß der schnellste Gedanke, den wir zu denken vermögen, mindestens den achten bis zehnten Teil einer Sekunde in Anspruch nimmt — ein Zeitraum, innerhalb dessen die Schwingungen des Lichtäthers eine Entfernung von fünftausend Meilen zurücklegen. Dabei wächst dieser Zeitraum in demselben Maße, in welchem besondere Umstände, wie Zerstreuung, Unaufmerksamkeit, Ermüdung, träge oder gestörte Geistesthätigkeit ꝛc. die Schnelligkeit der Auffassung oder der Reaktion beeinträchtigen. Die früher herrschende vulgäre und dem Spiritualismus günstige Meinung, daß der Gedanke überhaupt keine Zeit zu seinem Zustandekommen bedürfe, und daß sich äußere Eindrücke mit unmeßbarer Geschwindigkeit zum Gehirn fortpflanzen und dort ebenso rasch perzipiert werden, ist dadurch gänzlich hinfällig geworden; und es folgt daraus der notwendige Schluß, daß der psychische oder Denkakt in einem ausgedehnten, Widerstand leistenden und zusammengesetzten Substrat stattfindet, sowie daß ein solcher Akt nichts anderes ist, als eine besondere Form der allgemeinen Bewegung, welche ihrerseits wieder, wie jeder Stoffwechsel-Vorgang im Körper, mit Erzeugung einer gewissen Quantität von Wärme verknüpft sein muß. In der That hat

das physiologische Experiment erwiesen, daß sich der Nerv in demselben Augenblick, in welchem er in Thätigkeit tritt, erwärmt, und daß — worauf ich Sie schon einmal hingewiesen habe — die Ankunft eines Empfindungs-Eindrucks im Gehirn mit einer augenblicklichen Wärmesteigerung verbunden ist. Damit ist also bewiesen, daß psychische Thätigkeit nichts anderes ist oder sein kann, als die zwischen den Zellen der grauen Hirnrinde geschehende Ausstrahlung einer von äußern Eindrücken eingeleiteten Bewegung, welche der Substanz der zentralen Nervengebilde ebenso charakteristisch ist, wie die Bewegung der Zusammenziehung der Muskelsubstanz oder wie die Bewegung des Lichtes dem Lichtäther oder wie die Erscheinungen des Magnetismus dem Magneten. Denn ein Denken ohne sinnlichen Inhalt gibt es nicht. Alle geistige Thätigkeit ruht zuletzt in Empfindung und in Reaktion oder Gegenwirkung des Empfindenden gegen außen. Vorstellungen, die nicht an Eindrücke gebunden wären, welche unsere Sinne empfangen oder empfangen haben, gibt es nicht, und in der Verknüpfung dieser Vorstellungen unter einander zu Schlüssen, Urteilen und Begriffen mit Hilfe der intermediären Nervenfasern beruht das Wesen geistiger Thätigkeit. Nichts, auch nicht einmal die Axiome der Mathematik oder die Begriffe von Raum, Zeit und Kausalität, ist in unserem Geiste ursprünglich enthalten; alles ist erst durch Erfahrung der Geschlechter, wie der Einzelnen, erworben worden. Alle Vorstellung muß einmal aus Sinnes-Empfindungen ihren Ursprung genommen haben — einerlei ob sie nun weiter einer fortdauernden Anregung durch die Sinne bedarf oder nicht.

Dieses führt unmittelbar auf die Betrachtung derjenigen organischen Elemente, durch welche jene äußeren Eindrücke dem Organ des Denkens vermittelt werden, oder auf die Nerven, bei deren Thätigkeit das große Prinzip von der Erhaltung der Kraft und der Umwandlung der Kräfte noch unmittelbarer als bei der Thätigkeit des Gehirns vor Augen tritt. Die

kaum vierzig Jahre alten klassischen Untersuchungen von Du Bois-Reymond haben zur Evidenz erwiesen, daß eine bekannte Naturkraft oder die Elektrizität, deren Aeußerungen man bisher nur in der unorganischen Natur deutlich wahrzunehmen gewohnt war, das Wesen der Nerventhätigkeit bildet, oder — mit andern Worten — daß Nervenstrom und Elektrizität das nämliche sind. Jeder Nerv muß als eine Quelle von unaufhörlich in ihm selbst erzeugten und aus der Bewegung zahlloser, den Nerven zusammensetzender elektromotorischer Moleküle hervorgehenden elektrischen Strömen angesehen werden. Die Nerven sind daher nicht bloß, wie man früher fälschlicherweise glaubte, Leiter, sondern Selbsterzeuger der Elektrizität, welche hervorgeht aus den fortwährenden chemischen Umsetzungen der im Innern der Nervenröhren enthaltenen eiweißartigen Substanzen und dem damit verbundenen Stoffwechsel. Diese im Nerven selbst erzeugte Elektrizität nimmt ab oder verschwindet ganz, sobald der Nerv in Erregung gebracht wird, oder — was dasselbe ist — sobald er eine physiologische Funktion ausübt, während umgekehrt seine Ruhe oder Unthätigkeit einer Entwicklung oder Ansammlung seiner elektromotorischen Kräfte gleichkommt. Ueberall daher, wo elektrische Nervenkraft gebunden wird, sehen wir die Leistung des Nerven selbst wachsen und umgekehrt abnehmen, wo jene Kraft freigemacht wird. Dieses zeigt, daß Nervenkraft gleichbedeutend ist mit umgewandelter Elektrizität, und daß der Nerv nur einer jener zahllosen, in der Natur vorhandenen Apparate ist, welche dazu bestimmt sind, sogenannte ruhende oder Spannkräfte in lebendige Kraft oder in Bewegung umzusetzen. Die letzte Quelle für Erzeugung der Nervenkraft aber sind die im Körper in Blut umgewandelten Nahrungsstoffe; und es ist, wie W. Wundt bemerkt, eine ganz müßige Hypothese, außer Reiz und Elektrizität noch eine dritte, unbekannte Art der Bewegung für Erklärung der Nerven-Erscheinungen annehmen zu wollen. Uebrigens bedarf die Arbeit der Nerven eines äußerst regen

Stoffwechsels zu ihrer Unterhaltung und zur Erzeugung neuer elektrischer Kräfte; daher mit tiefgreifenden Ernährungsstörungen auch immer Leiden des Nervensystems Hand in Hand zu gehen pflegen. Zum Ueberfluß mag noch bemerkt werden, daß selbstverständlich auch die Arbeit der Nerven als eine auf materiellen Vorgängen beruhende ebenso wie diejenige des Gehirns mit Zeitverlust verbunden ist oder sein muß, und daß die Geschwindigkeit des Nervenprinzips, mit Licht und Elektrizität verglichen, eine sehr mäßige ist. Sie beträgt nach den abweichenden Angaben verschiedener Beobachter und je nach Verschiedenheit der Umstände 30—130 Meter in der Sekunde.

Wenn Sie nun, verehrte Freundin, alles dieses bedenken, wenn Sie sich vor Augen halten, daß die Thätigkeit der Nerven, soweit sie mit psychologischen Vorgängen zu thun hat, in der Vermittelung von Empfinden und Wollen besteht, und wenn Sie sich endlich an die bereits öfter betonte Thatsache erinnern, daß aus dem psychischen Ur-Element der Empfindung alle weiteren Prozesse des geistigen Lebens hervorgehen, oder daß unser ganzes Seelen- und Geistesleben, unsere gesamte Erkenntnis sich nach und nach und allmälig aus oft wiederholten und sich mehr und mehr summierenden Empfindungen aufbaut, welche Empfindungen die Physiologie von elektrischen Vorgängen in den Nerven selbst ableitet — so kann Ihnen wohl kein ernstlicher Zweifel darüber bleiben, daß auch das Leben und die Thätigkeit des gesamten Nervensystems mit Einschluß des Gehirns und die dadurch erzeugten psychischen oder geistigen Wirkungen nichts anderes sind oder sein können, als das Resultat jener großen und allgemeinen Kräfte-Umwandlung, welche überall in der Natur ununterbrochen vor sich geht, und welche in letzter Linie hervorgeht aus den Bewegungen und Umsetzungen der bekannten Molekular-Kräfte der Wärme, des Lichtes, der Elektrizität, der chemischen oder der mechanischen Kraft. Sie werden dem Hauptvertreter der physiologischen Psychologie in Deutschland, Prof. W. Wundt, Recht geben müssen, wenn er

ausführt, daß physisches und psychisches Geschehen nichts Getrenntes darstellen, sondern bei der Empfindung eins und dasselbe sind, und daß das bei der Arbeit der Nerven wirksame Prinzip der Erhaltung der Kraft auch auf die höheren psychischen Funktionen angewendet werden müsse, oder wenn er mit der den dualistischen Vorstellungen total entgegengesetzten Behauptung schließt, daß Denken und Erfahrung, räumlich und logisch, psychisch und physisch, Denken und Sein einerlei oder identisch sind, und daß mechanische und logische Entwickelung nur den zwei Auffassungsweisen entsprechen, die in der Natur unserer Erkenntnis begründet liegen. Oder Sie werden der Meinung des berühmten englischen Philosophen der Entwicklungsidee, Herbert Spencer, beistimmen müssen, wenn er sagt: „Daß die geistigen Kräfte als unter dasselbe Gesetz von der Umbildung und Gleichwertigkeit der Kräfte fallend zu denken sind; daß die geistigen Kräfte das Aequivalent physischer Kräfte sind, aus ihnen hervorgehen und sie wiederum erzeugen, ist durch die Wissenschaft längst dargethan. Wie die physischen Kräfte in geistige übergehen, wie eine Kraft, die als Bewegung, Hitze, oder Licht existiert, Gegenstand des Bewußtseins werden kann, ist unerklärbar, aber nicht unerklärbarer, als der Uebergang physischer Kräfte ineinander, ja als die Natur von Geist und Stoff selber."

Ich könnte, verehrte Freundin, diesen Brief an dieser Stelle schließen, wenn ich mich nicht verpflichtet fühlen würde, im Anschluß an die hier verfolgte, wichtige Gedankenreihe die Entstehung unserer körperlichen und geistigen Kräfte aus dem großen Kraftvorrat der Natur noch etwas weiter rückwärts und bis zu ihrem ersten oder frühesten Ursprung zu verfolgen. Sie werden sich dabei überzeugen, daß dieser Ursprung — wenn ich mich so ausdrücken darf — ein recht erhabener oder vornehmer ist, und daß die alles belebenden Strahlen unseres glänzenden Tagesgestirns die letzte Quelle sind, aus welcher ohne Ausnahme alle auf der Erde wirksamen Kräfte und da-

mit auch diejenigen unseres Körpers und Geistes fließen. Sie haben vernommen, daß die ruhenden oder Spannkräfte der in unseren Körper aufgenommenen Nahrungsstoffe es sind, welche sich innerhalb desselben in die lebendigen Kräfte des Organismus verwandeln oder umsetzen, und daß die lebenden Wesen, indem sie fortwährend Arbeit in Wärme und Wärme in Arbeit umsetzen, als wahre Wärmekraftmaschinen angesehen werden können oder müssen. Diese organische Maschinerie wird aber durch die Nahrungsstoffe ebenso geheizt oder in ihrer Thätigkeit erhalten, wie die Dampfmaschine durch die Brennkohle. In beiden findet eine Verwandlung der in Brenn- und Nährstoffen enthaltenen Energie chemischer Trennung in Energie der Wärme und der sichtbaren Bewegung statt.

Legen wir uns — um dieses im Einzelnen zu begründen — die Frage vor, woher die Kraft unserer Muskeln kommt, mit deren Hilfe wir unsere körperlichen Bewegungen ausführen, oder die Kraft unseres Gehirns, mit dessen Hilfe wir empfinden, wollen und denken, so lautet die Antwort: Aus dem Blute, welches allen Organen ununterbrochen die nährenden Stoffe zuführt, und ohne dessen steten, den Stoffwechsel unterhaltenden Zu- und Abfluß deren Thätigkeit, namentlich diejenige des Gehirns, keinen Augenblick würde zu bestehen im stande sein. Fragen wir nun weiter: Woher kommt das Blut? so lautet die Antwort: Aus dem Milch- oder Speisesaft. Fragen wir weiter: Woher kommt der Speisesaft? so heißt die Antwort: Aus den Speisen, welche wir genießen — und zwar mit Hilfe einer Reihe von Vorgängen und Umwandlungen, welche uns physiologisch wie chemisch ziemlich genau bekannt sind. Fragen wir abermals: Woher kommen die Speisen? so muß die Antwort schon etwas weiter ausholen und zunächst darauf hinweisen, daß Speisen entweder pflanzlicher oder tierischer Natur sein können. Da aber bekanntlich die Fleischfresser von Pflanzenfressern leben und daher tierisches Leben in letzter Linie ohne pflanzliches Leben eine Unmöglichkeit ist,

so erscheint die Pflanze als die letzte und einzige Quelle aller auf der Erde vorhandenen Nahrung. Fragen wir nun aber endlich: Woher kommt die Pflanze? so lautet die Antwort so bestimmt als möglich: Direkt von der Sonne! Denn Licht und Wärme sind die Nahrung der Pflanze. Unter dem Einfluß dieser zwei mächtigen Naturkräfte, welche aber im Grunde eins und dasselbe oder nur zwei Formen einer und derselben Bewegung sind, zersetzt die Pflanze bekanntlich die Kohlensäure der atmosphärischen Luft derart, daß der Sauerstoff frei und der Kohlenstoff in dem Gewebe der Pflanze, deren Hauptbestandteil er bildet, festgelegt wird. Oder — mit anderen Worten — die lebendige Kraft der Sonne wird in die ruhende oder Spannkraft der von der Pflanze erzeugten Stoffe umgewandelt. Diese Stoffe nähren nun das Tier; das Tier aber nährt (neben der Pflanze) wieder andere Tiere und den Menschen — abgesehen davon, daß auf diese Weise der für das Leben aller luftatmenden Wesen unentbehrliche Sauerstoff der Luft freigemacht wird.

Also genießen wir in der Pflanze oder in dem Tier, das von ihr gelebt hat, ein Stück Sonnenwärme oder Sonnenlicht oder Sonnenkraft und erzeugen damit alle und jede Kraft unseres Leibes und Lebens. „Die Kraft", sagt der ausgezeichnete amerikanische Sonnenforscher C. A. Young, „womit wir unsere Glieder bewegen, der Ton unserer Stimme, ja die gedankenbildende Kraft unseres Geistes entstammt in letzter Linie der Sonne." Jene mystische, bereits vorübergehend erwähnte „Lebenskraft", welche man vor nicht langer Zeit bei Erklärung der Lebens-Erscheinungen nicht entbehren zu können glaubte und welche heutzutage von den Gelehrten wohl einstimmig in das Gebiet wissenschaftlicher Märchen verwiesen ist, ist nichts anderes, als umgewandelte, in andere Zustände übergeführte Sonnenwärme. Ein Ei — ein einfaches und unscheinbares Ding, das man auf jedem Wochenmarkt für einige Pfennige kauft — verwandelt sich im Laufe von einundzwanzig Tagen

ohne jede weitere Kraft- und Stoff-Zufuhr von außen bloß durch Einwirkung von dreißig Grad Wärme in ein lebendes, fühlendes, wollendes und selbst denkendes Wesen, ausgerüstet mit allen Organen und Eigenschaften, welche ihm zur Fort-erhaltung seiner Existenz notwendig sind; und die Lebens-Wärme, welche das brütende Huhn ihm zugeführt hat und welche mit Leichtigkeit in der Brutmaschine durch künstliche Wärme ersetzt werden kann, ist nichts anderes als die Folge und der Ausdruck der von dem Huhn genossenen Speisen, welche ihrerseits wieder ein Produkt des von der Sonne er-zeugten und gereiften Pflanzenwachstums sind! Oder ein Faß Mehl — ebenfalls ein Produkt desselben Wachstums — welches einem Mäusepaar zur Verfügung steht, verwandelt sich im Laufe weniger Wochen oder Monate in eine ganze Schar von Mäusen oder von lebenden und lebenskräftigen, empfindenden, wollenden und denkenden Wesen, welche auf einem kleinen Umweg durch die Kraft der von der Sonne angeregten Schwingungen des Weltäthers erzeugt worden sind.

Somit kann nicht bezweifelt werden, daß die Sonne — was heutzutage kein Unterrichteter mehr in Abrede stellt — nicht bloß die letzte Quelle aller auf der Erde wirksamen Kräfte überhaupt, sondern auch insbesondere die einzige und letzte Quelle aller von unserem und jedem tierischen Körper ent-wickelten Kräfte, Bewegungen und Thätigkeiten ist. Wir sind gerade so wie die Flüsse, Quellen oder Bäche, welche uns das lebende Trinkwasser liefern, oder welche unsere Mühlen treiben, unsere Schiffe tragen und einen fast unerschöpflichen Reichtum an Nahrungsstoff mit sich führen, und welche ihre Entstehung dem von der Sonne in die Luft gehobenen und als Regen, Schnee, Tau, Reif, Nebel oder Hagel wieder niederfallenden Wassergas verdanken — Sonnenkinder oder lichtgeborene Wesen, und zwar nicht bloß in dem so oft gebrauchten bildlichen oder figürlichen, sondern in ganz wörtlichem und mechanischem Sinne. Wenn wir durstig sind, ist es die Sonne, welche uns tränkt

und labt; wenn wir hungrig und matt sind, ist es die Sonne, welche für unsere Erquickung sorgt; wenn wir körperlich oder geistig thätig sind, ist es wiederum dieselbe Sonne, welche dieses allein möglich macht.

Alle Gelehrten, welche dieses Verhältnis zum Gegenstand ihrer Studien gemacht haben sind heute einstimmig in ihrem Urteil darüber, daß es — vielleicht mit einziger Ausnahme von Ebbe und Flut — eine andere und letzte Kraftquelle auf der Oberfläche der Erde nicht gibt, als jener verhältnismäßig winzige Sonnenstrahl, welchen unsere Erde von der Sonne empfängt und welcher nur den 2300-millionsten Teil derjenigen Sonnenkraft oder Sonnenwärme darstellt, welche das riesige Tagesgestirn nach allen Seiten in den kalten Weltraum ausstrahlt. Aber nichtsdestoweniger genügt dieser eine Strahl vollständig, um nach Maßgabe des großen Prinzips von der Erhaltung und Verwandlung der Kraft jede Arbeit, jede Bewegung, jede Kraftentfaltung, jedes Leben auf der Erdoberfläche zu unterhalten oder allein möglich zu machen. „Alle Kräfte der Erde, alle Aeußerungen des Lebens", sagt der englische Physiker Tyndall ebenso wahr, als schön, „sind nur Modulationen oder Variationen einer und derselben himmlischen Harmonie"; und von demselben Gedanken geleitet nennt Professor Reitlinger („Freie Blicke", 1874, S. 13) die gesamte Geschichte unseres Planeten und des Lebens auf ihm mit allem, was Menschen gethan, gedacht, gelitten und erschaffen haben, „das Gedicht eines Sonnenstrahls, der zur Erde kam und sie wieder verließ." Ja, man könnte heutzutage, wie der französische Gelehrte Onimus treffend bemerkt, mit vollem Rechte auf den Tempel der Wissenschaft dieselben Worte als Inschrift setzen, welche die, wie so viele Völker des Altertums, von einem durchaus richtigen Instinkt geleiteten Sonneanbetenden alten Egypter einst auf die Fassade des Sonnentempels zu Philä setzten: „Sie (d. h. die Sonne) ist es, welche

alles gemacht hat, was ist, und nichts gibt es, das jemals ohne sie gemacht worden wäre!“

Sie sehen, verehrte Freundin, daß im Angesichte dieser großartigen Wahrheit oder dieses ewigen Kreislaufs der Kräfte, in welchen wir Menschen mit unserem gesamten körperlichen und geistigen Dasein eng eingeschlossen sind, eine andere Wahl oder Möglichkeit nicht übrig bleibt, als Ergebung in jenes allgemeine Schicksal der Veränderlichkeit oder Vergänglichkeit, welchem jedes Einzeldasein ohne Ausnahme unterworfen ist. So wie die Sonne selbst, diese letzte Quelle aller irdischen Bewegung, von welcher wir alle und jede Kraft unseres Körpers und Geistes borgen oder entlehnen, in absehbarer Zeit dem allgemeinen Schicksal des Vergehens unterliegen muß oder wird, so ergeht es uns selbst. Wie der wunderbare Gesang der Nachtigall verstummt, wenn die kleine organische Maschine, welche ihn hervorbringt, aufhört sich zu bewegen, oder wie die Uhr keine Stunde mehr zeigt, wenn ihr kunstvolles Gebäude zertrümmert oder in Unordnung geraten ist, so erlischt mit dem Tode die Thätigkeits-Aeußerung des menschlichen Gehirns; denn sie ist nur eine Form oder eine einzelne Erscheinungsweise jener großen, allgemeinen und einheitlichen Naturbewegung, welche, aus den von der Sonne angeregten Schwingungen des Weltäthers stammend, den ewigen Kreislauf der Kräfte unterhält, und welche sich uns bald als mechanische, bald als elektrische, bald als geistige Kraft ꝛc. kundgibt. Ob der in unserem Körper unaufhörlich vor sich gehende Stoffwechsel dem Holzspalter oder Spaziergänger die Kraft zuführt, welche er mittelst seiner Muskeln ausübt, oder dem Gelehrten, dem Denker, dem Dichter die Kraft, welche in seinem Gehirne Gedanken schafft, oder ob derselbe Stoffwechsel den am Boden kriechenden Wurm befähigt, zu empfinden und auf Reize zu reagieren, bleibt sich in der Sache vollkommen gleich; es ist immer dieselbe Grundursache, derselbe Kreislauf der Stoffe und Kräfte, aus welchem jedes Einzeldasein hervorwächst, und in welchen es wieder

zurückkehrt, oder dasselbe Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches alle diese Erscheinungen beherrscht und regelt.

Allerdings ist dieses Einzeldasein damit nicht vernichtet; es lebt und wirkt fort in allen kommenden Zuständen und Ereignissen bis zu jenem fernen Zeitpunkt, wo sich unser Planetensystem wieder im Chaos der Ur-Elemente auflösen wird. Und ebenso ist es auch mit dem menschlichen Geiste, welcher, wenn auch nicht als Individuum, doch in seinen allgemeinen Wirkungen bis zum jüngsten Tage zu leben bestimmt ist. Kein Beitrag zum Leben der Menschheit, mag er an sich noch so groß oder noch so klein sein, kann wieder verloren gehen; und dieses ist die wahre Unsterblichkeit, im Vergleich mit welcher die von so Vielen geträumte individuelle Fortdauer als ein nichtiges Spiel der Phantasie erscheint.

Doch will ich, verehrte Freundin, diesen Gedanken hier nicht weiter verfolgen, da er in einem späteren Briefe noch einmal zu ausführlicherer Besprechung Anlaß geben wird.

Sechster Brief.

Sie schreiben mir, verehrte Freundin, daß Sie das Gewicht der von mir bisher gegen das Dogma von der Existenz eines unsterblichen, für sich bestehenden Seelenwesens geltend gemachten, der modernen Wissenschaft entnommenen Gründe in ihrem ganzen Umfange anerkennen, daß Ihnen aber ein Zweifel übrig bleibe inbezug auf das Bewußtsein — und zwar im allgemeinen sowohl wie inbezug auf das menschliche Selbst- oder Ichbewußtsein im besonderen, welches Ihnen so sehr erhaben über die Körperwelt und von derselben so grundverschieden erscheine, daß Sie sich unmöglich entschließen könnten, einen inneren oder notwendigen Zusammenhang zwischen beiden anzunehmen. Sie berufen sich dabei auf eine Reihe angesehener wissenschaftlicher Autoritäten, welche alle derselben Meinung seien und hier das Vorhandensein einer durch nichts zu überbrückenden Kluft zwischen Körperlichem und Geistigem anzuerkennen sich genötigt sähen. Sie zitieren den doch sonst aus seinen materialistischen Ueberzeugungen kein Hehl machenden berühmten englischen Physiker Tyndall, welcher sagt: „Der Uebergang von den materiellen Bewegungen des Gehirns zu den entsprechenden Thatsachen des Bewußtseins ist undenkbar“, oder den ausgezeichneten französischen Physiker G. A. Hirn, den Mit-Entdecker und Weiter-Begründer des großen Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, welcher trotz der ge-

naueſten Kenntnis dieſes Geſetzes doch nicht wagt, dasſelbe auf die Thatſachen der Seele und des Bewußtſeins anzuwenden und ſeine Ueberzeugung dahin ausſpricht, daß, da eine bloße Maſchine kein Selbſtbewußtſein entwickeln könne, wir nicht ſagen können, daß das Gehirn denke, ſondern nur, daß wir durch das Gehirn denken. Sie berufen ſich endlich auf einen unſerer erſten deutſchen Gelehrten, den großen Entdecker der Nerven-Elektrizität, Du Bois-Reymond, und deſſen berühmt gewordenen Vortrag über die Grenzen des Natur-Erkennens, in welchem derſelbe unwiderleglich ausführe, daß das Bewußtſein als etwas abſolut Unbegreifliches aus ſeinen materiellen Bedingungen nicht nur nicht erklärbar ſei, ſondern daß es auch der Natur der Dinge nach aus dieſen Bedingungen nie erklärbar ſein werde. Schon mit der erſten Regung des Bewußtſeins oder der Sinnes-Empfindung, ſo führe er aus, ſei jene unüberſteigliche Kluft zwiſchen Körperlichem und Geiſtigem geſetzt, deren Ueberbrückung uns niemals gelingen werde. Durch keine zu erſinnende Anordnung oder Bewegung materieller Teilchen laſſe ſich eine Brücke in das Reich des Bewußtſeins ſchlagen, und es ſei in keiner Weiſe einzuſehen, wie aus dem Zuſammenwirken ſolcher Teilchen Bewußtſein entſtehen könne.

Ich könnte Ihnen, verehrte Freundin, noch gar viele ſolcher Autoritäten und autoritativer Ausſprüche anführen oder in das Gedächtnis rufen. Aber ich unterlaſſe es um ſo lieber, als ich keineswegs gewillt bin, jene Unerklärbarkeit in Abrede zu ſtellen oder unſere Unwiſſenheit inbezug auf die inneren Zuſammenhänge von Körperlichem und Geiſtigem nicht einzugeſtehen. Ich gebe Ihnen und den von Ihnen zitierten Autoren vielmehr im vollſten Umfange alles zu, was in dieſer Richtung geſagt werden kann, und beſchränke mich darauf, zu leugnen, daß aus dieſer Unerklärbarkeit irgend etwas inbezug auf die Unwirklichkeit jenes Verhältniſſes gefolgert werden kann. Ich kann mich dabei auf Ihren eigenen Haupt-Gewährsmann, Du Bois-Reymond ſelbſt, berufen, welcher in dem von Ihnen

zitierten Schriftchen mit klaren Worten sagt: „Ob wir die geistigen Vorgänge aus materiellen Bedingungen je begreifen werden, ist eine Frage ganz verschieden von der, ob diese Vorgänge das Erzeugnis materieller Bedingungen sind. Jene Frage kann verneint werden, ohne daß über diese etwas ausgemacht, geschweige auch sie verneint würde" — oder auf den schönen Ausspruch eines der bedeutendsten, jetzt lebenden Gehirn- und Seelenforscher, Professor Maudsley, welcher aus Anlaß vorliegender Frage sagt: „Es ist Hochmut menschlicher Unwissenheit zu glauben, daß etwas unmöglich sei, weil es uns unbegreiflich zu sein scheint."

In der That — wenn wir alles das aus unserem Wissensschatz ausstreichen wollten, was einer eigentlichen Erklärung noch bedürftig ist, oder dessen innere Zusammenhänge wir mit den beschränkten Hilfsmitteln unseres Wissens oder Vorstellens nicht zu enträtseln vermögen, so würde wahrscheinlich nicht viel übrig bleiben. Wir stehen tausenden und aber tausenden von Natur-Erscheinungen mit unserem Erkenntnis-Vermögen ebenso hilflos, ebenso ratlos gegenüber, wie dem Verhältnis von Körper und Seele, von Materie und Geist, ohne daß wir daraus das Recht herleiten, jene Erscheinungen selbst zu leugnen. Uebrigens will ich, verehrte Freundin, diesen Gedanken hier nicht weiter verfolgen, da ich im Verlaufe dieses Briefes noch einmal darauf zurückzukommen haben werde, und Sie zunächst darauf aufmerksam machen, daß es kaum eine andere geistige Qualität oder eine andere Seite unseres seelischen Wesens gibt, welche unter körperlichen Angriffen des Seelenorgans oder des Gehirns mehr und nachdrücklicher zu leiden hätte, als gerade das Bewußtsein. Ein Schlag auf den Kopf oder eine mechanische Erschütterung des Gehirns, ein augenblicklicher Blutandrang nach dem Gehirn oder ein heftiger Blutverlust, ein Krampf der Hirngefäße, die Zustände der Trunkenheit, der Ohnmacht, des Scheintodes, die Einwirkung von Kohlendunst oder von gewissen Giften, wie Opium, Chloroform, Haschisch ꝛc. ꝛc.,

rauben uns das Bewußtsein oder stacheln dasselbe zu ungebärdigen Sprüngen auf. Im Zustande des Schlafes oder Schlafwandelns erlischt unter dem Einfluß veränderter Blutbewegung oder veränderten Stoffwechsels das Bewußtsein oder ergeht sich in den abenteuerlichsten Traum-Vorstellungen. Im hypnotischen Schlaf gar, dessen Wesen in einer eigentümlichen Funktionsstörung einzelner Teile des Großhirns gesucht werden muß, können geistige Prozesse ohne jede Teilnahme des Bewußtseins oder wenigstens bei starker Herabsetzung desselben vor sich gehen. Aber auch das Bewußtsein des wachenden Menschen wechselt in sehr hochgradigen Abstufungen und verliert sich mitunter bei sehr tiefem Nachdenken ganz. Eine Ungleichmäßigkeit in der Funktion der beiden Lappen des Großhirns oder (nach andern) ein vorübergehender Krampf der einen Teil des Mittelhirns ernährenden Blutgefäße bringt die merkwürdige Erscheinung des sogenannten doppelten oder alternierenden Bewußtseins hervor, wobei sich das seelische Ich oder das Ich-Bewußtsein gewissermaßen in zwei von einander geschiedene Hälften spaltet — ein Vorgang, der im Grunde nur die höchste oder krankhafte Steigerung des auch im normalen Leben ununterbrochen vor sich gehenden Wechsels des Ich-Bewußtseins ist. Geisteskranke oder — was dasselbe sagen will — Gehirnkranke, da alle Geisteskrankheiten zugleich Gehirnkrankheiten sind, verlieren so sehr das Bewußtsein ihres Ich oder ihrer Persönlichkeit, daß sie sich für ganz andere Personen halten, in längst vergangenen Zeiten zu leben glauben ꝛc. oder aber in unheilbarem Blödsinn jedes Gefühl ihrer Würde oder Stellung als Mensch verlieren.

Das Bewußtsein ist daher, wie jede psychische Thätigkeit überhaupt, einfach Verrichtung oder Thätigkeits-Aeußerung gewisser Teile oder Gebilde des Gehirns oder der Gehirnsubstanz und kann schon darum nichts anderes sein, weil es ganz und gar abhängig ist von einer geistigen Qualität, welche nur auf Grund bestimmter materieller Zustände möglich oder denkbar

ist — nämlich von dem Gedächtnis oder der Erinnerung. Das Gedächtnis ist die eigentliche Essenz des Bewußtseins, insbesondere des Selbstbewußtseins. Ohne Gedächtnis oder Erinnerung an Vergangenes, hinter ihm Liegendes könnte kein Mensch Selbstbewußtsein haben oder entwickeln; und die ganze Empfindung des Ich oder der selbstbewußten Persönlichkeit baut sich erst nach und nach aus den von der persönlichen Erfahrung gesammelten und im Gedächtnis aufbewahrten Erinnerungsbildern auf. Daher bekanntlich Kinder erst allmälig lernen, zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich zu unterscheiden und in der ersten Person von sich zu reden. Denn das Gedächtnis muß erst bis zu einem gewissen Grade entwickelt sein, ehe diese Unterscheidung möglich wird, und ehe die einfache Sinnesempfindung bis zu abstrakter Erkenntnis aufsteigen kann.

Nun ist aber durch unzählige Erfahrungen über jeden Zweifel hinaus bewiesen, daß Gedächtnis nur möglich oder denkbar ist auf Grund ganz bestimmter Eindrücke, welche durch die Einwirkungen der Außenwelt auf die Gehirnzellen gemacht und hier gewissermaßen für die Dauer des Lebens festgelegt werden. Diese Zellen sind Registrier-Apparaten zu vergleichen, welche jeden solchen Eindruck gewissenhaft aufnehmen und in einer bestimmten Ordnung zurückbehalten. Je jünger und weicher die Zellen sind, um so mehr sind sie zu dieser Aufnahme geschickt, und um so leichter behalten sie Eindrücke zurück. Daher die Eindrücke der Jugendzeit bekanntlich die tiefsten und nachhaltigsten zu sein pflegen, während im Alter, wie jedermann weiß, das Gedächtnis nachläßt und geschehene Eindrücke wegen mangelhafter Aufnahmsfähigkeit der Gehirnzellen leicht vergessen werden. Dagegen pflegen alte Leute ein sehr treues Gedächtnis für die Erinnerungen aus der Jugendzeit zu besitzen. Jedes noch so unbedeutende Erlebnis läßt hier eine unverwischbare Spur in unseren Gehirnzellen zurück, welche nur eines besonderen Anlasses oder besonderer Anregung bedarf, um vielleicht nach jahre- oder jahrzehntelanger

Vergessenheit wieder auf die Bildfläche des Bewußtseins zu treten. Jedenfalls hat dieses erhaltende Gedächtnis eine weit größere Kraft, als man anzunehmen geneigt sein möchte, wenn man dasselbe bloß am Maßstabe willkürlicher Erinnerung mißt, und zeigt somit auf das Deutlichste, wie sehr und unmittelbar das Gedächtnis überhaupt an die materiellen Zustände der Gehirnzellen geknüpft ist. „Nicht genug", sagt Delboeuf ebenso schön als wahr, „daß die Natur nichts verloren gehen läßt, sie vergißt auch nichts. Sie führt ebensowohl Verzeichnis über die geringsten Ideen, welche in der niedrigsten Intelligenz entstehen, wie über die größten Leistungen des Genies, und die der Empfindung fähige Substanz ist es, auf welche sie Tag für Tag, Stunde für Stunde ihre minutiöse Chronik aufzeichnet." Ja, diese Kraft des erhaltenden Gedächtnisses in der organisierten Materie ist eine so unbegreiflich große, daß sie bis zu den wunderbaren, bereits in meinem dritten Briefe näher erörterten Thatsachen der Vererbung, führt, welche es möglich machen, daß jede einzelne Seele nicht bloß ihre eigene Geschichte, sondern auch diejenige ihrer Rasse, ihrer Nation, ihrer Eltern und Voreltern in sich trägt — und zwar mit Hilfe eines Substanz-Atoms, dessen winzige Größe keinen Zweifel über die unendliche Kraft der Verdichtung in der lebenden Substanz übrig läßt.

Wollen Sie sich, verehrte Freundin, an dieser Stelle an die in einem früheren Brief erwähnte Thatsache zurückerinnern, daß bei gehirnverletzten Menschen mit dem Verlust einzelner Hirnteile auch die Erinnerung an ganze Abschnitte ihres Lebens verloren gegangen ist, so werden Sie an der Richtigkeit der hier dargelegten Gesichtspunkte über die materielle Bedingtheit des Gedächtnisses nicht zu zweifeln imstande sein.

Allerdings hat man — und ich darf dieses nicht unerwähnt lassen — gerade die Thatsachen des Gedächtnisses im Interesse spiritualistischer oder antimaterialistischer Theorieen zu verwerten gesucht, indem man darauf hinwies, daß die Stoffe,

aus denen das Gehirn zusammengesetzt ist, geradeso wie die Körperstoffe überhaupt, einem fortwährenden Wechsel und Wiedererſatz unterworfen sind, und daß dieselben daher unmöglich die Ursache für so bleibende und ihrer Natur nach unveränderliche Erscheinungen, wie diejenigen des Gedächtnisses und des Bewußtseins, sein könnten. Wollte man selbst zugeben, so sagen die Gegner, daß das Gehirn in einem gegebenen Augenblick Selbstbewußtsein entwickeln könne, so erscheint es doch unmöglich, daß eine nicht sich gleichbleibende Substanz Ursache für das Bewußtsein einer sich gleichbleibenden Persönlichkeit werden kann. Vielmehr müsse hinter dieser sichtbaren und wechselnden Masse oder Materie ein unsichtbares und dauerndes Prinzip verborgen sein, welches nicht selbst Materie und diese zu überleben imstande sei.

Dieser Einwand übersieht gänzlich den wichtigen Unterschied zwischen Stoff und Form. Allerdings wechseln die Stoffe, aus denen sich unser Körper zusammensetzt, unaufhörlich oder werden durch andere ersetzt. Aber dieses verhindert nicht, daß das Gebilde unseres Körpers selbst — mit verhältnismäßig geringen Modifikationen — dasselbe bleibt; und ebenso verhält es sich auch mit den einzelnen Organen des Körpers, insbesondere mit dem Gehirn, welches die einmal angenommene Form und Funktion beibehält, wenn auch die Atome oder Moleküle, aus welchen es zusammengesetzt ist, ununterbrochen anderen Platz machen. Diese anderen oder neuen Moleküle rücken einfach an die Stelle der alten und erfüllen hier dieselbe Aufgabe, wie ihre Vorgänger. Es ist ganz dasselbe Verhältnis, wie mit einer organisierten Gesellschaft, einem Staatskörper, einem Verein, einem Heer, einer Nation ꝛc., welche Körperschaften alle im wesentlichen dieselben bleiben, obgleich ihre einzelnen, sie zusammensetzenden Glieder oder Bestandteile einem ununterbrochenen Wechsel oder Ersatz unterworfen sind — und zwar so sehr, daß binnen einer gewissen Zeit kein Stein auf dem anderen geblieben ist, und daß viel-

mehr alle alten Bestandteile anderen und neuen Platz gemacht haben.

Uebrigens ist es — wenn wir die Sache bei Licht betrachten — mit den einzelnen Bestandteilen, aus denen sich unser Seelenwesen und damit unser Bewußtsein zusammensetzt, auch nicht anders, wie mit den Bestandteilen unseres Körpers. Auch sie wechseln mit jedem einzelnen Augenblick, so daß wir nie und zu keiner Zeit in zwei verschiedenen Zeit-Momenten ein und dasselbe Wesen sind, außer in seiner allgemeinen Form. Nur die Allmäligkeit des Uebergangs läßt uns diese stete Veränderung unseres seelischen Wesens übersehen, während, wenn wir entferntere Abschnitte unseres Lebens miteinander vergleichen, dieser Wechsel sofort so sehr in die Augen springt, daß wir oft nicht begreifen können, daß wir zu dieser oder jener Zeit der oder jener Mensch gewesen sind.

Somit dürfte es klar sein, daß das Gedächtnis oder das Bewußtsein der Persönlichkeit nicht an die Materie des Gehirns als solche, sondern an die Art und Form ihrer Bildung und Zusammensetzung geknüpft ist. Da aber Materie ohne Form ebensowenig denkbar oder möglich ist, wie ohne Bewegung, so ist auch aus diesem Verhältnis keine Folgerung zu gunsten einer metaphysischen Auffassung des Gedächtnisses oder Bewußtseins zu ziehen. Wenn uns allerdings die so hoch entwickelte Form dieser psychischen Fähigkeiten bei dem Menschen auf Grund hoch gesteigerter materieller Vervollkommnung auf den bloßen Anblick derart imponiert, daß wir sie ohne Zuhilfenahme metaphysischer Begriffe oder Annahmen nicht begreifen zu können glauben, so ist die Ursache hierfür nur darin zu suchen, daß wir das letzte Resultat einer Jahrtausende oder Jahrmillionen umfassenden Entwicklung vor uns haben, ohne daran zu denken, auf welche langsame und schwierige Weise dieses Resultat zustande gekommen ist. Das Gedächtnis oder die Fähigkeit, auf sie gemachte Eindrücke anzunehmen und zurückzubehalten, und damit auch die Fähigkeit der Bewußtseins-

Entwicklung ist eine ganz allgemeine Eigenschaft der organisierten Materie, welche dieselbe bereits auf den niedersten Stufen ihrer Bildung wahrnehmen läßt und welche in demselben Maße an Stärke und Umfang zunimmt, in welchem ihre Organisation zu höheren Entwicklungsstufen emporsteigt. In demselben Maße steigert sich auch die Deutlichkeit des anfangs dumpfen und unklaren Bewußtseins, anfangend mit den durch Lust- oder Unlustgefühle angeregten Bewegungen der einfachsten Protoplasma-Geschöpfe und von da emporsteigend zu der einfachsten Sinnesempfindung und schließlich zu jener komplizierten geistigen Maschinerie der höchststehenden organischen Wesen, welche nur auf Grund eines hoch entwickelten oder differenzierten Nervensystems möglich ist. Es wechselt und wächst an Stärke und Ausdehnung mit der Natur und Zahl der ihm zu Gebote stehenden Nervenzellen oder der Zellen-Elemente jeder einzelnen Gruppe, einerlei ob diese durch nur zwei Elemente oder selbst nur ein Element mit noch undifferenzierten Nervenzellen, wie in den Nervenmuskelzellen des Süßwasserpolypen, oder aber durch Tausende und Millionen von im höchsten Grade differenzierten Nervenzellen, wie in der grauen Hirnsubstanz des Menschen, repräsentiert wird. Es gibt daher keine absolut unbewußten Bewegungen an sich. Solche sind nur scheinbar und können jeden Augenblick durch mancherlei Ursachen zu bewußten werden, wie z. B. in den Ganglienzellen des Sympathikus oder des Rückenmarkes oder überhaupt in allen nervösen Zellengruppen. Das Bewußtsein ist daher auch kein Wesen für sich, wie philosophischerseits angenommen zu werden pflegt, sondern einfach ein Zustand gewisser Nerven-Elemente in derselben Weise, wie auch der Wille kein für sich bestehendes Wesen, sondern nur Ausdruck einer Nervenbewegung ist. Den Willen, wie dieses bekanntlich Schopenhauer gethan hat, zu einem alles beherrschenden Weltwesen oder zum Grunde alles Seins erheben zu wollen, ist daher ebenso unwissenschaftlich, wie der ähnliche Versuch seines Nach-

folgers Hartmann mit seiner „Philosophie des Unbewußten“ oder mit der Negation eines physiologischen Zustandes.

Ueberblickt man solchergestalt die allmälige Entstehung des Bewußtseins auf Grund jenes großen, die ganze Natur beherrschenden Entwicklungsgesetzes, welches Darwin von neuem aufgedeckt hat, und an der Hand der aufsteigenden Entwicklung und Differenzierung der lebenden gedächtnisfähigen Substanz von ihren niedrigsten bis zu ihren höchsten Stufen, so gewinnt das ganze hier besprochene Verhältnis ein ganz anderes Ansehen, als dasjenige, welches die spiritualistischen Philosophen auf Grund seiner angeblichen Unbegreiflichkeit ihm zu geben versuchen. Wir haben alsdann nicht mehr nötig, an jene geheimnisvolle „astronomische Kenntnis“ des Gehirns und des ganzen übrigen Körpers zu appellieren, welche Herr du Bois-Reymond so anziehend zu beschreiben weiß, sondern stimmen ihm lieber bei, wenn er an einer andern Stelle seines erwähnten Schriftchens, welches mit Unrecht so großes Jubelgeschrei der Spiritualisten hervorgerufen hat, sagt, „daß auch die erhabenste Seelenthätigkeit aus materiellen Bedingungen in der Hauptsache nicht unbegreiflicher sei, als das Bewußtsein auf seiner untersten Stufe, der Sinnesempfindung“, und daß „die Deszendenz-Theorie dem Naturforscher die Vorstellung aufdränge, daß die Seele als allmäliges Ergebnis gewisser materieller Kombinationen entstanden und durch eine zahllose Reihe von Geschlechtern sich gesteigert und vervollkommnet habe.“ Auch seine weitere Behauptung, „daß es ein Mißverständnis sei, im ersten Erscheinen lebender Wesen (besser: lebender Substanz — der Verfasser) etwas Supranaturalistisches oder etwas anderes zu sehen, als ein überaus schwieriges mechanisches Problem“, und daß es sich „beim Zusammentreten unorganischer Stoffe zu lebendigen zunächst nur um Bewegung, um Anordnung von Molekülen und um Einleitung eines Stoffwechsels handle“, dürfen wir ganz und voll unterschreiben und damit die so oft vermißte und für eine naturalistische Weltanschauung

unentbehrliche Brücke zwischen der organischen und der unorganischen Welt hergestellt sehen. Damit ist denn auch der erste Anfang der Empfindung, welchen Herr du Bois-Reymond im Widerspruch mit sich selbst für transzendent oder menschliches Begriffs-Vermögen übersteigend, für gänzlich unbegreiflich erklärt, aus dem Bereich des Supranaturalismus in dasjenige des Naturalismus oder der natürlichen Verknüpfung von Ursache und Wirkung gerückt, ebenso wie dieses für alle folgenden, aus dem psychischen Urelement der Empfindung sich entwickelnden psychischen Thätigkeiten gilt.

Allerdings bin ich, verehrte Freundin, weit entfernt, mit dieser Auseinandersetzung die Sache an sich für abgethan zu erklären oder behaupten zu wollen, daß damit eine Erklärung für den inneren Zusammenhang von Psychischem und Physischem oder für die Art und Weise, wie sich Geist, Gedanke, Gedächtnis, Bewußtsein ꝛc. aus materiellen Bedingungen oder Vorgängen entwickeln, gefunden sei. Vielmehr gebe ich zu, daß eine solche Erklärung nicht gefunden ist und vielleicht oder wahrscheinlich niemals gefunden werden wird. Aber dieses ist nicht ein Fehler der Sache, sondern ein solcher unsers Erkenntnis-Vermögens, welches überall nur die Erscheinung, nicht aber das Wesen der Dinge sieht, und welches zahllosen anderen Naturerscheinungen und deren inneren Zusammenhängen (wie bereits im Eingang meines Briefes erwähnt) ebenso ratlos gegenübersteht, wie dem Verhältnis von Gehirn und Seele. Im Grunde sind alle Eigenschaften oder Verrichtungen der toten oder lebenden Substanz, an und für sich betrachtet, ebenso rätselhaft oder unerklärbar, wie die Gehirn-Verrichtung. Die Kraft der Anziehung, welche ein magnetisiertes Eisen oder ein geriebener Bernstein entfaltet, ist an und für sich ebenso unsichtbar nnd unwägbar, also — um in der Sprache der Spiritualisten zu reden — ebenso immateriell, wie Gedanke oder Bewußtsein; und doch würde heutzutage niemand wagen, dafür, wie es einst der Philosoph Thales that, die Thätigkeit einer besonderen

Seele oder einer göttlichen Subſtanz verantwortlich zu machen. Wo iſt eine Erklärung für die wunderbaren Vorgänge der Kriſtallbildung? und wer kann ſagen, durch welche Urſachen oder Vorgänge die Ausheilung eines verwundeten Kriſtalls zu ſtande kommt, oder warum derſelbe Stoff (z. B. Schwefel) bei verſchiedener Temperatur nach Syſtemen verſchiedener Ordnung kriſtalliſiert? Wir wiſſen auch nicht, wie die einfachſte chemiſche Verbindung zuſtande kommt, oder wie eine Säure es macht, um mit einem Alkali ein Salz zu erzeugen. Wir wiſſen auch nicht oder können es nicht erklären, wie der Weltäther es macht, um 700 Billionen Schwingungen in der Sekunde hervorzubringen; oder wie es dem elektriſchen Draht möglich wird, mittels einer ganz beſtimmten und von Molekül zu Molekül fortgepflanzten Bewegung oder Erzitterung ſeiner kleinſten Teilchen binnen Sekunden oder Minuten eine Nachricht von Europa nach Amerika zu überbringen; oder wie der Blitz es macht, um innerhalb des millionſten Teils einer Sekunde die zerſtörendſten Wirkungen hervorzubringen oder ſein deutliches Bild auf einer photographiſchen Platte niederzulegen; oder wie die Drillionen oder Quadrillionen von Gas-Molekülen, welche in einem einzigen Kubikzoll Luft enthalten ſind, es machen, um in der Sekunde 8000 millionenmal unter einander zuſammenzuſtoßen! Ebenſowenig oder noch weniger wiſſen wir, wie eine Geſchmacks- oder Geruchs-Empfindung zuſtande kommt; oder wie der Nerv es macht, um einen Muskel zur Zuſammenziehung zu bewegen; oder warum dieſelben Nervenelemente, wenn an verſchiedenen Stellen des Körpers gelegen, ganz verſchiedene Wirkungen hervorbringen; oder wie es möglich iſt, daß ein in die Erde gebrachtes Samenkorn zu einem mächtigen Baum erwächſt, oder daß der winzige, nur mit bewaffnetem Auge ſichtbare Samenfaden die wunderbare Kraft beſitzt, erbliche Uebertragungen körperlicher wie geiſtiger Art durch hunderte und ſelbſt tauſende von Generationen hindurch zu vermitteln; oder wie aus einem ſo einfachen und unſcheinbaren

Ding, wie ein Vogelei, innerhalb weniger Tage oder Wochen ein mit allen Organen ausgerüstetes lebendes Wesen hervorgehen kann — und tausende von ähnlichen Beispielen, mit deren weiterer Aufzählung ich die Geduld meiner verehrten Freundin nicht weiter ermüden will. Nur das will ich noch hinzufügen, daß mir — auch abgesehen von allem Vorgetragenen — die Forderung einer Erklärung der geistigen Erscheinungen aus materiellen Bedingungen schon an und für sich eine höchst unverständige und auf falscher Fragestellung beruhende zu sein scheint. Wie kann man eine solche Erklärung verlangen, so lange man das in seiner innersten Zusammensetzung und Bewegung unerforschliche Wesen der Materie selbst nicht kennt, und so lange über Begriff und atomistische Natur derselben unter Naturforschern wie Philosophen die weitgehendsten Meinungsverschiedenheiten bestehen? Nur soviel können wir aus unsern gegenwärtigen Kenntnissen mit Bestimmtheit folgern, daß auf diesem wunderbaren Boden nichts mit der allgemeinen Gesetzlichkeit der Natur Harmonierendes als unmöglich erscheint, und daß selbst die kühnste Phantasie die hier vorhandenen Möglichkeiten nicht auszudenken vermag. Es muß daher geradezu als Vermessenheit bezeichnet werden, wenn man die Möglichkeit der Entwickelung geistiger Prozesse aus den allgemeinen Eigenschaften der Materie als etwas an und für sich Unmögliches hinzustellen versucht. Es kann dieses nur geschehen auf Grund jenes dualistischen, durch und durch unwahren und durch eine Mißheirat zwischen Philosophie und Theologie erzeugten Begriffs von der Materie als eines trägen, rohen, groben, Form- und Bewegungslosen, dem Geist entgegengesetzten oder feindlichen Etwas, welcher so lange das Denken beherrscht hat und welcher jetzt erst allmälig anfängt, einer bessern Einsicht Platz zu machen. Ebensowohl wie die Materie im stande ist, die Stunden zu schlagen, ebensowohl kann sie auch denken! Freilich thut sie beides nicht *als solche*, sondern nur, wenn sie in solche Verbindungen oder Zustände geraten oder gebracht

worden ist, aus denen Denken oder Stundenschlagen als Verrichtung oder Thätigkeit resultiert.

Uebrigens ist die auf eine Erklärung des Bewußtseins oder des Verhältnisses von Gehirn und Seele gerichtete Forderung der Spiritualisten um so ungerechtfertigter und — verzeihen Sie den Ausdruck — unverschämter, als sie selbst von ihrem Standpunkte aus dieser Frage noch weit ratloser gegenüberstehen, als ihre Gegner, und es gänzlich unerklärt lassen müssen, wie und warum ihr hypothetisches, für sich bestehendes und unsterbliches Seelenwesen mit der Materie in eine vorübergehende Verbindung tritt. Bei der Alternative zwischen zwei Arten der Anschauung, von denen die eine nur theoretische Bedenken und Zweifel in das Feld führen kann, während die andere auf dem unerschütterlichen Boden zahlloser Thatsachen fußt, kann die Wahl für denjenigen, der seinen Verstand gebrauchen will, nicht schwer sein, und kann, wie mir scheint, der Mangel einer genügenden Erklärung für die Entstehung des Bewußtseins aus materiellen Bedingungen keinen Grund abgeben, die Art dieser Entstehung selbst zu leugnen. Ich habe Ihnen in diesem Briefe, wie ich glaube, überzeugend dargethan, daß das Bewußtsein Folge und Ausdruck des eine allgemeine Eigenschaft der organisierten Materie darstellenden Gedächtnisses ist, und daß daher eine Fortdauer dieses Bewußtseins ohne jenes materielle Substrat, in welches Gedächtnis und Erinnerung den unentbehrlichen Stoff für dasselbe eingegraben haben, undenkbar ist. Ich habe Ihnen weiter gezeigt, daß das Selbst- oder Ich-Bewußtsein des Menschen Folge der auf die Gehirnzellen mittels der Sinnesorgane gemachten Eindrücke und daselbst festgelegten persönlichen Erinnerungsbilder ist. Wie könnte also ein solches Ich-Bewußtsein oder eine bewußte Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode möglich sein ohne jene Zellen, ohne jene Eindrücke, ohne jene Erinnerungsbilder oder nach dem Zerfall eines mit nur diesem irdischen Dasein entlehnten Vorstellungen erfüllten Gehirns oder Denkorgans?

„Ehedem war's Gebrauch," ſagt der bei dem Erſcheinen von Banquos Geiſt an ſich ſelbſt irre werdende Makbeth, „daß, wenn das Gehirn herausgeſchlagen war, der Menſch auch geſtorben und alles zu Erde war. Jetzt aber ſteigen ſie aus ihren Gräbern auf und ſtoßen uns von unſeren Stühlen." In der That thun ſie dieſes bei ſo vielen Menſchen auch heute noch und ſtoßen ſie herab von dem Stuhle ihres Verſtandes, den ſie in allen anderen Dingen des Lebens ſo gut zu gebrauchen wiſſen. Aber ſie thun es nicht als wirkliche Geiſter, ſondern nur als dieſelben hohlen Geſpenſter oder Schatten der Furcht und Einbildungskraft, welche Makbeth geängſtigt haben, und welche vor dem klaren Auge der modernen Wiſſenſchaft ſich ebenſo als bloße Schatten erweiſen, wie ſo viele andere Täuſchungen oder Irrtümer einer abergläubiſchen Vergangenheit.

Siebenter Brief.

Sie wünschen, verehrte Freundin, wie Sie mir in Ihrem letzten Briefe schreiben, meine Meinung zu erfahren über das Verhältnis von Menschen- und Tierseele und darüber, ob ich für den Fall, daß man der Seele des Menschen eine Fortdauer nach dem Tode zugestehe, der Meinung sei, daß eine solche auch den Seelen der Tiere zugeschrieben werden müsse? Ich stehe nicht an, diese Frage mit dem allerentschiedensten Ja! zu beantworten. Die moderne Wissenschaft hat nicht nur nachgewiesen, daß der Mensch, weit entfernt, eine Ausnahmsstellung in der großen Gesamtnatur einzunehmen oder einen Gegensatz zu ihr zu bilden, vielmehr in körperlicher wie geistiger Beziehung auf der großen Stufenleiter der Organismenwelt die Stelle des höchststehenden der Tiere, speziell der Säugetierwelt, einnimmt; sondern sie hat auch durch direkte Untersuchung der Tierseele und Auflösung der alten Instinkt-Theorie in die Theorie ererbter Triebe oder Gewohnheiten die ehemalige Kluft zwischen Menschen- und Tierseele so gut wie ausgefüllt. Ich habe Ihnen in meinem zweiten Briefe gezeigt, daß sich das Vorhandensein eines seelischen Prinzips bis in die untersten Tierreihen oder bis in die niederste Organismen-Welt, ja bis in die Pflanzenwelt hinein verfolgen läßt, und kann dem hinzufügen, daß man, wenn man will, diese Verfolgung sogar bis in die sogenannte tote Natur oder bis in das Mineralreich hinab, welches keinen Gegensatz zu der lebenden Natur bildet,

sondern durch Lithophyten, Nulliporen und Korallen mit der letzteren Uebergangsweise verbunden ist, ausdehnen kann. Auch haben neuere Beobachtungen gelehrt, daß die Grundform der anorganischen Welt oder der Kristall hier dieselbe Rolle spielt, wie die Grundform der Zelle in der organischen, und daß es nicht erlaubt ist, die Kristalle bloß als tote Stoffanhäufungen zu betrachten, deren Bildung nur durch äußere Kräfte bedingt sei, sondern daß in ihnen innerlich wirkende, dem tierischen und pflanzlichen Leben vergleichbare Vorgänge thätig sind — Vorgänge, welche den bisher so schroff geltend gemachten Unterschied zwischen lebenden und leblosen Naturkörpern bedeutend zu verwischen geeignet sind.

Ueberblicken Sie so, verehrte Freundin, das seelische Prinzip in seiner allgemeinsten Ausdehnung durch die ganze Natur und in seiner allmäligen, nirgendwo durch einen unvermittelten Sprung unterbrochenen Entwicklung bis zu seiner höchsten Entfaltung im Menschen, so wird es Ihnen schwer oder unmöglich werden, außer auf willkürliche Weise, eine Grenzlinie abzustecken, auf deren einer Seite dieses Prinzip, soweit es sich in Individuen verkörpert, als ein ewiges oder unvergängliches erscheint, während es auf der anderen Seite dem allgemeinen Lose des Wechsels oder der Vergänglichkeit unterworfen sein soll. Selbst Diejenigen, welche einen (nicht vorhandenen) fundamentalen oder prinzipiellen Unterschied zwischen Menschen- und Tierseele festhalten, können doch nicht umhin, das Dasein einer der menschlichen analogen Seele in dem Tiere anzuerkennen — vorausgesetzt, daß sie nicht der längst verlassenen Theorie des französischen Philosophen Descartes, welcher die Tiere für „belebte Maschinen" hält, anhängen. Daher bereits ältere und sonst ganz auf religiösen Standpunkten stehende Philosophen, wie Bischof Butler, Moses Mendelssohn ꝛc., sich für verpflichtet hielten, die ganze Tierwelt in die Forderung der Unsterblichkeit mit einzuschließen. Dieses ist nur konsequent gedacht, hat aber freilich den großen Nachteil, daß die Grenzlinie, an welcher diese

angebliche Tier-Unsterblichkeit beginnen soll, ebenso schwer oder unmöglich zu bestimmen ist, wie die vorhin angedeutete Grenzlinie menschlicher Unsterblichkeit. Verfolgt man diese Theorie, welche eine gewisse Verwandtschaft mit der alten Theorie der Seelenwanderung nicht verleugnen kann, bis in die untersten Regionen tierischen Lebens und bis zu jenen protoplasmatischen Geschöpfen, bei denen das seelische Prinzip nicht mehr an differenzierte Organe, sondern an die lebende Substanz selbst geknüpft ist, so kommen Absurditäten oder Unmöglichkeiten heraus, welche der ganzen Theorie verderblich werden müssen. Zudem ist es ein gar grotesker Gedanke, daß alle die zahllosen Seelen der zahllosen Tiere, welche die Erde im Laufe so vieler Jahrtausende bevölkert haben und noch bevölkern, oder daß die Seelen der Ochsen, Kühe, Kälber, Schafe ꝛc., welche wir tagtäglich zur Schlachtbank führen, oder jener Myriaden von schädlichen Insekten, welche nur dazu da zu sein scheinen, um uns das Leben zu verbittern, ꝛc. ꝛc. Anspruch auf ewige Fortdauer in einem künftigen oder jenseitigen Leben haben sollen!! Aber der Gedanke erscheint nicht minder grotesk, wenn wir uns an gewisse Arten menschlicher Seelen erinnern, oder wenn wir der Seelen unserer ältesten, halb tierischen Vorfahren, oder der noch heute im rohesten Urzustand lebenden Wilden, oder der Seelen von früh verstorbenen Kindern oder kindisch gewordenen Greisen oder von Idioten, Blödsinnigen, Geisteskranken, Kretinen ꝛc. gedenken. Was soll im künftigen Leben aus der Seele eines Trunkenboldes werden, der sich Tag für Tag im Schmutze wälzt und seine geistigen Kräfte im Alkohol erstickt? oder aus derjenigen eines Narren, der während seines Lebens nur Verkehrtheiten oder Albernheiten begangen hat? oder aus derjenigen eines Taglöhners oder einer Bauerndirne, welche Personen niemals über den Kreis ihrer niederen banausischen Beschäftigungen hinausgeblickt haben? oder aus derjenigen eines Bösewichts, der seine geistigen Fähigkeiten nur im Uebelthun verwendet oder nur Freude an dem Schmerz anderer gefunden hat? oder aus

derjenigen eines Geizhalses, eines Wucherers, der während seines Lebens niemals ein anderes Interesse gekannt hat, als elenden Mammon zusammenzuscharren? ꝛc. ꝛc. Und steht die Seele eines verständigen Tieres, z. B. eines im Umgang mit dem Menschen erzogenen Hundes, mit ihrem Reichtum an Treue, Anhänglichkeit, Aufopferungsfähigkeit, Klugheit, oder eines menschenähnlichen Affen, eines Elefanten ꝛc. nicht höher und verdient mehr die Unsterblichkeit, als diejenige mancher Menschen, wenigstens als diejenige eines frühverstorbenen Kindes, eines menschlichen Idioten, eines moralischen Ungeheuers u. dergl.? Ich glaube, verehrte Freundin, in meiner Schrift über Liebe und Liebesleben in der Tierwelt zahlreiche Beweise dafür beigebracht zu haben, daß das Gemütsleben vieler Tiere in einer Weise entwickelt ist, welche so viele Menschen beschämen könnte, und daß die Tugenden der Gatten-, Familien-, Eltern-, Kindes-, Nächsten- und Heimatsliebe, des Mitleids, der Freundschaft, der Liebe zu den Menschen, der Geselligkeit, des Gefallens am Schönen ꝛc. in der Tierseele bis zu einem fast unglaublichen Grade vorgebildet sind; und ich hätte dasselbe thun können bezüglich aller übrigen Eigenschaften oder Regungen der menschlichen Seele, unter denen nicht eine einzige ist, welche ihres Vorbildes in der Tierseele ermangelt. Ich habe auch in meiner Schrift über das Geistesleben der Tiere an der hohen Intelligenz und an den staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der höchststehenden der Gliedertiere oder der Bienen und Ameisen gezeigt, daß hier die politischen, gesellschaftlichen, industriellen, sanitären ꝛc. Veranstaltungen des Menschen in einer Weise vorgebildet sind, welche derjenige für unmöglich halten muß, der die betreffenden Thatsachen nicht kennt. Ich habe auch in derselben Schrift gezeigt, daß die alte, halb theologische, halb teleologische Instinkt-Theorie durchaus unhaltbar ist, und daß Menschen- und Tierseele ganz von denselben halb instinktiven, halb spontanen Antrieben bewegt werden — nur mit dem Unterschied, daß der ererbte Trieb in demselben Maße wächst

oder stärker wird, in welchem seine Beherrschung oder Zügelung durch größere Entwickelung des Verstandes schwächer wird. Ich glaube endlich in meiner Schrift über den Menschen und seine Stellung in der Natur nachgewiesen zu haben, daß die Kluft zwischen Mensch und Tier keine absolute, sondern nur eine relative ist, woraus folgt, daß z. B. zwischen der Seele eines europäischen Gelehrten, Staatsmanns oder Dichters und derjenigen eines Wilden der innerafrikanischen Wüsten oder der ozeanischen Inseln oder eines jener halb tierischen, halb menschlichen Wesen, welche wir nach den Grundsätzen der Entwicklungstheorie als die ältesten Vorfahren unsers Geschlechts auf der Erde anzusehen haben, in geistiger Beziehung ein größerer Abstand bestehen kann oder muß, als zwischen der letzteren und derjenigen eines hochstehenden, verständigen Tieres. So ist es wahr, was schon ein älterer Naturforscher mit einem glücklich gewählten Ausdruck bezeichnet hat, daß nämlich die Tierwelt nicht bloß in physischer, sondern auch in intellektueller und moralischer Hinsicht ein auseinandergelegter Mensch sei, und daß auf der Grundlage dieser Erkenntnis ebenso eine vergleichende Psychologie geschaffen werden müsse, wie wir bereits eine vergleichende Anatomie besitzen. Und wenn dieses so ist, wenn nur ein Unterschied des Grades oder der Entwicklung, aber nicht der Art zwischen Menschen- und Tierseele besteht, so muß man dem ausgezeichneten Naturforscher Burmeister Recht geben, wenn er sagt: „Ist die menschliche Seele unsterblich, so muß es auch die tierische sein. Beide haben, vermöge ihrer gleichen Grund-Qualitäten, auch gleiche Ansprüche auf Fortdauer.“ Verfolgt man nun, wie bereits bemerkt, diesen Anspruch bis in seine letzten Konsequenzen, so erreicht man den Gipfel der Lächerlichkeit und gerät in Verlegenheiten, welche das ganze Gebäude alberner Hoffnungen umstürzen müssen.

Allerdings haben die Verteidiger des Dogmas von der persönlichen Fortdauer einen Ausweg aus diesen, sowie aus denjenigen Verlegenheiten zu finden gewußt, welche ihnen die

geistig oder moralisch Zurückgebliebenen oder die Armen an Geist und Tugend unter den Menschen selbst bereiten, indem sie die Theorie der sog. konditionellen oder bedingungsweisen Fortdauer erfanden. Diese Theorie mißachtet das Wort der Bibel, daß vor Gott alle gleich sein sollen, und überträgt die auf Erden bestehende Aristokratie der Geburt oder der Geldes oder des Geistes auch auf das künftige Leben. Dieses selbst wird als eine Art von Belohnung betrachtet, welche nur Denjenigen zu teil werden soll, die sich durch ihr Leben und ihr Betragen auf Erden desselben mehr oder weniger würdig oder fähig gemacht haben, während alle übrigen bestimmt sind, in den allgemeinen Schoß der Natur zurückzukehren. Gerade so, sagt ein Anhänger dieser Theorie, wie es unter den organischen Arten eine nach bestimmten Naturgesetzen vor sich gehende Auswahl oder Auslese der Besseren oder Bevorzugten gibt, gerade so ist es auch unter den für die Ewigkeit bestimmten Menschenseelen. Man frage sich, so fährt derselbe weiter fort, vergeblich, warum die Seele eines Papua oder diejenige eines verworfenen oder eines allen höheren Interessen abholden oder unzugänglichen Menschen unsterblich sein solle? Was haben solche Menschen gethan, um sich einer so hohen Bestimmung würdig zu machen? Was kann dem Himmel an der Erhaltung solcher Seelen liegen? Selbst die Hölle ist zu gut für sie, da solche nur der Reinigung oder schließlichen Errettung verirrter und des Besseren fähiger Seelen dienen soll. Aber Diejenigen, welche nur aus Unfähigkeit des Guten, und Diejenigen, welche aus Gefallen am Bösen gesündigt haben, in ein gemeinsames Schicksal zu verweben, scheine weder der Gerechtigkeit noch der Vernunft entsprechend. — Man beruft sich zur Verteidigung dieser Theorie der konditionellen Unsterblichkeit auch auf die Bibel, welche sagt, daß Derjenige, welcher den Willen Gottes thut, ewig leben soll, oder welche von der Rettung einer Seele aus den Klauen des Todes spricht, oder welche im Ev. Joh. (8, 51) Jesus sagen läßt:

„Wer meinem Wort anhängt, wird den Tod nicht schauen", oder welche von den Bösen sagt, daß sie wie ein verdorrter Baum abgehauen und verbrannt werden sollen, oder welche Denjenigen fürchten heißt, der die Seele verderben und den Leib nach Gehenna schicken kann, ꝛc. Auch beruft man sich darauf, daß die Theorie zu allen Zeiten hervorragende, teils geistliche, teils weltliche Anhänger und Verteidiger gehabt habe und noch habe!

Betrachtet man diese Theorie, welche die indische Kasten-Einteilung bis in die himmlischen Regionen ausdehnen und die Parias der Gesellschaft der ewigen Vernichtung überliefern will, zunächst von theologischen Gesichtspunkten, so gerät dieselbe in einen unlöslichen Widerspruch mit der Idee eines gütigen, wohlwollenden, allmächtigen Schöpfers aller Dinge, welcher unmöglich Wesen in das Leben rufen konnte, um sie nach einem kurzen Dasein der Vernichtung preiszugeben, und welcher nach christlicher Vorstellung sogar seinen eigenen Sohn als Opfer hingab, um die Menschen ohne Ausnahme vor ewiger Verdammnis, welche schlimmer ist als ewige Vernichtung, zu retten. Ein Gott oder Schöpfer, welcher sein eigenes Werk zerstört, und zwar ein Werk, in das er einen Teil seines göttlichen Selbst ausgegossen hat, um es schließlich der ewigen Seligkeit teilhaftig werden zu lassen, ist ein logisches und moralisches Unding. Auch dürfte es selbst einem ewigen und allwissenden Richter, welcher Herzen und Nieren prüft, sehr schwer oder unmöglich werden, in jedem einzelnen Falle die Grenzlinie zu ziehen, welche die Böcke von den Schafen oder die zur ewigen Seligkeit bestimmten von den der Vernichtung geweihten Menschenseelen scheiden soll, ohne daß dabei Ungerechtigkeiten mit unterlaufen, welche eines solchen Richters absolut unwürdig sind. Es gibt keine absolut guten und keine absolut schlechten Menschen oder Charaktere, sondern nur Mischungen von guten und schlechten Eigenschaften, wobei es von sehr mannigfaltigen und zufälligen Umständen abhängt, ob die

eine oder andere Seite unseres Wesens das Uebergewicht erhält, und wobei der die Handlungen des Einzelnen vor allem Anderen bestimmende Charakter nicht von dessen Willen oder Zuthun abhängt — ein Verhältnis, das ich sogleich bei der Kritik der Theorie von philosophischen oder wissenschaftlichen Gesichtspunkten näher zu beleuchten Gelegenheit finden werde. Wie kann aber ein gerechter Richter einen Menschen dafür durch Vernichtung strafen wollen, daß er ohne seine Schuld durch ererbte Anlagen, Mangel an Erziehung, widrige Lebens-Umstände, mangelhafte Organisation ꝛc. auf die Bahn des Lasters getrieben worden oder aber in seiner geistigen Entwicklung zurückgeblieben ist? Also muß man entweder die Idee der göttlichen, mit gleichem Maße austeilenden Gerechtigkeit oder diejenige der konditionellen Unsterblichkeit fahren lassen.

Was nun die Beurteilung der Theorie von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus angeht, so hat auch hier die moderne Wissenschaft ein entscheidendes Wort gesprochen und nachgewiesen, daß der sogenannte „freie Wille", welcher für Belohnung des Einzelnen in einem künftigen Leben oder für Bestrafung desselben durch ewige Vernichtung unentbehrlich erscheint, in der Ausdehnung, wie die Mehrzahl der Menschen ihn zu besitzen glaubt, nicht existiert, und daß vielmehr die freie Entschließung des Menschen bezüglich seines Verhaltens, seiner Handlungen, seines Lebensganges ꝛc. in die engsten Grenzen eingeschlossen ist. Seitdem wir namentlich die gewaltige Macht der Vererbung geistiger und moralischer Eigenschaften oder Anlagen kennen gelernt haben, und seitdem wir wissen, daß der einzelne Mensch ein Produkt seiner Eltern, seiner Geburt, seiner Amme, seiner Erziehung, seiner Lebensumstände, seiner politischen oder gesellschaftlichen Stellung ꝛc. ist, kann jener rigorose Standpunkt, nach welchem ein Mensch nur nach seinen Handlungen beurteilt oder gerichtet werden soll, nicht mehr festgehalten werden. Jeder nur einigermaßen

auf sich selbst aufmerksame Mensch wird längst die Beobachtung an sich gemacht haben, daß sein Betragen im Leben, seine Handlungen, seine Erfolge vor allem Anderen von seinem Charakter abhängen, d. h. von jenen angeborenen Trieben, Neigungen, Leidenschaften, welche er von seiten seiner Eltern und Vorfahren geerbt hat und welche in ihrer Wirkung durch Erziehung, Bildung, Ueberlegung, freie Entschließung nur bis zu einem gewissen Grade, oft aber auch gar nicht beeinflußt oder beherrscht werden können. Am wenigsten ist dieses der Fall bei den Angehörigen niederer Stände, bei denen Mangel an Bildung, Verstand, Selbstbeherrschung und Wohlstand der Wirkung niederer Leidenschaften oder tierischer Triebe den freiesten Spielraum gestatten. Mit welchem Rechte will man also den Einzelnen bis zu einem solchen Grade für die vereinigte Wirkung von Umständen verantwortlich machen, an denen er persönlich nicht die geringste Schuld trägt, daß daraus die ewige Vernichtung seiner mit dem Anspruch der Unsterblichkeit geborenen Menschenseele gerechtfertigt werden könnte? Im Gegenteil müßte, wenn ein künftiges Leben existiert, gerade den Armen und Schwachen im Geist oder Charakter oder den ewig Enterbten hierdurch Gelegenheit gegeben werden, eine Entschädigung oder Ausgleichung für die Unbilden und Ungerechtigkeiten zu finden, unter denen sie im diesseitigen Leben zu leiden hatten, während die konditionelle Unsterblichkeit gerade Denjenigen, welche schon hier mehr oder weniger glücklich oder begünstigt gewesen sind, ein zweites Glück in den Schoß schüttet. Es ist eine solche Theorie, wie bereits bemerkt, nichts weiter als die Verkörperung jener abscheulichen indischen Kasten-Ordnung, welche die Menschen schon hier in Wesen höherer und niederer Art scheidet, und ihre Einführung in jene himmlischen Regionen, in welchen vor dem Angesichte Gottes Alle gleich sein sollen oder sollten!

Endlich widerspricht die Theorie der konditionellen Unsterblichkeit jeder naturgesetzlichen sowohl, wie himmlischen Ord-

nung. Wenn es naturgesetzliche Bestimmung ist, daß die Menschenseele als solche unsterblich sein soll, oder wenn das Gleiche durch himmlische Anordnung bestimmt ist, so kann es keine Ausnahme von dieser Regel geben; und die Seele des Unwissenden und Ungebildeten oder des idiotisch geborenen Kindes oder des unheilbar Geisteskranken oder des niedrigsten der Wilden oder des moralischen Ungeheuers hat denselben Anspruch auf Erhaltung wie diejenige des edelsten, besten und geistig hochstehendsten Menschen. Eine Fortsetzung der schon im gegenwärtigen Leben so drückend empfundenen und bis in die äußersten Extreme auseinanderlaufenden, gesellschaftlichen Ungleichheit der Menschen bis zu der Wohlthat des jenseitigen Lebens für wenige Bevorzugte wäre eine natürliche und moralische Anomalie ohnegleichen und kann eigentlich nur im Gehirne Solcher Platz finden, welche, wie Börne sarkastisch bemerkt, den Himmel für einen Hof ansehen und mit Verachtung auf alle Diejenigen herabblicken, welche nicht hoffähig sind wie sie.

Wie weit übrigens in dieser Beziehung der menschliche Hochmut sich selbst vergessen hat, mag daraus erhellen, daß man bei fast allen orientalischen Völkerschaften der Frau den Besitz einer der männlichen analogen Seele in Altertum und Neuzeit abgesprochen hat und zum Teil noch abspricht, was selbstverständlich ihren Ausschluß von den Freuden der himmlischen Seligkeit oder des künftigen Lebens bedingt. Sogar die ältesten christlichen Kirchenväter urteilten in dieser Beziehung nicht anders und führten lange Streitigkeiten darüber, ob der Frau der Besitz einer wahren menschlichen Seele (und damit das Anrecht auf ein künftiges Leben) zuzusprechen sei oder nicht? Selbst der freidenkerische Buddha ließ sich, wie die Sage erzählt, erst durch die Bitten seines Lieblingsschülers Ananda bewegen, die Frauen an den Wohlthaten seines Gesetzes teilnehmen zu lassen — was alles bei der niedrigen Stellung, welche die Frau als Halbsklave und bloßes Anhängsel

des Mannes im ganzen Orient einnimmt, nur natürlich erscheint. Damit ist denn die Theorie der konditionellen Unsterblichkeit auf die Spitze getrieben, indem sie schon von vornherein die ganze Hälfte der Menschheit von dem Rechte des Fortlebens nach dem Tode oder von der Wohlthat eines künftigen Lebens ausschließt. Darüber, was in einem solchen Falle mit jenen unglücklichen Geschöpfen geschehen soll, welche weder Mann noch Weib sind, sondern auf der Grenzlinie zwischen beiden Geschlechtern stehen, fehlen die Nachrichten.

Wenn ich, verehrte Freundin, das in diesem Briefe Enthaltene noch einmal kurz zusammenfasse, so muß man gegenüber der Verbreitung des seelischen Prinzips durch die ganze Natur in unzähligen Abstufungen, wenn man das Prinzip als solches für unvernichtbar hält, entweder anerkennen, daß dasselbe selbst in seinen niedrigsten persönlichen Verkörperungen auf ewige Fortdauer Anspruch zu machen hat — womit selbstverständlich die Unsterblichkeit der Tierseele zugegeben ist — oder man muß sich zu der Theorie der konditionellen Unsterblichkeit bekennen, welche einen großen oder eigentlich den weitaus größten Teil der Menschheit von der Wohlthat des künftigen Lebens oder dem Anrecht auf ein solches ausschließt. Die Beurteilung der unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche jeder der beiden Möglichkeiten oder Theorieen im Wege stehen, kann ich nunmehr, verehrte Freundin, getrost Ihrer eigenen Einsicht überlassen.

Achter Brief.

Sie wünschen zu wissen, verehrte Freundin, wie es sich mit dem sogenannten Consensus gentium in der Unsterblichkeitsfrage verhalte, und ob die allgemein gehörte Behauptung, daß es kein Volk und keine Religion gäbe, welche nicht den Glauben an ein künftiges Leben genährt oder festgehalten hätte, richtig sei? Wenn ja, so wolle es Ihnen scheinen, als ob damit bewiesen werde, daß der Glaube an Fortdauer aus einem unabweisbaren und allgemein verbreiteten Bedürfnis des menschlichen Gemüts hervorgegangen und schon allein aus diesem Grunde durch wissenschaftliche oder logische Gründe nicht zu widerlegen sei. Was sich so allgemein und selbstverständlich als eine dem menschlichen Geiste gewissermaßen an- oder eingeborene Idee geltend mache, müsse doch einen tieferen Grund in der menschlichen Natur selbst haben und könne nicht durch Raisonnement oder Dialektik von ihr losgelöst werden.

Ich könnte, verehrte Freundin, zunächst darauf erwidern, daß es in der Kulturgeschichte der Menschheit durchaus nicht an sehr allgemein verbreiteten Ideen oder Glaubensvorstellungen fehlt, welche zu ihrer Zeit durchaus unumstößlich und nicht dem mindesten Zweifel unterworfen schienen, und welche sich schließlich doch als durchaus unwahr oder als auf Einbildung beruhend herausstellten. Denken Sie an den Götter-, Wahrsager- oder Traumdeuter-Glauben des Altertums oder an den

Hexen-, Dämonen- und Teufelsglauben des Mittelalters oder an den durch alle Zeiten und Völker bis auf die Gegenwart herab sich erstreckenden und jetzt durch die Leuchte der Wissenschaft aus dem Bewußtsein aller Gebildeten verschwundenen Wunderglauben und Aehnliches. So beweist auch die angebliche Allgemeinheit des Unsterblichkeitsglaubens nichts für dessen Wahrheit. Aber in Wirklichkeit existiert diese Allgemeinheit gar nicht oder so wenig, daß man vielmehr sagen muß, daß nur ein verhältnismäßig geringer Bruchteil der Menschheit als jener Idee ergeben angesehen werden kann. Zunächst erzählen uns die Reisenden von einer nicht geringen Anzahl von Naturvölkern, bei denen der Glaube an eine persönliche Fortdauer entweder gar nicht oder in einer Weise vorhanden ist, welche den religiösen und speziell christlichen Vorstellungen über ein künftiges Leben sehr wenig entspricht. Eine spezielle Aufführung solcher gutbeglaubigter Beispiele finden Sie in meiner Schrift „Kraft und Stoff" im 21. und 22. Kapitel. Daß im ganzen klassischen Altertum der Glaube ein sehr wenig verbreiteter oder wenig intensiver war, und daß sich die bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten der Römer, wie Plinius, Simonides, Seneka, Horaz, Cicero ꝛc. dagegen aussprachen, ist bekannt. Virgil schließt seinen Bericht über die Begräbnisfeierlichkeiten des Polydor mit den Worten: „Wir schließen die Seele in das Grab ein", und ähnliche Aeußerungen finden sich bei Ovid, Euripides, Homer u. a. Die edle und uns immer noch als klassisches Vorbild dienende Nation der Griechen dachte nur an ein Fortleben der Seele unter der Erde und an ein Jenseits der Schatten als Wohnung der Abgeschiedenen. Aber dieser sogenannte Hades war für sie kein Ort der Seligkeit, sondern nur ein matter Abglanz des wirklichen Lebens oder mit anderen Worten — das poetisch aufgefaßte Grab. Ihr großer Dichter Homer malt ihn bekanntlich in den schwärzesten Farben und läßt seinen Helden Achilles als Totenbeherrscher zu Odysseus sagen, daß er lieber auf der Erde als

ärmster Tagelöhner das Feld bestellen als die sämtliche Schar der Toten beherrschen wolle. Auch das berühmte Totenbuch der alten Egypter, welchen ja die Griechen einen großen Teil ihrer Weisheit verdankten, faßt das Gericht, welches jede Seele nach dem Tode erwartet, nicht im christlichen Sinne, sondern nur mit bezug auf die möglichst sichere Totenbestattung auf. Erst durch den Einfluß der Platonischen Philosophie und Schule fing das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele an, sich bei den Griechen zu verbreiten, fand aber einen Widerspruch, der sich sogar unter der weisen Regierung des griechisch-egyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus bis zu einem Verbot des Lehrens dieses heute als so segensreich betrachteten Dogmas bei Todesstrafe steigerte.

Die ursprüngliche Religion des großen Confutsee oder Confucius weiß ebensowenig von einem himmlischen Jenseits oder von einem Leben nach dem Tode, wie die alte, durch sie ersetzte Volksreligion der Chinesen selbst, und strebt nur dahin, das Sinnen und Handeln des Menschen auf irdische Wohlfahrt und Gerechtigkeit zu richten. Verehrung der Ahnen oder Vorfahren (Ahnen-Kultus) ist die einzige, über das eigene Leben hinausgehende Vorschrift seiner Religionslehre.

Auch das gebildete, 34 Millionen umfassende Volk der Japaner glaubt weder an Gott, noch an Fortdauer. Sie sind nach dem Ausdruck des amerikanischen Reisenden Burrows „eine Nation von Atheisten", nach anderen eine solche von Skeptikern oder Materialisten.

Endlich kennt das ausgebreitetste, 31 Prozent der gesamten Menschheit umfassende Religions-System der Erde, zugleich eines der ältesten, der berühmte Buddhismus, in seiner ursprünglichen Fassung keine persönliche Fortdauer und predigt das Nichtsein oder die definitive Auflösung des persönlichen Daseins in dem berühmten „Nirvana" als das höchste Ziel der Befreiung. Einem noch entschiedeneren Atheismus und Materialismus huldigte des Buddha Vorgänger oder Vorläufer

Kapila, welcher ein nicht-gläubiger Philosoph vom reinsten Wasser war, seine Lehre aber nur einem kleineren Kreise freidenkender Männer zugänglich machen konnte, während Buddha dieselbe durch größere Popularität zu einer Weltreligion erweiterte.

Wichtiger aber als alles dieses ist in geschichtlicher Beziehung für uns die Thatsache, daß das auserwählte Volk Gottes selbst, aus dessen Mitte der Stifter der die Unsterblichkeitslehre auf ihre höchste Höhe erhebenden christlichen Religion hervorgegangen ist, und dessen litterarische Hinterlassenschaft im Alten Testament jetzt noch als teilweise Grundlage unseres religiösen Glaubens gilt, mit dem Dogma unbekannt war. Es ist eine in der Gelehrtenwelt bekannte, aber der Masse der Christenheit allerdings bis heute nicht klar gewordene Thatsache, daß in den Mosaischen Büchern, wie in den kanonischen des Alten Testaments überhaupt der Gedanke des bewußten persönlichen Fortlebens nicht vorkommt. Selbst das Wort „Unsterblichkeit" oder „unsterblich" findet sich im Alten Testament nur zweimal und zwar nur in den späteren apokryphischen Büchern der Weisheit (1, 15), wo von der als eine Art Göttin gedachten Gerechtigkeit gesagt wird, daß sie unsterblich sei, und Sirach 17, 29, wo es heißt: „Was kann doch ein Mensch sein, sintemal er nicht unsterblich ist." Wer alt wird und stirbt, fährt nach Alttestamentlicher Anschauung in die Grube hinab (1. Mos. 37, 35; 42, 38; Ps. 49, 10 u. a.). Es ist wie ein schattenartiges Huschen in die Unterwelt, wie ein Zurückkehren der Einzelkraft in die Urkraft, ohne daß von einem persönlichen Fortleben die Rede ist. Im Buch Hiob (7, 9) heißt es: „Wer in die Unterwelt hinunterfährt, kommt nicht wieder herauf." Auch erhält Hiob noch im Diesseits das Zeugnis seiner Rechtfertigung; von einem Auferwecktwerden im Jenseits ist keine Rede, wenngleich Luther eine dahin zielende Stelle (19, 25—27) falsch übersetzt hat. Im Prediger (9, 5, 6, 10) heißt es: „Die Lebenden wissen, daß sie sterben; die

Toten wissen gar nichts mehr und haben weiter keinen Lohn, denn ihr Andenken ist längst entschwunden, und kein Teil ist ihnen mehr auf ewig an allem, was unter der Sonne geschieht. — Kein Thun, noch Gedanke, noch Wissen, noch Weisheit ist in dem Totenreich, wohin du gehst." Allerdings wird von zwei besonders frommen Gottesheldeu, Henoch und Elias, erzählt, daß Gott sie unmittelbar hinweggenommen oder mit sich geführt habe, aber von einem eigentlichen Fortleben ist auch hier nicht die Rede. Erst nach dem babylonischen Exil fängt der Gedanke der persönlichen Unsterblichkeit an, in den Alttestamentlichen Büchern aufzutauchen, wenn auch anfangs nur in sehr matter oder schattenhafter Weise. Der Grund dafür ist sehr einfach in den Leiden und Entbehrungen zu finden, welche über die Kinder Israels, namentlich während der Zeit der babylonischen Gefangenschaft, hereinbrachen. Dieses stolze Volk, welches sich von jeher für das auserwählte Gottes gehalten hatte, das sich hoch über alle anderen Völker stellte und dieselben als götzendienerisch verachtete, konnte es nicht verwinden, sich so tief gedemütigt und von den Götzendienern selbst in die Knechtschaft abgeführt zu sehen. Sein Stolz, sein Glaube an die Gerechtigkeit Gottes im Diesseits wurde erschüttert; es verzweifelte an der Göttlichkeit des Erdendaseins und öffnete sein Herz den angenehmen Vorstellungen einer Ausgleichung aller dieser Ungerechtigkeiten in einem besseren Jenseits. Dazu kam der Wunsch eines Wiedersehens der Dahingeschiedenen in einem anderen Leben, wie er sich im zweiten Buch der Makkabäer in der Erzählung der Mutter und ihrer sieben hingemordeten Söhne so deutlich kundgibt. Also der Jammer, das Elend, die Verzweiflung am Diesseits und an dessen Göttlichkeit, an Gerechtigkeit und Vergeltung in diesem Leben waren es, welche die Grundlage für den Glauben an eine zukünftige bessere Welt gewissermaßen mit Gewalt erzwangen.

Dazu kommt, daß die angesehenste und einflußreichste Re-

ligionssekte oder die eigentliche Tempel-Aristokratie der Juden, die Sadducäer, welche in den Zeiten des zweiten Tempels bis zum ersten Jahrhundert vor Chr. herab die unbestrittene geistliche und politische Führung des jüdischen Volkes in der Hand hatten und erst von dieser Zeit ab einen Teil ihrer Herrschaft an die Pharisäer oder Schriftgelehrten abtreten mußten, an der Meinung festhielten, daß die Menschenseele ihren Leib nicht überdauere, sondern mit demselben zu planetarischen Atomen und weiteren Verwandlungen übergehe. Eine Auferstehung der Toten gibt es nach ihnen nicht; das Schicksal des Menschen steht ganz in seiner eigenen Hand, und die Menschen müssen Gott dienen aus reiner Liebe, nicht aus Eigennutz oder Furcht.

Diese Lehre brachte sie selbstverständlich in einen scharfen Gegensatz zu den Ansichten des Stifters der christlichen Religion und veranlaßte sie ganz folgerichtig, wie im Evang. Matth., Kap. 22, Vers 23—30 erzählt wird, zu der bekannten Frage an denselben, wie sich in dem von Christus gelehrten jenseitigen Leben eine Frau zu verhalten habe, welche auf der Erde sieben Männer gehabt hätte, und welchem der sieben sie alsdann angehören solle — eine Frage, welche sich ebensowohl in umgekehrter Weise würde stellen lassen. Die Frage selbst war eine durchaus berechtigte und dem gesunden Menschenverstand entsprechende. Denn wenn uns das künftige Leben vor allem anderen Gelegenheit geben soll, unsere abgeschiedenen Lieben wiederzufinden und uns an deren Umgang zu erfreuen, so liegt es offenbar sehr nahe, zu fragen, wie sich das Verhältnis zwischen solchen, welche sich im Leben so nahe gestanden, wie Mann und Frau, im Jenseits gestalten soll, wenn sich ein solches Verhältnis mehrere Male wiederholt hat. Will man nicht etwa (was wohl kaum zulässig ist) an polygamische oder polyandrische Einrichtungen im Himmel denken, so wird die Frage schwer zu beantworten sein. Auch beantwortete Christus, wenn man die biblische Erzählung für authentisch

halten will, die Frage nicht direkt, sondern er wich ihr auf geschickte Weise aus, indem er den bekannten Ausspruch that: „Im Himmel werdet Ihr weder freien, noch gefreiet werden.“ Diese Antwort kann nicht genügen, da es sich ja überhaupt nicht um Freien oder Gefreietwerden im Himmel handelt, sondern um Feststellung des himmlischen Verhältnisses zwischen Solchen, welche auf der Erde bereits gefreiet haben oder gefreit worden sind. Der große indische Gesetzgeber Manu hat es schon 700 Jahre vor Chr. besser verstanden, dieser intrikaten Frage die Spitze abzubrechen, indem er bestimmte, daß diejenige Frau, welche nach dem Tode ihres Mannes wieder heiratet, von dem Himmel, in dem ihr erster Gatte weilt, ausgeschlossen bleiben soll.

Uebrigens ist das ganze, durch diese Frage berührte Verhältnis nur ein Prototyp für zahllose ähnliche und ebenso unbeantwortbare Fragen nach der Art und Weise, wie man sich die persönliche Anknüpfung des gegenwärtigen an das künftige Leben vorstellen soll oder kann. Ich sage ausdrücklich „persönliche Anknüpfung“, da ohne eine solche mit bewußter Fortsetzung der Persönlichkeit und Erinnerung an das irdische Dasein von einer Fortdauer der individuellen menschlichen Seele wohl nicht die Rede sein kann. Dieses bedingt notwendig, daß wir mit allen denjenigen Menschen, welchen wir auf der Erde in Leid oder Freud nahe gestanden haben, wieder zusammentreffen müssen; denn ohne solches Zusammentreffen würde selbst bei Fortdauer persönlichen Bewußtseins ein Verkehr mit lauter uns gänzlich fremden Wesen ein vollständig neues und jeder Verbindung mit dem alten entbehrendes Leben zur Folge haben, also kaum besser als wirkliche Vernichtung des alten Lebens sein. Auch wäre ein solches Verhältnis weder naturgesetzlich denkbar, noch der himmlischen Güte und Gerechtigkeit entsprechend, und die ganze Süßigkeit himmlischen Glücks und der Hoffnung dereinstigen Wiedersehens wäre damit preisgegeben.

Also bleibt, verehrte Freundin, wirklich im Interesse persönlicher Fortdauer nichts anderes übrig, als sich das künftige Leben als die, wenn auch noch so geläuterte, verklärte oder verschönerte Fortsetzung des gegenwärtigen und der während desselben entstandenen persönlichen Beziehungen zu denken. Bei diesen persönlichen Beziehungen muß aber gewiß die Liebe — einerlei ob Gatten-, Verwandten-, Kindes-, Eltern-, Freundes- oder allgemeine Menschenliebe — die oberste Rolle spielen, und wenn Christus seiner oben zitierten Antwort die Worte anfügte: „In der Unsterblichkeit werdet Ihr sein wie die Engel Gottes im Himmel“ — so konnte er doch unmöglich damit sagen wollen, daß die Engel nicht lieben sollten. Liebe ist ja das große, allmächtige Prinzip, welches den ganzen Bau der Welt zusammenhält, und ohne welches überhaupt kein Dasein möglich wäre. Der Stein liebt den Stein oder zieht ihn an, ebenso wie die Erde ihren Trabanten, den Mond, oder wie die Sonnen ihre Planeten oder ihre Doppelgänger; das Atom liebt das Atom; die Pflanze liebt die Pflanze; das Tier liebt das Tier; der Mensch liebt den Menschen; und die Engel im Himmel, diese höchste Verkörperung des Menschheits- oder Welt-Prinzips, sollten ohne Liebe sein? Wenn aber diese Liebe ohne persönliche Beziehungen ebenso undenkbar oder gegenstandslos, wie wertlos ist, so muß auch die Frage erlaubt sein, von welcher Art die himmlische Fortsetzung der im Leben geknüpften Liebesbande sein soll? Diese Frage ist aber Angesichts so vieler im Leben bestandenen Verhältnisse oder persönlichen Beziehungen ebenso unbeantwortbar, wie die ebenso naheliegende oder gerechtfertigte Frage, welche himmlische Fortsetzung das Gegenteil der Liebe oder der Haß finden soll. Denn auch der Haß hat seine volle Berechtigung; und wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben. Ich meine den Haß gegen Gemeinheit, Rohheit, Lüge, Dummheit, Heuchelei, Verdummung, Tyrannei, Fanatismus, Geiz, Grausamkeit, Unterdrückung und alle jene niedrigen Neigungen oder Leidenschaften der menschlichen Natur, welche so-

viel Unglück über die Menschheit gebracht haben und fortwährend bringen. Wie sollen sich im jenseitigen Leben jene Millionen von Unglücklichen, welche wegen ihres Glaubens oder als unschuldige Opfer eines tollen Irrwahns einen martervollen Tod erdulden mußten, mit ihren unbarmherzigen Richtern und Peinigern vertragen? Wie sollen ein Galilei, ein Giordano Bruno, ein Vanini, ein Servet, ein Abälard und alle die zahllosen Märtyrer des freien Gedankens den finsteren Vertretern geistlichen Henkertums oder die Ketzer ihren Ketzer-Richtern begegnen? Wie soll sich ein Julius Cäsar mit seinen Mördern oder ein Martin Luther mit dem römischen Papst vertragen? Oder der Verführte mit dem Verführer, der Betrogene oder Belogene mit dem Betrüger oder Belügner, der Henker mit seinem Opfer, der Ermordete mit seinem Mörder, der in Verzweiflung Getriebene mit dem, der ihn dahin getrieben hat, der Gatte mit dem Gatten, der ihm das Leben zur Hölle gemacht hat? der Christ mit dem Juden, Mohamedaner oder Heiden? der Fromme mit dem Atheisten? der Polizei- oder Lock-Spitzel mit dem von ihm zu Grunde Gerichteten? ꝛc. ꝛc. Wenn, wie die Theologen meinen, alle die Berge von Haß, Feindschaft und Erbitterung, welche das Leben in den Herzen der Menschen aufgehäuft hat und notwendig aufhäufen muß, im jenseitigen Leben in Liebe und Versöhnung aufgehen sollen, so fragt man sich vergeblich, warum die menschliche Natur nicht anders eingerichtet und besser für ihr künftiges Schicksal vorbereitet worden ist? und warum die Menschen von jeher weit ärger als wilde Bestien untereinander und gegen ihr eigenes Geschlecht gewütet haben? Man fragt sich noch vergeblicher, warum gerade Diejenigen, welche das Wort Gottes im Munde haben und das Dogma von der Unsterblichkeit und der Sündenvergebung am lautesten verkünden, immer die wildesten und unversöhnlichsten in Bekämpfung Andersdenkender oder Ungläubiger gewesen sind? Wie kann sich Demut und Milde auf

der Zunge mit Haß im Herzen und äußerer Gewaltthat so unnatürlich vereinen?

Auch die grenzenlosen gesellschaftlichen oder nationalen Ungleichheiten des Lebens scheinen einer Wiedervereinigung im Jenseits kaum zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Auf welchem Fuße soll der Herr mit seinem Sklaven, der Kaiser oder König mit seinem Kammerdiener, der Millionär mit dem Bettler, der reiche Fabrikant mit dem letzten seiner Arbeiter, der General mit dem Grenadier, der Adlige mit dem Bauer, der Priester mit dem Weltkind, der Gelehrte mit dem Ungelehrten, der Sohn mit dem Vater, der gebildete Europäer mit dem rohen Wilden ꝛc. ꝛc. verkehren, oder wie sollen die Angehörigen verschiedener und verschiedensprachiger Nationen sich unter einander verständigen? Soll der als Kind oder Idiot oder kindischer Greis Gestorbene drüben Kind oder Idiot oder Greis bleiben? Wie sollen sich die enormen Ungleichheiten der Bildung und der ganzen, durch die Verschiedenartigkeit der Lebensstellung bedingten Persönlichkeit ausgleichen? Oder sollen unter den Seligen dieselben Abstufungen der Person, Gesellschaft, Nation ꝛc. oder eine ähnliche Rangordnung, wie hier auf Erden, platzgreifen? Wie verträgt sich die für persönliches Wiederfinden unentbehrliche Trennung der Geschlechter mit dem christlichen Himmel ꝛc. ꝛc.?

Kurz, verehrte Freundin, sobald Sie das künftige Leben als eine Fortsetzung des gegenwärtigen mit Fortdauer der bewußten Persönlichkeit und Anknüpfung an das letztere durch die Erinnerung ansehen, verwickeln Sie sich in eine Reihe von Schwierigkeiten oder Verlegenheiten, denen nur durch theologische oder kirchliche Machtsprüche zu begegnen ist. Sie wissen, daß einer der stehenden Vorwürfe der Kirche gegen die menschliche Wissenschaft darin besteht, daß dieselbe materialistisch sei. Aber Sie werden mir zugeben müssen, daß die ganze kirchliche Vorstellung von einem zukünftigen Leben in einem materiellen Himmel mit Fortdauer der individuellen Seelen

und vielleicht auch Auferstehung der Leiber der krasseste, aus Dummheit und Egoismus geborene Materialismus ist, den man sich denken kann. Und dabei ist diese Vorstellung nicht einmal so trostreich, daß sie einen der glaubensstärksten Männer, die je gelebt haben, oder Martin Luther abhalten konnte, bei dem Tode seiner geliebten Tochter Magdalena in lautes Jammern auszubrechen und zu sagen: „Wunderlich ist es, zu wissen, daß sie im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein!"

Die materialistische Wissenschaft aber, welche von den Gläubigen so verächtlich behandelt wird, hat einen anderen, besseren und ideelleren Trost bei der Hand, als die Kirche und kirchliche Glaubenslehre ihn geben kann. Denn sie weiß, daß nichts in der Welt vergänglich ist, mit Ausnahme des Einzeldaseins, und daß wir selbst nur die Fortsetzung und das Produkt vergangener Generationen sind, in gleicher Weise wie die Generationen der Zukunft die Fortsetzung unserer selbst sein werden. Diese Unvernichtbarkeit oder Unvergänglichkeit unseres Wesens an sich ist die wahre Unsterblichkeit, welche sich von der Unsterblichkeit, wie sie die Theologen lehren, nur dadurch unterscheidet, daß sie zwar nicht das Individuum als solches, aber dasjenige fortleben läßt, was unser eigentliches unvergängliches und ewiges Wesen bildet. Das Objektive ist unzerstörbar; das Subjektive allein wechselt oder entsteht und vergeht. Wo sind die Toten? fragt Schopenhauer, und antwortet: Bei uns selbst! Trotz Tod und Verwesung sind wir noch alle beisammen. Die Individuen wechseln; aber das, was ewig in ihnen ist, ändert sich nicht und bleibt unberührt vom Wechsel der Erscheinung. Das lebende Wesen erleidet durch den Tod keine Vernichtung, sondern es besteht in und mit dem Ganzen der Natur fort. Daher die völlige Gleichgültigkeit der Natur gegen den Tod, welcher für sie, wie Giordano Bruno so treffend sagt, nur ein Hervorgang zu einem neuen Dasein, ein Auflösen einer Verbindung und Eingehen

in eine neue ist. Ueberall erblüht aus dem Tode neues Leben und neues Streben; es gibt kein Sterben, sondern nur Verwandlung in der Natur, welche uns selbst, die wir nur ein Teilchen der Natur sind, mit in ihren ewigen Verwandlungs- und Werde-Prozeß hineinzieht. Indessen ist diese Gedankenreihe, verehrte Freundin, zu wichtig, als daß ich sie hier nur anhangsweise behandeln könnte; ich verspreche daher meine weiteren Ausführungen darüber auf den folgenden Brief.

Neunter Brief.

Verehrte Freundin!

„Wenn der Weise stirbt“, sagt der chinesische Philosoph Tschin, „werden seine schönen Eigenschaften, seine Vollkommenheiten, seine Lehren die Bewunderung und Regel der zukünftigen Jahrhunderte. Sie bestehen also fort, ihre Dauer gleicht derjenigen des Himmels und der Erde. Der Körper des Weisen geht allerdings zu Grunde, aber sein Li, das, was ihn eigentlich ausmacht, sein edleres Teil, vereinigt sich mit dem Himmel und der Erde, wie es früher gewesen war.“

So ist es — nur mit dem Unterschiede, daß das, was der chinesische Philosoph hier nur dem Fortleben des Weisen zuschreibt, für alle Menschen ohne Ausnahme gilt. Wir leben alle fort und haben in dem, was unser eigentliches und unvergängliches Wesen bildet, ewig gelebt. Ich habe Ihnen, verehrte Freundin, in einem meiner früheren Briefe gezeigt, daß das große Gesetz von der Erhaltung und Umwandlung der Kraft oder der Kräfte keine Ausnahme erleidet, und daß jede Art von Bewegung, auch die anscheinend kleinste oder unbedeutendste, ewig da war und ewig da sein wird — nur in wechselnder Form oder Gestaltung. Gleicherweise wissen Sie, daß es auch keine materielle Vernichtung gibt, und daß auch nicht das kleinste Atom neu entstehen oder aus dem Dasein verschwinden kann. Andererseits wissen Sie aber auch, daß — abgesehen von dieser Unvergänglichkeit des Dinges an sich, um

einmal dieſen ſonſt ſo ominöſen Ausdruck zu gebrauchen — alles Einzelne vergänglich iſt, und daß nichts, was entſteht, von dem allgemeinen Schickſal des Vergehens ausgeſchloſſen bleiben kann. Die Welt iſt kein Sein, ſondern ein unaufhörliches Werden, ein ewiges Kommen und Gehen, eine unausgeſetzte Verwandlung, wobei jedes Einzeldaſein, ſei es die Eintagsfliege oder der Milliarden Jahre lebende Himmelskörper, ſei es die nur mikroſkopiſch erkennbare Monade oder der die Himmelsräume durchfurchende Sonnenball, dem allgemeinen Loſe des Geborenwerdens und Sterbens unterworfen iſt. Wie die Meereswellen aus der Salzflut auftauchen und nach einem kurzen Spiel wieder darin verſinken, ſo tauchen die tauſenderlei Geſtalten und Formen des Daſeins aus dem Schoße der ewig ſich verjüngenden Natur auf und verſinken wieder darin, nachdem ſie ihren Lebenscyklus vollendet haben. Es iſt auch nicht der Schatten eines Beweiſes dafür beizubringen, daß der Menſch als ein Stück und Teilchen der Natur von dieſer großen Naturregel eine Ausnahme zu machen befähigt oder beſtimmt ſei; vielmehr iſt ſein Daſein in ganz beſtimmte, durch ſeine Natur ſelbſt gegebene Grenzen eingeſchloſſen — Grenzen, welche noch niemals, ſoweit menſchliche Erfahrung und Erinnerung reicht, überſchritten worden ſind. „Das Leben“, ſagt der große A. von Humboldt, „iſt ein Gang zum Tode“ — ein Gedanke, welchen Virey noch ſchärfer mit den Worten ausdrückt: „Der Tod iſt das Ende der langen Krankheit, welche wir Leben nennen.“ In der That kann nichts wahrer oder mehr bezeichnend ſein. Vom erſten Augenblicke unſerer Geburt an ſind wir dem Tode verfallen, indem der Sauerſtoff der Luft, welchen wir ununterbrochen in großen Mengen in unſere Lungen einziehen, fortwährend an den unſeren Körper zuſammenſetzenden Geweben und Organen gewiſſermaßen nagt und frißt, und indem die umgebende Luft der Oberfläche unſeres Körpers ununterbrochen große Mengen von Wärme entzieht, welche durch den Stoffwechſel wieder erſetzt werden

müssen. So sterben wir gewissermaßen in jedem einzelnen Augenblick, um in jedem einzelnen Augenblick wieder neu geboren zu werden. Eine einfache physiologische Berechnung ergibt, daß wir innerhalb eines Zeitraums von vier bis sechs Wochen stofflich ganz andere und veränderte Wesen sind, mit Ausnahme der ganz festen Teile unseres Körpers. Welcher Widerstand allein der verzehrenden Kraft des Sauerstoffs entgegengesetzt werden muß, mag daraus erhellen, daß ein gesunder erwachsener Mann jährlich ungefähr 700—800 Pfund Sauerstoffgas in seinen Körper aufnimmt und gesättigt, d. h. in andere Zustände oder Verbindungen verwandelt, zu denen die Bestandteile unseres Körpers das Material hergeben müssen, wieder hinwegschickt!

Trotz dieses rapiden Stoffwechsels ist der Mensch eines der längstlebenden Geschöpfe der Erde. Aber dem endlichen Schicksal des Sterbens kann er so wenig entgehen, wie alle übrigen Lebewesen; und er erfüllt damit nur das allgemeine Gesetz des Entstehens und Vergehens jedes Einzeldaseins. Was in der Zeit oder im Raum entsteht, muß auch in der Zeit oder im Raum vergehen; und es widerstreitet jeder Logik, wie jeder Erfahrung, etwas in der Zeit Entstandenes ewig fortdauern zu lassen. Daß aber die menschliche Seele, welche von den Verteidigern des Unsterblichkeitsglaubens als etwas Unvergängliches angesehen wird, im Einzelwesen entsteht oder, wenn man den Anhängern eines für sich bestehenden Seelenwesens glauben will, gewissermaßen aus dem Nichts geschaffen wird, leugnen auch die entschiedensten Spiritualisten nicht, während eine solche ewige Dauer mit der Thatsache ihrer zeitlichen Entstehung im flagrantesten Widerspruch steht. Man kann nicht aus der Zeit in die Ewigkeit oder aus der Vergänglichkeit in die Unvergänglichkeit übertreten. Es bleibt daher philosophischerseits, wenn man die Unsterblichkeits-Idee festhalten will, nichts übrig, als auf die alte Idee der sog. Präexistenz der Seele zurückzukommen oder anzunehmen, daß

die menschliche Seele als solche von jeher existiert habe, und daß uns nur die Erinnerung an ihre früheren Zustände fehle. Die indischen Philosophen waren in dieser Beziehung, wie Schopenhauer vortrefflich auseinandersetzt, weit konsequenter, als die christlichen Philosophen, indem sie zwar auch eine Fortdauer nach dem Tode statuierten, aber auch ein Leben vor der Geburt, und indem sie überhaupt alles, was ist, für ewig erklärten. Aber daß Etwas, nachdem es eine unendliche Zeit nicht gewesen, nun für alle Ewigkeit fortdauern solle, ist nach demselben Autor eine überaus kühne Annahme. Nur was selbst ohne Anfang oder ewig ist, kann unzerstörbar sein. Zu einer Schöpfung aus nichts paßt keine Unsterblichkeitslehre; denn was nicht vernichtet werden kann, muß auch immer da gewesen sein. Alle Beweise für die Fortdauer nach dem Tode lassen sich ebensowohl in solche für das Leben vor der Geburt verwandeln. Daher wir allerdings unsterblich sind, aber nicht als Personen, als Individualitäten, welche nur eine vorübergehende Erscheinungsweise der allgemeinen Kraft im Menschen sind, sondern nur als Bestandteile dieser Urkraft. Der Tod, von welchem Schopenhauer in tiefsinniger Weise sagt, daß er die Grundursache aller Philosophie sei, betrifft nach ihm nicht unser Wesen an sich, welches unvergänglich ist, sondern nur das individuelle Bewußtsein, welches nicht Ursache, sondern Folge des organischen Lebens ist. Daher der Tod durchaus dem Zustande des tiefen Schlafes oder der Ohnmacht gleicht und von diesen Zuständen (soweit es die Seele betrifft — müßte hinzugefügt werden) nicht unterschieden werden kann. Was im einzelnen Menschen verschwindet und im andern an seine Stelle tritt, ist im Grunde ganz das nämliche und nur in einem ewigen Kreislauf umhertreibend ꝛc. ꝛc.

Schopenhauer beklagt es tief, daß Christenthum und Mohamedanismus den tröstlichen Urglauben der Menschheit von der Unvergänglichkeit unseres Wesens an sich mit Feuer und Schwert vernichtet und an seine Stelle eine Entstehung aus

nichts und die damit unvereinbare ewige Fortdauer gesetzt haben.

Diese Auseinandersetzungen des scharfsinnigen Philosophen stimmen ganz mit dem überein, was die moderne Wissenschaft und die darauf gebaute Philosophie der Entwicklung zu dem Dogma von der persönlichen Fortdauer zu sagen hat. Tod und Leben sind im Lichte dieser Philosophie nur verschiedene Ausdrücke für ein und dasselbe Ding. Leben ist in diesem Sinne gleichbedeutend mit Tod, und der Tod ist nur der Sieg oder Triumph des Lebens über eine seiner vorübergehenden Gestaltungen. Jedes Einzeldasein kann als ein vorübergehender Aufenthalt in dem ewigen und unaufhaltsamen Fluß des Lebens oder Werdens aufgefaßt werden. Aus jedem Tod erblüht neues Leben, aus jedem Leben neuer Tod. Vom Beginn der ersten Urzelle oder des ersten Protoplasma-Klümpchens an reiht sich ein ununterbrochener Zusammenhang des Lebendigen durch alle Generationen von Pflanze, Tier und Mensch hindurch bis auf die Gegenwart; und was wir heute sind, sind wir nur auf Grund oder durch die Kraft dessen, was uns in einer unabsehbaren Reihe von Geschlechtern vorangegangen ist. Die so hoch entwickelte Kraft des menschlichen Gehirns mit seinen materiellen und geistigen Anlagen ist nichts anderes, als der letzte Ausdruck der Arbeit zahlloser Generationen im Laufe zahlloser Jahrhunderte — einer Arbeit, bei der nichts von alledem verloren gegangen ist, was jemals an dieser Entwicklung, wenn auch nur durch sein bloßes Dasein, mitgearbeitet hat. Wir erben von unseren Eltern und Voreltern nicht bloß Gestalt, Gesichtszüge, Charakter ꝛc., sondern deren ganze materielle und geistige Hinterlassenschaft in gleicher Weise, wie unsere eigenen Nachkommen die unserige erben werden. Der englische Philosoph Herbert Spencer nennt das menschliche Gehirn ein organisiertes Register von unendlich zahlreichen Erfahrungen, die während der Entwicklung des Lebens oder vielmehr während der Entwicklung jener langen Reihe von

Organismen aufgenommen wurden, durch deren Aufeinanderfolge der menschliche Organismus nach und nach erreicht worden ist. Alles, was der menschliche Geist Großes erschaffen oder in sich entwickelt hat, Kunst, Dichtung, Wissenschaft, Sittlichkeit ꝛc. gleicht, wie der französische Philosoph Ribot bemerkt, einer spät entsprossenen und durch die lange Arbeit zahlloser Geschlechter befruchteten Pflanze. „Nichts von dem, was einmal vorhanden ist", sagt derselbe Autor, „kann zu sein aufhören, und daher beim Einzelnen die Gewohnheit, bei der Art die Erblichkeit. Durch sie fühlen wir uns in die unzerstörbare Kette von Wirkungen und Ursachen hineingerissen; durch sie knüpft sich unsere armselige Persönlichkeit mitten durch die endlose Verkettung der Notwendigkeiten hindurch an die letzte Ursache aller Dinge an."

So ist es in der That! Im ewigen Lauf der Natur und Geschichte ist der Einzelne nichts, das Geschlecht alles; und Geschichte wie Natur bezeichnen jeden ihrer Schritte nach Vorwärts mit unzähligen Leichenhügeln. Aber alle diese Hekatomben sind nicht umsonst gebracht; und auf jeder derselben erhebt sich eine neue Phase der Menschlichkeit oder jener allgemeinen Unsterblichkeit, in welcher nichts verloren geht oder gehen kann. Indes, auch das kleinste Ereignis im Leben der Menschheit oder des Einzelnen, zeichnet sich mit unverwischbarer Tinte in das große Buch des Schicksals ein und wirkt in der ununterbrochenen Kette von Ursache und Wirkung so lange fort, bis die gegenwärtige Ordnung der Dinge einer anderen Platz gemacht haben wird. Wie die gegenwärtigen Dinge nur die Frucht der vergangenen sind, so werden die zukünftigen Dinge nur die Frucht der gegenwärtigen sein; und der Einzelne, welcher in der Zeit erscheint und vergeht, muß sich mit dem Gedanken trösten, daß sie nicht in dieser Weise ohne sein Dasein oder seine Mitwirkung zu stande gekommen wären. Wer daher Unsterblichkeit verlangt, muß sie nicht für sich oder nur für seine armselige Persönlichkeit verlangen, welche ja in dem

ungeheuren Ozean des Daseins nur einem einzigen Wellenschlage gleicht, sondern für den Beitrag, welchen er als Einzelner zum Bestehen des Ganzen geliefert hat. Mag dieser Beitrag noch so groß oder noch so klein sein, er kann im Leben des Ganzen nicht mehr untergehen, sondern klingt oder wirkt fort in alle Ewigkeit, in gleicher Weise wie im ewigen Kreislauf der Stoffe und Kräfte nichts verloren gehen kann, oder wie die kleinste Welle, welche an das Ufer plätschert, eine Bewegung auslöst, welche durch den Weltraum zuckt und fortwirkt bis an das Ende aller Dinge.

Große Philosophen haben, wie ich Ihnen in einem meiner früheren Briefe schrieb, den Tod die eigentliche Ursache aller Philosophie genannt. Ist dieses richtig, so hat die moderne Wissenschaft und die darauf gebaute empirische oder erfahrungsmäßige Philosophie unserer Tage das größte philosophische Rätsel gelöst und (logisch wie empirisch) gezeigt, daß es keinen Tod im eigentlichen Sinne des Wortes gibt, und daß das große Geheimnis des Daseins in ewiger und ununterbrochener Verwandlung besteht. Unsterblich und unvernichtbar ist Alles, der kleinste Wurm sowohl wie der ungeheuerste Himmelskörper, das Sandkorn oder der Wassertropfen sowohl wie das erhabenste Wesen der Schöpfung: der Mensch und sein Gedanke. Nur die Formen, in welchen sich das Sein ausdrückt, sind wechselnd oder veränderlich; das Sein selbst aber, wenn es sich auch nur als ein ewiges Werden kundgibt, bleibt ewig das nämliche, unvergängliche. Indem wir sterben, verlieren wir nicht uns selbst, sondern nur unser persönliches Bewußtsein oder die zufällige Form, welche unser an sich ewiges und unvergängliches Wesen für eine kurze Zeit angenommen hatte; wir leben weiter in der Natur, in unserem Geschlecht, in unseren Kindern, in unseren Nachkommen, in unseren Thaten, in unseren Gedanken — kurz in dem ganzen materiellen und seelischen oder geistigen Beitrag, den wir während unseres

kurzen persönlichen Daseins zu dem Bestehen der Menschheit wie der Gesamtheit geliefert haben.

„Die Menschheit", sagt Radenhausen, „besteht und strömt fort, ob auch der Einzelne nach kurzem Lebenslaufe verschwindet; sein Leben geht aber ebensowenig wie dasjenige des Wassertropfens verloren. Denn wie dieser seinen Kreislauf nicht vollenden konnte, ohne Verbindungen anderer Stoffe zu lösen oder herbeizuführen, so läßt auch jeder Mensch die Spuren seines Daseins zurück in dem, was er löste oder in neue Verbindungen brachte, in dem Beitrage zum Bildungsschatze der Menschheit, den jedes menschliche Leben liefert, vom geringsten bis zum größten."

Drum streitet, Thoren, ferner nicht,
Ob ihr im Geist unsterblich seid;
Denn keines Todes Macht zerbricht
Der Dinge Unvergänglichkeit,
Die Alles, was da ist und lebt,
In einem ew'gen Kreise führt
Und, wo sie zur Vernichtung strebt,
Die Flammen neuen Lebens schürt.
Unsterblich ist der kleinste Wurm,
Unsterblich auch des Menschen Geist,
Den jeder neue Todessturm
In immer neue Bahnen reißt.
So lebet ihr, gestorben auch,
In künftigen Geschlechtern fort,
Und dieser ewige Gebrauch
Verwechselt nichts als Zeit und Ort.

So wenig wie ein Atom oder der denkbar kleinste Stoffteil oder so wenig wie die leiseste Bewegung im Leben der Gesamtnatur verschwinden oder zu Grunde gehen kann, so wenig kann auch die kleinste That oder der geringste Gedanke eines Menschen im Gesamtleben der Menschheit wieder zu

Grunde oder verloren gehen. Denn beide pflanzen sich infolge der von ihnen gegebenen Anstöße in unendlicher Reihenfolge fort, ähnlich wie die durch einen fallenden Stein erregten Schwingungen einer Wasserfläche in immer weiteren und schwächer werdenden Kreisen weiter vibrieren. Und wenn auch diese Art der Bewegung selbst sich nach und nach ebensowohl verlieren oder zur Ruhe kommen muß, wie jene Schwingungen, so hat sie doch inzwischen so und so viele andere (materielle oder geistige) Bewegungen ausgelöst, welche ihrerseits wieder dasselbe Spiel erneuern und fortsetzen. So ist das Leben des Einzelnen zugleich das Leben der Menschheit oder des Ganzen und das Leben des Ganzen zugleich das Leben des Einzelnen. Mit vollem Rechte sagt daher unser großer Nationaldichter Schiller:

„Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt!"

Ganz denselben Gedanken drückt Rückert in den schönen Worten aus:

„Vernichtung weht dich an, so lange du Einzelner bist.
O fühl im Ganzen dich, das unvernichtbar ist!"

Wem diese große Wahrheit oder diese Art allgemeiner Unsterblichkeit nicht genügt, dem bleibt es unbenommen, in Anlehnung an das Kant'sche Noumenon oder das Unknowable der englischen Philosophen oder das Geisterreich der Spiritisten sich eine von den Schranken des Raumes und der Zeit befreite oder unabhängige Weiter-Existenz nach dem Tode vorzustellen. Aber er wird vergeblich versuchen, für eine solche Existenz die Möglichkeit der Herstellung einer Anknüpfung an die räumliche und zeitliche Daseinsform, der unser irdisches Leben unterworfen ist, ausfindig zu machen. Was in Zeit und Raum geboren und groß geworden ist, kann nicht als zeit- oder

raumlos gedacht oder vorgestellt werden — wenigstens nicht in persönlicher Begrenzung. Wäre es aber dennoch denkbar oder möglich, so könnte in einem solchen Zustande die Erinnerung an die Beschränktheit des irdischen Daseins unmöglich eine angenehme oder wünschenswerte sein. Das Ewige selbst ist freilich raum- und zeitlos, aber es unterliegt auch nicht der individuellen Beschränkung, sondern bildet nur den einheitlichen und unzerstörbaren Hintergrund in der ewigen Flucht der Erscheinungen.

Noch will ich Sie, verehrte Freundin, ehe ich diesen Brief schließe, darauf aufmerksam machen, daß der Glaube an ein persönliches Fortleben nach dem Tode durchaus nicht so allgemein unter den Menschen verbreitet zu sein scheint, wie man dieses gewöhnlich annimmt, und daß man Feuerbach kaum Unrecht geben kann, wenn er sagt, daß Niemand, der ein paar Augen im Kopfe habe, verkennen könne, daß der Glaube aus dem allgemeinen Leben längst verschwunden sei, und daß er nur in der subjektiven Einbildung der Einzelnen, wenn auch Unzähliger, noch existiere. In der That muß jeder Unbefangene, wenn er das Thun und Treiben der Menschen, ihr rastloses Jagen nach dem Glück, ihre Rücksichtslosigkeit in Verletzung der Rechte oder Interessen Anderer, wo es sich um den eigenen Vorteil handelt, ihre gegenseitige materielle und moralische Zerfleischung, kurz ihr ganzes nur auf dieses Leben gerichtetes Gebaren vorurteilslos betrachtet, mit Erstaunen fragen, ob und wie ein solches Verhalten mit dem Glauben an ein Jenseits und an einen lohnenden und strafenden Richter im Himmel vereinbar sei? Und wie will man die trotz aller Tröstungen der Religion unter den Menschen fortherrschende Todesfurcht erklären? Allerdings gibt es verhältnismäßig Wenige, welche ihre wahre Meinung in dieser Angelegenheit offen zu bekennen wagen, weil leider in unserer Zeit der moralische Mut einer Meinung weniger verbreitet zu sein scheint, als der physische Mut, gegen feindliche Kanonen anzustürmen.

Die Macht der Gewohnheit, des Herkommens, der Unwissenheit, der Erziehung, des Beispiels ꝛc. ist größer, als diejenige der Vernunft, und blinde Unterwerfung unter die hergebrachten Formen staatlicher und kirchlicher Bevormundung oder religiöser Gewissens-Beschränkung ersetzt der Mehrzahl der Menschen die Bemühung oder Arbeit des eigenen Nachdenkens. „Wenige Menschen", sagt Bischof Berkeley so treffend als wahr, „denken; aber jeder will eine Meinung haben." Diese Meinung ist aber dem Einzelnen durch die Zustände oder Einwirkungen, unter denen er aufwächst und lebt, so bestimmt vorgeschrieben, daß es nur verhältnismäßig Wenigen gelingt, sich durch eigenes Nachdenken über diese Schranken zu erheben. Dazu kommt der schwere Druck der gesellschaftlichen und materiellen Verhältnisse, welcher es auch Denjenigen, denen jene Emanzipation gelungen ist, rätlich erscheinen läßt, mit ihrer wahren Meinung hinter dem Berge zu halten und sich hinter das große Laster der Heuchelei und des Selbstbetrugs zu verstecken. Man prunkt äußerlich mit Glaubensworten, welche man im eigenen Herzen verwirft, und bekennt sich scheinbar als Anhänger von religiösen Dogmen, welche jeder gesunden Vernunft und jeder Wissenschaft widerstreiten. Man heuchelt die größte Hochachtung vor der Wissenschaft und vor den von ihr gefundenen Wahrheiten; aber wenn es darauf ankommt, diese Wahrheiten auf Leben und Glauben anzuwenden, wendet man sich mit Zeichen des Abscheus hinweg und bezeichnet Diejenigen, welche solches zu thun wagen, als wissenschaftliche Ketzer oder „denkfaule Materialisten". Es sind jene „konventionellen Lügen der Kultur-Menschheit", welche Max Nordau so treffend geschildert hat, und welche unsere Zeit in einen allen höheren Interessen, sowie dem geistigen Fortschritt höchst verderblichen geistigen Zwiespalt hineinreißen. Glücklicherweise nimmt, wie bereits erwähnt wurde, die große Mehrzahl der Menschen ihren religiösen Glauben, einerlei ob wahr oder geheuchelt, nicht zur Richtschnur ihres Handelns und strebt nach

Zielen, welche keine oder wenig Verwandtschaft mit denjenigen zeigen, welche dem festen Glauben an ein himmlisches Jenseits vorschweben müßten.

Dieses kann zugleich als teilweise Widerlegung der Meinung Derjenigen dienen, welche den Glauben an ein künftiges Leben der Person als unentbehrlich für die private und öffentliche Moral oder Moralität halten und befürchten, daß mit dem Verlust dieses Dogmas Laster, Verbrechen, Sünde ꝛc. freien Spielraum gewinnen würden. Diese Meinung, welche das nächst dem Gottesglauben erhabenste Dogma der Religion zu einem Polizei-Instrument herabwürdigt, steht zunächst im vollen Widerspruch mit der Geschichte, welche lehrt, daß es weder an Völkern, noch Einzelnen fehlt, welche ohne dieses Dogma zufrieden und glücklich gelebt und den höchsten Zielen der Menschheits-Entwicklung zugestrebt haben, oder welche dieses zum Teil noch thun. Sie beruht zweitens auf einer gründlichen Verkennung der menschlichen Natur, welche in Wirklichkeit ganz anders beschaffen ist und von ganz anderen Motiven geleitet wird, als sich dieses die theologischen Moralisten vorzustellen pflegen. Wollte man wirklich die private und öffentliche Moralität von dem Glauben an jenes Dogma abhängig machen, so würde wahrscheinlich ein ganz anderes Resultat herauskommen, als sich jene Herrn vorzustellen pflegen; und der Standpunkt der verrückten Säulen-Heiligen oder ähnlicher Fanatiker würde die letzte Konsequenz einer ernstlich in solche Bahnen geleiteten Weltanschauung sein. Indessen ist, verehrte Freundin, dieser Gegenstand zu wichtig, als daß er hier mit zwei Worten abgemacht werden könnte. Ich werde mir daher die Behandlung der Frage, welchen Einfluß der Verlust jenes Dogmas auf die öffentliche und private Moralität haben könne, und ob davon im Interesse der Menschheit und Menschlichkeit Nutzen oder Schaden zu erwarten sei, für meinen nächsten und letzen Brief vorbehalten.

Zehnter Brief.

Verehrte Freundin!

In dem zweiten Teil seines „Faust“, einer übrigens als Ganzes total verfehlten Dichtung, läßt Goethe seinen Helden am Ende seiner langen und vergeblichen Irrfahrten sagen:

„Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.“

Mit diesen Worten spricht der große Dichter klar dasjenige aus, was jeder gebildete, denkende Mensch gewiß schon in seinem eigenen Inneren zu überdenken Anlaß gefunden hat. Thorheit und Verrat an sich selbst muß es genannt werden, wenn der Mensch sein Herz an eingebildete, übersinnliche Dinge oder Erwartungen hängt und darüber die Pflichten vernachlässigt, welche ihm sein irdisches Dasein auferlegen, oder wenn er die Kräfte unbenutzt läßt, welche ihm die Natur für dieses Dasein verliehen hat. Nichtsdestoweniger liegt die Verführung zu solcher Vernachlässigung für Denjenigen, welcher ernstlich an ein künftiges Leben glaubt, sehr nahe; wofür ja die Geschichte selbst in der Kloster- und Heiligen-Wirtschaft früherer Jahrhunderte, in denen der Glaube noch mächtiger war, als

Ihr ewiger Refrain ist, daß die ganze Welt in Sünde und Verderbnis läge, was ja nicht möglich sein würde, wenn der Hinweis auf ein künftiges Leben und auf jenseitige Bestrafung und Belohnung im stande wäre, einen merkbaren Einfluß auf die Gemüter und die Handlungen der meisten Menschen auszuüben, oder wenn die Beziehung zwischen Glauben und Moralität so innig wäre, wie die Theologen und mit ihnen die öffentliche Meinung annehmen. Die meisten Menschen lassen sich nicht beunruhigen durch den Gedanken an entfernte Gefahren oder Uebel; und der Tod entfaltet für sie seine Schrecken erst dann, wenn er unmittelbar vor ihnen steht. Wenn daher die Welt nichtsdestoweniger in Kultur, Sitten, Moralität und allen guten Werken vorangeschritten ist, so muß die Ursache dafür in anderen als religiösen Einwirkungen oder Vorstellungen gesucht und gesagt werden, daß dieser Fortschritt nicht durch den Einfluß des Christentums und christlicher Vorstellungen, sondern trotz derselben stattgefunden hat. Eine bittere Erfahrung hat die Menschen darüber belehrt und belehrt sie fortwährend, daß Gebete nichts helfen, und daß der Himmel taub ist für die Klagen und Fragen der Menschen. Sie haben es daher für besser befunden, sich lediglich auf die eigene Kraft zu verlassen und die Religion nur noch als ein durch Tragen bequem gewordenes Kleid zu behalten, welches man nicht wegwirft, so lange man nichts Besseres anzuziehen hat.

Im Angesichte solcher Betrachtungen und Erfahrungen müßte es höchst befremdlich erscheinen, daß Diejenigen, welche der Meinung sind, daß mit dem Verlust des religiösen Glaubens an Gott und Unsterblichkeit eine höchst gefährliche Erschütterung der Moralität und der gesellschaftlichen Ordnung notwendig verbunden sein müsse, in dieser Meinung noch nicht stutzig oder wankend geworden sind — wenn nicht der mächtige Einfluß der Gewohnheit, der Erziehung und überkommener, nach und nach gewissermaßen in Fleisch und Blut der Menschheit übergegangener Vorurteile ein solches Verhalten erklärlich

machen würde. Dazu kommt, daß Philosophie und Wissenschaft nur verhältnismäßig Wenigen den Verlust jenes Glaubens zu ersetzen im stande sind, und daß der Hang zu dem Uebernatürlichen, zu dem, was über das Grab hinausgeht, so tief in der menschlichen Natur wurzelt, daß er auf irgend eine Weise nach Befriedigung sucht. Gewiß würden, worauf ich schon in meinem dritten Briefe hinzuweisen Gelegenheit fand, die Gaukeleien des Spiritismus nicht so viele Gläubige und Anhänger finden, wenn nicht selbst in den Kreisen der Gebildeten oder Halbgebildeten dieser Hang so mächtig wäre, daß er sich, nachdem die religiösen Vorstellungen mehr oder weniger wankend geworden sind, mit Gewalt auf dieses neue und vielversprechende Gebiet wirft. Vom historischen Standpunkt betrachtet, mögen daher die verschiedenen Religionen oder religiösen Anschauungen — abgesehen von den durch sie veranlaßten Ausbrüchen des religiösen Fanatismus — für frühere Zeiten ihre volle Berechtigung haben oder gehabt haben, während sie sich heutzutage und gegenüber den wissenschaftlichen Standpunkten der Gegenwart ebenso überlebt haben, wie die ehemaligen Anschauungen der Biologie über die Stellung des Menschen in der Natur.

Hier entsteht nun die große und schwer zu beantwortende Frage, was an deren Stelle gesetzt, und wie der moralische Antrieb, welchen man bisher in dem religiösen Glauben an ein jenseitiges Leben zu finden geglaubt hat, durch Besseres ersetzt werden soll? Das religiöse Gefühl der Menschheit bleibt und sucht Befriedigung. Aber eine neue Religion kann man nicht machen, sie will geboren sein; und Diejenigen, welche in dieser Richtung vorwärts drängen, haben vor allen Dingen danach zu fragen, welches die moderne Richtung von Gefühl und Gedanke ist.

Die Beantwortung dieser Frage dürfte indes nicht allzu schwer fallen, wenn man die Geschichte der menschlichen Geistes- und Gemüts-Entwicklung zu Rate zieht. Die Geschichte aller

Religionen zeigt, daß an die Stelle der anfänglichen Gottesopfer und Gottes-Verehrung eine allmälige Umwandlung des Kultus der Götter in den Kultus des Menschen tritt, und daß der letztere in demselben Maße an Kraft, Einsicht und Glück gewinnt, in welchem er sich auf die eigenen Füße stellt oder auf die eigene Kraft verläßt. „Wer nur am Glauben hält", sagt P. Heyse, „dem wankt die Welt. Wer auf sich selber ruht, steht gut." In diesem Sinne ist an die Stelle der ehemaligen Theolatrie mit der Zeit die Anthropolatrie getreten; und aus dem ehemaligen Gottesdienst ist ein Menschen- oder Menschheitsdienst geworden. Verbesserung des Einzelnen wie der Gesellschaft in materieller, geistiger und moralischer Beziehung heißt das große Ziel, welchem die zum Ersatz der alten bestimmte neue Religion oder die Religion der Zukunft, die Religion der Menschenliebe zuzustreben hat.

Sie werden vielleicht erstaunen, verehrte Freundin, mich von Religion sprechen zu hören. Aber auch der Atheist oder Freidenker hat eine Religion oder kann eine solche haben, wenn er darunter den Glauben an das Glück, die Wohlfahrt und den Fortschritt des menschlichen Geschlechts auf Erden versteht. Eine solche Religion ist es, welcher der Geist des Zeitalters in demselben Maße zustrebt, in welchem er sich von dem Kirchenglauben und den überkommenen religiösen Vorstellungen abwendet; eine solche Religion ist es auch, in welcher die Menschen allein einen genügenden Ersatz für das Verlorene zu finden im stande sein werden. Die moderne Welt ist es müde, ewig vom Himmel und von jenseitiger Gerechtigkeit unterhalten zu werden; sie will Gerechtigkeit, Glück und Liebe nicht im Himmel, sondern schon hier auf der Erde. In diesem Sinne sind wir alle Bürger eines idealen Reiches, dessen Verwirklichung wir schon hier anzustreben haben, und in welchem eine neue Religion, d. h. eine Religion der Liebe und Gerechtigkeit ohne Priester, ohne Gebete, ohne heilige Bücher, ohne Autoritäten an die Stelle der alten verlassenen treten

wird. Humanismus oder allgemeine gegenseitige und werkthätige Menschenliebe und darauf gegründetes Menschenglück werden dann noch die einzigen Götter sein, denen unsere Enkel und Urenkel huldigen, oder die einzigen Mächte, denen sie unterworfen sein werden. Dieser Humanismus wird eine Brüderlichkeit unter den Menschen erzeugen, welche reiner, tiefer und stärker ist, als alles, was jemals in irgend einer Religion oder Gemeinschaft ersehnt oder erträumt wurde, und ein Glück herbeiführen, welches den Menschen die trügerische Hoffnung auf Entschädigung in einem besseren Jenseits als entbehrlich erscheinen lassen wird. Der Humanismus allein ist im stande, alle Menschen, alle Völker, alle Klassen der Gesellschaft, alle Sekten so zu einigen, daß sie ihren ehemaligen Haß vergessen und an die Stelle gegenseitiger, wilder Bekämpfung die allgemeine Brüderlichkeit und das Streben nach allgemeinem Glück treten lassen. Wie lange es freilich noch dauern wird bis zur Erreichung eines solchen Zieles, kann niemand vorhersagen. Solange alles, wie bisher, dem Egoismus unterworfen ist, und solange der Einzelne nicht in dem Glück, sondern in dem Verderben der mit ihm im Kampfe um das Dasein Ringenden seinen eigenen Vorteil zu finden gewohnt ist, solange kann die Idee der allgemeinen Bruder- und Menschenliebe unmöglich die Oberhand gewinnen. Erst wenn alle Menschen von dem Bewußtsein und der Ueberzeugung beseelt sein werden, daß Einer für Alle arbeitet, und daß Alle für Einen arbeiten, wird die Religion der Humanität an die Stelle der alten Religion des Hasses, des Aberglaubens und der gegenseitigen Unterdrückung oder Befehdung treten; und der Gott der Menschen-, nicht der christlichen Liebe wird, wie gesagt, der einzige Gott sein, zu dem die Menschen alsdann noch beten werden. „Menschenliebe", sagt L. Feuerbach ebenso schön als wahr, „ist die einzig wahre Gottesliebe."

Sie werden vielleicht, verehrte Freundin, mit einigem Mißfallen bemerkt haben, daß ich mich, hingerissen durch den

Gegenstand, in vorstehenden allgemeinen Ausführungen weiter von der eigentlichen Aufgabe dieses Briefes entfernt habe, als ich streng genommen hätte thun sollen. Immerhin werden Sie daraus entnommen haben, daß der chimärische, Vernunft, Erfahrung und Wissenschaft gleicherweise widersprechende Hinweis auf eine Ausgleichung aller Schäden und Leiden des Diesseits in einem jenseitigen Leben dem vorgeschrittenen Bewußtsein unserer Zeit nicht mehr in gleicher Weise genügen kann, wie dieses vielleicht früher der Fall war, und daß eine andere und bessere Grundlage für Tugend und Wohlsein gefunden werden muß.

Was dabei zunächst die Tugend oder die öffentliche wie private Moralität anlangt, so habe ich Sie schon in meinem siebenten Briefe darauf hingewiesen, daß diese Moralität kaum oder gar nicht von dem Glaubensbekenntnis des Einzelnen abhängt, und daß die philosophische Doktrin von dem absolut freien Willen ebenso falsch und unwahr ist, wie die theologische Doktrin von der Gnade Gottes. Vielmehr wird das Verhalten der Menschen zumeist durch innere und äußere Einwirkungen bestimmt, auf die der freie Wille des Einzelnen so gut wie keinen oder nur einen sehr geringen Einfluß hat. Moralisches oder unmoralisches Betragen hängt ebenso von angeborenem Charakter, Erziehung, Gewohnheit, Beispiel und äußeren Lebensumständen ab, wie Gesundheit oder Krankheit von der Beschaffenheit des Körpers abhängt. Ein Mann mit einer zum Verbrechen disponierenden Natur und Erziehung kann unter gegebenen Umständen der Versuchung des Verbrechens ebensowenig widerstehen, wie er unter gewissen Umständen ein Kopf- oder Magenweh vermeiden kann. Der freie Wille kann unmittelbar weder das Verbrechen noch das Kopfweh unterdrücken, und die An- oder Abwesenheit der angeborenen guten oder bösen Instinkte ist keines Individuums Fehler oder Verdienst. Niemand kann sich seinen Charakter selbst geben; jeder Mensch erbt ihn von seinen Eltern und Voreltern. Ein

Mensch erbt sein Gehirn und die in demselben schlummernden Anlagen ebensogut wie sein Vermögen. Es gibt Menschen ohne gute Instinkte, deren Neigung zum Uebelthun oder zu schrankenlosem Egoismus schon in frühester Jugend deutlich hervortritt und auf welche keine Ermahnung oder Predigt einen Eindruck macht, während es wieder andere gibt, deren Hang ein entgegengesetzter ist, und welche, auch ohne Lehre oder sogar trotz schlechter Lehre, einen großmütigen, aufrichtigen und uneigennützigen oder edlen Charakter in allen ihren Handlungen an den Tag legen. Alle diese Unterschiede beruhen zumeist auf Angeborenheit; und solche Menschen sind unter einander ebenso verschieden, wie eine hektische Konstitution von einer gesunden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß nicht moralische oder physische Heilmittel in beiden Fällen einen Erfolg haben könnten. So wie ein physisches Uebel beseitigt oder gemildert werden kann durch Arzneien oder geänderte Lebensweise, so kann das moralische Uebel beseitigt oder gemildert werden durch eine Aenderung der moralischen Umgebung des Kranken; aber doch sind solche Mittel unvermögend, eine schwache Konstitution in eine starke oder einen schlechten Charakter in einen guten umzuwandeln. Predigen oder Ermahnen oder Drohen mit ewigen Höllenstrafen kann hier wenig oder nichts helfen, da der freie Wille so mächtigen Einflüssen gegenüber mehr oder weniger ohnmächtig ist. Man kann nicht gut oder bös sein wollen; man ist es durch äußeren oder inneren Zwang. Gute Menschen werden nicht gemacht, sondern geboren. Wenn wir von Natur selbstsüchtig sind, so wird keine Vorstellung oder gute Lehre dieses zu ändern im stande sein; und wenn wir von Natur großmütig, mitleidig oder aufopfernd sind, so wird sich unser Betragen darnach richten, ohne daß es besonderer Aufforderung dazu bedarf. Die Doktrinen oder Lehrsätze, denen wir anhangen, fallen dabei wenig oder gar nicht ins Gewicht. Wer eine starke Neigung zu bösen Thaten hat, läuft Gefahr, dieser Neigung zu unterliegen, einerlei

ob er an Himmel oder Hölle, an ein künftiges Leben oder an Vernichtung, ob er an Moses, Jesus oder Mahomed glaubt, ob er katholisch oder protestantisch ist; und dasselbe kann vom Gegenteil gesagt werden.

Auch die moralistische Theorie, daß sich die Tugend selbst belohne und notwendig zum Glück führe, ist den Thatsachen gegenüber unhaltbar. Wie oft ist das Gegenteil der Fall, während Kälte, Rücksichtslosigkeit, Gewissenlosigkeit und Selbstsucht so häufig die besten Lebenslose gewinnen! Wie oft ist oder fühlt sich der Tugendhafte unglücklich oder gerät der Ehrliche und Aufrichtige gerade durch Ehrlichkeit oder Aufrichtigkeit ins Unglück, während der Böse, der Heuchler, der Elende triumphiert! Zudem ist Glück ein höchst relativer und ganz von der Eigenart jedes Einzelnen abhängiger Begriff. Starke Verlangen oder Leidenschaften, welche lange und gründlich befriedigt werden können, bilden das eigentliche Material des Glücks ꝛc. ꝛc.

Unter diesen Umständen ist leicht einzusehen, welche Mittel und Wege einzuschlagen sind, wenn man die Moral im Sinne des modernen Zeitbewußtseins reformieren, d. h. auf anderen Grundlagen aufbauen will, als auf denen der Kirche und der kindischen Furcht vor Lohn oder Strafe in einem künftigen Leben. Die Moral ist nicht zu erreichen durch Predigen oder bestimmte Glaubensvorstellungen; sie muß vielmehr als eine Art von Kunst betrachtet werden, welche wie jede andere Kunst erlernt und geübt werden muß — vorausgesetzt, daß die Anlage dazu vorhanden ist. Diese Anlage aber ergibt sich aus einer moralisch und politisch organisierten Gesellschaft ganz von selbst. Wer einer solchen Gesellschaft entstammt und in ihr aufgewachsen oder erzogen ist, trägt die Anlage zu ordnungsmäßigem Verhalten bereits in sich und bedarf nur der Lehre, des Beispiels, der Erziehung, der Gewohnheit, der begünstigenden Lebens-Umstände, um zu einem moralischen Wesen zu werden. Gerade so wie die Raum-Anschauung eines leben-

den Individuums die Frucht und Erbschaft der von seinen Vorfahren langsam erworbenen und in der Organisation ihres Nervensystems festgelegten Erfahrungen ist, gerade so haben die von allen vorangegangenen Generationen gemachten Erfahrungen und gewonnenen Eindrücke durch allmälige Vererbung und Anhäufung jene Nützlichkeits-Instinkte hervorgerufen, welche die eigentliche Grundlage für Entstehung gewisser Fähigkeiten moralischer Anschauung oder gewisser Gefühle von Recht und Unrecht bilden.

Hiermit ist zugleich der Weg angedeutet oder vorgezeichnet, auf welchem die allmälige moralische Veredlung des Menschengeschlechts und damit des einzelnen Menschen durch fortschreitende Verbesserung des Charakters und durch Vermehrung der unbewußten moralischen Antriebe der Menschenseele oder des moralischen Instinkts möglich oder denkbar ist. Man muß die Menschheit zu kultivieren suchen in derselben Weise, wie wir einen fruchttragenden Boden kultivieren, indem wir das Wachstum der guten Pflanzen auf jede Weise zu befördern, dasjenige der schlechten oder des Unkrauts auf jede Weise zu hindern oder zu vertilgen suchen. Die sogenannten altruistischen oder der Gesellschaft nützlichen Instinkte oder Leidenschaften müssen gepflegt oder kultiviert, die egoistischen oder schädlichen zurückgedrängt werden.

Von diesem Standpunkte ausgehend hat ein neuerer englischer Schriftsteller, Cotter Morison, über dessen merkwürdiges Buch „Gottesdienst oder Menschheitsdienst" ich in dem diesjährigen Januar-Heft der „Deutschen Revue"*) ausführlich berichtet habe, einen förmlichen Vorschlag zur moralischen „Trainierung" der Menschheit gemacht. Wohl kann man dem entgegenhalten, daß die menschliche Gesellschaft auch jetzt schon ihre Mitglieder in einem gewissen Sinne moralisch „trainiert" durch Gesetze, Strafen, Einrichtungen, Schule, Sitte ꝛc.; aber

*) Breslau, bei Trewendt.

sie thut dieses nicht als Selbstzweck, sondern mehr beiläufig in Verfolgung anderweitiger Ziele und Zwecke; und das dabei im Interesse der Moralität erzielte Resultat ist mehr zufällig als notwendig. Soll sich dieses ändern, und soll die Gesellschaft als solche die moralische Trainierung oder Erziehung ihrer einzelnen Glieder als Zweck verfolgen, so muß sie vor allem weit mehr, als dieses bisher geschehen ist, die soziale Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen und einen Zustand der Dinge herzustellen suchen, in welchem es jedem Einzelnen möglich gemacht ist, in dem großen Kampfe ums Dasein nach Maßgabe seiner Kräfte, seines Eifers und seiner Leistungen sein Ziel zu erreichen. Es muß jene Harmonie zwischen Tugend und Glück oder zwischen Pflicht und Interesse hergestellt werden, welche allein die Menschen auf die Dauer veranlassen kann, in Tugend und Pflicht ihr eigenes Glück zu suchen.

Im Grunde, verehrte Freundin, ist diese Veredlung der menschlichen Natur durch verbesserte gesellschaftliche Einrichtungen und Stärkung des moralischen Instinkts nur eine Fortsetzung des Entwicklungsprozesses, welcher den zivilisierten Menschen aus dem rohen Urzustand der Menschheit bis zu seiner heutigen Stufe geführt hat. Die fortwährende hochgradige Veränderung und Verbesserung der sittlichen Ideen und Lebensgewohnheiten, welche wir in der Geschichte beobachten, ist gewiß nicht bloß in der Fortbildung dieser Ideen selbst, sondern ebenso und vielleicht noch mehr in der Vererbung sittlicher Antriebe oder Anlagen zu suchen. Denn da die Erblichkeit eine Macht ist, welche nicht bloß erhält, sondern durch Ansammlung erworbener seelischer Fähigkeiten auch erschafft und somit den unsere Handlungen mehr als alles Andere bestimmenden Charakter nicht allein fortpflanzt, sondern auch stetig umbildet, und da die sittliche Vererbung nur eine einzelne Form oder ein Spezialfall der seelischen Vererbung überhaupt ist, so kann es nicht anders sein, als daß die Ausbildung sympathischer oder moralischer Neigungen in der menschlichen Brust in dem-

selben Maße zunimmt, in welchem Gesittung und Kultur überhaupt wachsen, oder in welchem der rohe und zügellose Individualismus des Urmenschen durch die Neigung zu geordneten gesellschaftlichen Verhältnissen und durch die Liebe der Mitmenschen ersetzt wird. In der That ist die Wandlung des sittlichen Gefühls und der moralischen Antriebe im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende eine so große gewesen, daß wir uns gegenwärtig mit unserer zarteren Empfindung in die rohe Denk- und Gefühlsweise von ehedem kaum mehr hineinversetzen können, obwohl wir in der Entwicklung gesellschaftlicher und die allgemeine Menschenliebe fördernder Anschauungen und Neigungen noch lange nicht dahin gelangt sind, wohin wir zu gelangen bestimmt sind. Es wird vielleicht oder wahrscheinlich eine Zeit kommen, welche auf die Zustände der Gegenwart ungefähr mit denselben Gefühlen oder Empfindungen hinblicken wird, mit denen wir jetzt auf die Zeiten des Mittelalters oder auf noch frühere und rohere Gesellschaftszustände zurückblicken — eine Zeit, in welcher die altruistischen Neigungen oder die Neigungen allgemeiner Menschenliebe den jetzt noch herrschenden gesellschaftlichen Egoismus mehr oder weniger vollständig aus den Herzen der Menschen verdrängt haben werden. Aber freilich wird dieses, wie gesagt, nur möglich sein auf Grund solcher Gesellschaftszustände, welche den wilden, aus den Zeiten der Natur-Roheit stammenden Kampf um das Dasein in andere Bahnen, als die bisherigen, lenken und aus dem individuellen Kampfe um das Dasein einen gemeinschaftlichen Kampf für das Dasein machen werden. Eine moralisch organisierte, auf den Prinzipien der Gerechtigkeit und des Gemeinwohls oder der gegenseitigen Solidarität errichtete Gesellschaft wird schon an und für sich so wenig Gelegenheit oder Anlaß zu Verstößen gegen das Moralgesetz bieten, daß auch ohne eine förmliche „Trainierung“ die letzteren immer seltener werden müssen. Kommt nun dazu noch der Einfluß der Erziehung und des Beispiels und die von Eltern und Voreltern,

welche in einer moralisch organisierten Gemeinschaft aufgewachsen sind, ererbten Anlagen oder Antriebe zu moralischem Fühlen und Handeln, so ist ein Zustand geschaffen, der, wie die Geschichte lehrt, weder durch den Einfluß der Religion, noch durch Furcht vor Strafe, noch durch Predigt oder Ermahnungen, noch durch die Aussicht auf ein künftiges Leben jemals erreicht werden kann. Die geistige Natur des Menschen selbst muß eben eine bessere und eine solche werden, welche durch ihre guten Instinkte oder unbewußten Antriebe von selbst vom Verbrechen zurückgehalten und der Tugend in die Arme geführt wird. Die ewigen Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen werden dann ein Ende nehmen, die vielen kostspieligen Veranstaltungen kirchlicher Ermahnungen und Drohungen werden entbehrlich werden, und die grundlosen Befürchtungen derjenigen, welche ohne die Hilfe solcher Gespensterfurcht die schrecklichsten Gefahren für die Menschheit hereinbrechen sehen, werden sich in ihrer ganzen Blöße darstellen.

Freilich wird alles dieses nicht möglich sein, so lange es nicht gelungen ist, jene Uebereinstimmung der Interessen des Einzelnen mit den Interessen der Gesamtheit oder aller Anderen herzustellen, in welcher das ganze große Moral-Prinzip der Zukunft liegt. Gelingt es, jene Uebereinstimmung herzustellen, so haben wir Moral, Tugend und edle Gesinnung im Ueberfluß. Gelingt es nicht, so fehlen uns dieselben in demselben Maße, in welchem die Gesellschaft jenem Ziele fern bleibt; und keine äußeren oder inneren Mittel, keine Religion, kein Gewissen, keine Moralprediger, keine Strafgesetze ꝛc. werden auch nur entfernt imstande sein, jenen Mangel dauernd zu ersetzen. Das öffentliche Gewissen ist zugleich das Gewissen des Einzelnen, und jenes öffentliche Gewissen kann nur Folge vernünftiger Staats- und Gesellschafts-Zustände und einer auf den Grundsätzen allgemeiner, gegenseitiger Menschenliebe aufgebauten Erziehung und Bildung Aller sein. Denn neben Bildung sind Glück und Wohlstand Hauptquellen der Moral

und Tugend. Der Menſch muß im allgemeinen glückſelig ſein, wenn er Tugend üben ſoll, und alle Sünden und Laſter gehen mehr oder weniger Hand in Hand mit Hunger, Elend, Entbehrung, Krankheit oder Müßiggang.

Ich breche dieſe Auseinanderſetzung hier ab, verehrte Freundin, da mich eine weitere Verfolgung dieſer Gedankenreihe zu weit führen würde, und da ich in der glücklichen Lage bin, Sie bezüglich weiterer Einzelheiten und Nachweiſe auf den dritten Teil meiner ſoeben in dritter Auflage erſchienenen Schrift über den Menſchen und ſeine Stellung in Natur und Geſellſchaft*) verweiſen zu können. Dagegen darf ich dieſen Brief und damit unſere ganze Korreſpondenz nicht ſchließen, ohne daran zu erinnern, wie ſehr das wohlthätige Streben nach irdiſchem Glück und irdiſcher Verbeſſerung durch das Aufgeben der Hoffnung oder Vertröſtung auf ein beſſeres Jenſeits gefördert werden muß. Die geiſtlichen Herrn aller Farben oder Bekenntniſſe haben ſehr wohl gewußt, was ſie thaten, als ſie dem Dogma von der perſönlichen Fortdauer ſo viele Aufmerkſamkeit zuwendeten und ſich den Menſchen gewiſſermaßen als Mittelsperſonen zwiſchen ihnen und dem Himmel anboten. Je unglücklicher und gedrückter die Menſchen auf Erden, oder je unzufriedener ſie mit ihrem irdiſchen Loſe waren, um ſo willkommener mußte ihnen die Hoffnung auf einen Zuſtand nach dem Tode erſcheinen, in welchem ſie für alle ihre Leiden durch um ſo größere Freuden belohnt werden ſollten; und um ſo willfähriger mußten ſie ſich Denjenigen erweiſen, von welchen ſie annahmen, daß ſie die Macht hätten, ihnen darin behilflich zu ſein. „Sobald das Geld im Kaſten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer ſpringt.“ Darum verſchließen ſich auch geiſtliche und weltliche Machthaber nicht der Erkenntnis der großen Gefahr, welche das Aufgeben der Hoffnung auf künftiges Leben für ihre Intereſſen notwendig mit ſich bringt.

*) Leipzig, Th. Thomas, 1889.

Sieht sich der Mensch auf sein irdisches Dasein angewiesen, und ist er nicht mehr gewillt, sich durch trügerische Hoffnungen auf ein Jenseits für das diesseitige Elend abspeisen zu lassen, so muß und wird er schließlich dahin kommen, die enormen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten dieses Lebens noch mehr als bisher zu empfinden und zu verlangen, daß seinem natürlichen Anrecht an Leben und Glück gebührende Rechnung getragen werde. Kann er dieses nicht auf gewöhnlichem Wege erlangen, so wird er schließlich zu revolutionären Mitteln greifen und die natürliche oder regelmäßige Entwicklung der Verhältnisse durch gewaltsame Anstrengungen zu unterbrechen suchen. Darin liegt die immer näher und drohender heranrückende soziale Gefahr, welcher auf friedlichem Wege nicht durch sogenannte Palliativ-Mittel, sondern nur durch solche gesellschaftliche und staatliche Reformen vorgebeugt werden kann, wie ich sie in meiner soeben zitierten Schrift des Näheren dargelegt habe.

Uebrigens hätte ich, verehrte Freundin, dieses entfernteren Hinweises nicht bedurft, um die Wichtigkeit und Bedeutung des hier behandelten Gegenstandes an das Licht zu ziehen. Denn auch ohne jede Rücksichtnahme auf die Interessen der Gesellschaft als solcher liegt schon unter den gegebenen Verhältnissen für den Einzelnen, welcher dem trügerischen Glauben an persönliche Fortdauer entsagt hat, darin Aufforderung genug, sich nicht mit jedem ihm vom Schicksal zugeteilten Lose widerstandslos zufrieden zu geben, sondern sein irdisches Leben so schön, angenehm und nutzbringend als möglich zu gestalten. Indem aber der Einzelne auf solche Weise sich selbst nützt, nützt er auch dem Ganzen; und indem er dem Ganzen nützt, nützt er sich selbst. So kann die wahre Lebensfreude und Lebensnutzung aus dem Verlust des Unsterblichkeits-Dogmas nur Vorteil ziehen; und die geistigen oder körperlichen Kräfte, welche bisher nutzlos in mit diesem Dogma zusammenhängen-

den Opfern oder Anstrengungen vergeudet wurden, können bessere Verwendung finden.

Allerdings, verehrte Freundin, kommt es uns, die wir noch alle unwillkürlich von der Macht der Gewohnheit und des Herkommens beherrscht sind, augenblicklich schwer an, uns in eine Zeit oder in Zustände hineinzudenken, wo die Menschheit ohne geistliche oder weltliche Beherrschung, ohne Priester oder Könige, ohne den Glauben an übernatürliche Mächte und an ein künftiges Leben, und nur geleitet von den ewigen Prinzipien der Vernunft, der Wissenschaft und der ausgleichenden Gerechtigkeit existieren und ganz auf eigenen Füßen stehen wird. Auch kann ich, da mir Seherkräfte nicht zu Gebote stehen, nicht sagen, ob die Menschen jemals dahin kommen werden, dieses hohe Ideal zu erreichen, oder ob dasselbe immer nur als ein schönes, aber unerreichbares Zukunftsbild vor der Phantasie des Menschenfreundes stehen wird. Aber doch scheint mir gewiß, daß die Möglichkeit eines solches Zustandes nicht abgeleugnet werden kann, und daß wir daher keinen Grund haben, uns in der Hoffnung auf seine Verwirklichung beirren zu lassen. Sollte aber dennoch die Hoffnung sich später als eine trügerische erweisen, so können wir Lebenden und Strebenden uns einstweilen mit dem Spruch beruhigen:

In magnis voluisse sat est!

Julius Mäser. Leipzig-Reudnitz.

Im Verlage von **Max Spohr** in **Leipzig** erschien soeben:

Ist der Tod ein Ende oder nicht?

Von

Professor Dr. J. H. Schmick.

5. Auflage.

Preis 2 Mark.

Dr. **Franz Hirsch** äußert sich in „Schorer's Familienblatt" über vorstehendes Werk, welches die Unsterblichkeitsfrage **naturwissenschaftlich und philosophisch** erörtert, wie folgt:

> **Das vernünftigste Buch** über eine Frage, welche sich bisher der Vernunfterörterung zu entziehen schien, ist die neueste Schrift über die Unsterblichkeitsfrage unter dem Titel „Ist der Tod ein Ende oder nicht?" von Professor Dr. J. H. Schmick. (Verlag von Max Spohr in Leipzig). Daß es auch eine Logik des Uebersinnlichen gibt, hat der ebenso geistvolle wie mit dem Rüstzeug der modernen Wissenschaft stark gewappnete Verfasser in einer Art bewiesen, welche nachdenkliche Gemüter lange beschäftigen dürfte.

Von diesem Aufsehen erregenden Buche sind innerhalb 12 Wochen

fünf starke Auflagen

erschienen.

Im Verlage von **Max Spohr** in **Leipzig** sind soeben erschienen:

Der Tod.

Ein Beitrag zur Aufhellung seines Dunkels.

Von

Jos. Pape, Kgl. Justizrath.

Preis Mark 1.80.

Ferner:

Geist oder Stoff?

Von

Professor Dr. J. H. Schmick.

Preis Mark 2.40.

Eine Fortsetzung zu „Ist der Tod ein Ende oder nicht?"

Ferner:

Aletheia.

Glauben und Wissen im Einklange.

Für diejenigen, welche dem inneren Zwiespalt entgehen möchten, geschrieben.

Von

Philaleth Alter.

Preis Mark —,80.

Im Verlage von **Max Spohr** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Die Idee der Wiedergeburt.

Von

Karl Heckel.

Preisgekrönt.

Preis 1 M. 80 Pf.

Durchdrungen von der Wahrheit der Idee der Wiedergeburt des Menschen, wie sie in mancherlei philosophischen Theorien und Religionsanschauungen des Altertums enthalten und besonders von Gotthold Ephraim Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ (§ 93—100) zum Ausdruck gebracht ist und um dieser Idee sowohl wegen ihres Wahrheitsgehalts als auch wegen ihrer sittlichen Wirkungen für den Menschen eine möglichst weite Verbreitung zu geben, hat sich Herr Privatmann August Jenny zu Dresden entschlossen, eine Stiftung mit einem Kapital von 10000 Mark ins Leben zu rufen, welche den Namen „August Jenny-Stiftung“ führen und deren Zweck die wissenschaftliche und litterarische Förderung und Verbreitung jener Wahrheit sein soll.

Auf Veranlassung des Stifters schrieb der „Allgemeine deutsche Schriftsteller-Verband“ eine öffentliche Konkurrenz über zwei litterarische Arbeiten aus. Erstens für Abhandlungen, welche die letzten sieben Paragraphen in Lessings Schrift über „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ mit der Tendenz der eindringlichen und überzeugenden Verteidigung ihres Inhalts behandeln, zweitens für Erzählungen mit ähnlicher Tendenz.

Unter den eingelaufenen 37 Abhandlungen wurde die vorliegende als beste anerkannt. Die ausgesetzten Geldpreise wurden an den Verfasser derselben und vier weitere Bewerber in abnehmender Weise als Anerkennungshonorare zur Verteilung gebracht. Das Preisrichterkollegium bestand aus den Herren: August Jenny in Dresden, Prof. Dr. Rudolf Seydel in Leipzig, Dr. August Becker in Eisenach und Dr. Moritz Brasch in Leipzig.

Im Verlage von **Max Spohr** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Panchronist,

ein

Kalender aller vergangenen und aller zukünftigen Jahre.

Verfaßt von

Professor Dr. H. Schubert.

Preis 75 Pf.

Durch diesen mit erstaunlichem Scharfsinn erdachten Panchronist ist das Problem eines **thatsächlich immerwährenden Kalenders in der denkbar vollkommensten Form gelöst.** Der Panchronist ist im höchsten Grade leicht und praktisch zu handhaben, **so daß es kaum mehr als des Gedankens bedarf,** um sich den **vollständigen Wochentagskalender** irgend eines gewünschten Jahres, gleichviel ob dasselbe der Vergangenheit oder der Zukunft, dem alten Stil oder dem neuen Stil angehört, vor die Augen zu führen.

In einer Gelehrten-Versammlung (Naturwissenschaftlicher Verein in Hamburg) vorgeführt, erregte der Panchronist, wie die großen Hamburger Zeitungen darüber in **spaltenlangen Artikeln** berichten,

berechtigtes Erstaunen.

Jeder, der einen Kalender überhaupt gebrauchen kann, wird dieses kleine, überaus geschmackvoll hergestellte Kunstwerk gern kaufen; für Historiker, Archivare, Chronikenforscher, Theologen ꝛc. wird der Panchronist aber ein geradezu unentbehrliches, wertvolles Hilfsmittel werden.

Der „Theologische Litteratur-Bericht“ schließt eine ausführliche Besprechung des kleinen Kunstwerks mit den Worten:

> Alle, welche den Panchronisten in meinem (des Rezensenten) Hause gesehen, sind über diese seine Leistungen mit denkbar einfachsten Mitteln **geradezu verblüfft.**

Der moderne

Bildungsschwindel

in

Schule und Familie,

sowie im täglichen Verkehr.

Von

Jens L. Christensen.

Dritte Auflage.

Leipzig,
Verlag von B. Elischer Nachfolger
(Bruno Winckler).
1889.

Mr. Pickwick entfernte sich einige Schritte von den Umstehenden, winkte seinen Freund an sich heran, betrachtete ihn mit forschendem Blicke und äußerte mit gedämpfter, aber hörbarer und nachdrücklicher Stimme folgende bemerkenswerte Ansicht:

„Sie sind ein Humbug Sir!"

„Was bin ich?" sagte Mr. Winkle heftig auffahrend.

„Ein Humbug, Sir! — Wenn Sie es wünschen, werde ich deutlicher sein. Ein Schwindler, Sir!"

Mit diesen Worten drehte sich Pickwick langsam auf den Absätzen herum und ging zu seinen Freunden zurück.

Charles Dickens.

Greif niemals in ein Wespennest,
Doch wenn du greifst, dann greife fest.

Neuer Spruch.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Kennst Du, scharfsinniger Leser, das Land, wo die Ausnahmegesetze wachsen und die kleinen Belagerungszustände blühen, das Land, wo das wichtigste Inventarstück eines selbständigen Schriftstellers das Strafgesetzbuch ist? Wenn Du es kennst, scharfsinniger Leser, dann wirst Du Dich wohl schwerlich darüber wundern, daß das vorliegende Buch bald nach seinem Erscheinen „auf einem heutzutage nicht mehr ungewöhnlichen Wege" für einige Monate vom Büchermarkte verschwand.

In der That! die gegenwärtig in Deutschland und Österreich herrschende Reaktion ist eine so gründliche, daß es wirklich mehr als naiv wäre, wenn sich noch jemand über solche Lappalien wie die Beschlagnahme eines Buches wundern wollte. Im Gegenteil, unsere Preßverhältnisse sind schon längst derart, daß ihnen gegenüber das nächstliegende Gefühl der Galgenhumor ist.

Und dennoch ist die bisherige Geschichte des vorliegenden Buches für unseren heutigen Kulturzustand dermaßen bezeichnend, daß ich mich nicht enthalten kann, dieselbe im „Nachtrag"*) ausführlich mitzuteilen. Oder ist nicht schon die eine Thatsache von unbezahlbarer Komik, daß die schwedische Übersetzung in Finnland — also unter der Fuchtel der russischen Zensur! — unbeanstandet verbreitet werden konnte, ja daß in einer finnischen Zeitung eine wortgetreue Übersetzung der in Deutschland inkriminierten Stellen abgedruckt werden durfte,

*) Dieser „Nachtrag", in der 2. Auflage dem Werke selbst beigefügt, ist jetzt unter dem besondern Titel erschienen: Christensen, Jens L. Die moderne Volkserziehung vor Gericht. Aktenmäßige Darstellung des gegen Autor und Verleger der Schrift: „Der moderne Bildungsschwindel" vor dem Landgericht zu Leipzig, Strafkammer II, geführten Kriminalprozesses, nebst der Entscheidung des Reichsgerichts. 8°. (40 S.) 1 M. — Pf.

während ich in Österreich angeklagt wurde, die „öffentliche Sittlichkeit", sowie die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdet und den Gottesdienst gestört zu haben (sic!), und in Deutschland sogar wegen Beleidigung des alttestamentlichen Gottes Jehovah zu einer einmonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt wurde?!

Da indessen nunmehr, nach so und so vielen Gerichtsverhandlungen, die Beschlagnahme endlich aufgehoben ist, erscheint das Buch jetzt von neuem in vollständig unveränderter Gestalt. Freilich nur für Deutschland; denn in Österreich gefährdet es noch immer die „öffentliche Sittlichkeit", sowie die dort bekanntlich allgemein herrschende „Ruhe und Ordnung".

Möge also das Buch jetzt in zweiter Auflage seinen weiteren Schicksalen entgegengehen, und mögen sich dieselben gestalten, wie sie wollen: mich werden sie sicherlich nicht in Erstaunen setzen.

Berlin, Anfangs April 1886. **Der Verfasser.**

Vorwort zur ersten Auflage.

Nur zwei Bemerkungen, welche angesichts unserer gegenwärtigen litterarischen Verhältnisse leider nicht überflüssig sein dürften!

Erstens: Ich habe das vorliegende Buch geschrieben, weil ich es für meine Pflicht gehalten habe. Der Gedanke, irgend jemandem zu nahe zu treten, hat mir also vollständig fern gelegen. Ich kämpfe nicht gegen Persönlichkeiten, sondern gegen Institutionen und habe also nur da Namen genannt, wo die Träger derselben schon so wie so der Öffentlichkeit angehören. In allen anderen Fällen habe ich selbst Andeutungen zu vermeiden gesucht.

Zweitens: Ich übernehme für jede Zeile des Buches die volle Verantwortung.

Anfangs November 1884. **Der Verfasser.**

Was uns im heutigen Deutschland auf geistigem Gebiete vor allen Dingen fehlt, ist die Gewöhnung an klares, logisches Denken. Dies gilt nicht allein von der großen Masse des „Volkes", sondern in kaum geringerem Maße auch für die sogenannten Gebildeten. Leute mit einer festen, konsequenten Weltanschauung sind darum, selbst in wissenschaftlich gebildeten Kreisen, auch überaus selten. An die Ammenmärchen des Mittelalters glaubt man nicht mehr; aber man ist zu denkfaul, vielleicht auch zu feige, um die neuen Gedanken voll auszudenken und in ihren Konsequenzen anzuerkennen. So dürfte es z. B. außer einem gewissen Hofprediger wohl kaum einen vernünftigen Theologen geben, der noch behauptet, daß die Welt in sechs Tagen erschaffen worden ist, daß Jonas dreimal vierundzwanzig Stunden im Magen eines Fisches zugebracht hat, daß ein allliebender Gott seinem Volke geboten haben kann, die Sklaverei einzuführen, die Frauen und Töchter der Feinde zu schänden und jeden zu ermorden, der eine selbständige religiöse Meinung zu äußern wagt; aber daraus nun die naheliegende Folgerung zu ziehen, daß der göttliche Ursprung der Bibel doch wohl nicht über jeden Zweifel erhaben sein könne: das liegt allzufern.

Oder man sehe sich einmal unsern Reichstag an! Die Konservativen sind begeisterte Anhänger des Königtums von Gottes Gnaden, erlauben sich aber dennoch, dem Vertreter Gottes in der Weise ins Handwerk zu pfuschen, daß sie gelegentlich seine göttlichen Gesetzesvorlagen ablehnen. Die Mitglieder der freisinnigen Partei hingegen erkennen ein solches Herrschertum nicht an, aber Republikaner sind sie auch nicht, — Gott bewahre! In ihrem Programm proklamieren sie „gleiches Recht für alle", und dabei stimmen sie für die Verlängerung des Sozialistengesetzes. Die Sozial-Demokraten wiederum erklären, daß sie Atheisten sind, und um das zu beweisen, schwören sie: „So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum zur Seligkeit!" Bei den Ultramontanen endlich dauert die Konsequenz gerade so lange, wie die Freundschaft mit Bismarck resp. mit seinen Gegnern, und bei den sogenannten Mittelparteien hat ihr zeitweiliges Vorhandensein überhaupt noch nicht konstatiert werden können.

Oder man betrachte „die Männer des freien Gedankens"! Sie bezeichnen mit Stolz die Religion als einen überwundenen Standpunkt, treten aber nicht aus der Staatskirche aus, nennen sich auf amtlichen Schriftstücken evangelisch, katholisch, reformiert oder im günstigsten Falle „frei-religiös", lassen ihre Ehe durch den Priester einsegnen und ihre Kinder taufen. Ich gebe zu, daß viele durch ihre Stellung als Beamte oder dergleichen zu solcher Zweideutigkeit gezwungen sein mögen, aber selbst unter den Unabhängigen ist die Zahl der Konsequenten verschwindend gering.

Natürlich darf man unter solchen Umständen niemals voraussetzen, daß jemand, der beispielsweise auf religiösem

Gebiete freiere Ansichten vertritt, nun auch in politischen und sozialen Fragen einen vorurteilsfreien Standpunkt einnimmt. So trifft man z. B. — um nur einen Fall anzuführen — sehr oft Leute, welche sich in mancher Beziehung als radikal geberden, mit bezug auf die Frauenfrage aber die reinsten Chinesen sind.

Diese sich in allen Schichten breitmachende geistige Zerfahrenheit ist der Grund, warum ich meine Manuskripte gewöhnlich einigen Bekannten zur Beurteilung vorlege. Ich treibe nämlich gern praktische Psychologie, und es macht mir daher Spaß zu erfahren, ob der Betreffende auch mit bezug auf den vorliegenden Gegenstand seinen sonstigen Ansichten treu bleibt. Daß ich bei solchen Gelegenheiten oft die wunderlichsten Erfahrungen mache, ist selbverständlich.

So habe ich über die folgende Abhandlung vier Urteile gehört, sämtlich von Leuten, die auf religiösem und politischem Gebiete vollständig vorurteilsfrei denken. Von diesen vier Aussprüchen sind drei derart, daß sie dasjenige, was ich unten über die Folgen des modernen Bildungsschwindels gesagt habe, in der trefflichsten Weise illustrieren. Ich will daher einmal von meiner gewöhnlichen Praxis abweichen und die betreffenden Gutachten zur Ergänzung des folgenden hier mitteilen.

Der erste, dem ich das Manuskript zeigte, hat früher Theologie studiert, sich dann aber den klassischen Sprachen zugewendet und ist jetzt Lehrer an einem Gymnasium. Als er mir die Blätter zurückbrachte, erklärte er: „Ich habe bis zu der Stelle gelesen, wo du von der Religion sprichst. So weit war ich mit dir einverstanden, sobald du aber den

Wert der Religion bezweifelt, sind wir Gegner. Ich selbst glaube allerdings, wie du weißt, nicht mehr daran, aber für die große Masse ist sie unentbehrlich."

Der zweite, ebenfalls Lehrer, las die Überschrift und das Motto, und begann dann eine lange Auseinandersetzung über einige zum Teil halb-, zum Teil viertelwahre Schlagwörter wie „Bildung ist Macht", „Bildung macht frei", „Volksbildung — Volkswohl", und was dergleichen Weisheiten mehr sind. Ich ließ ihn seinen Vortrag beendigen und bat ihn dann, das Manuskript gelegentlich mit Muße durchzulesen, was er mir versprach. Als ich nach einigen Tagen mit ihm zusammentraf, erklärte er, daß er meinen Ausführungen mit Interesse gefolgt sei, und daß er mir beistimme; „aber," fuhr er fort, „warum willst du dich in diese Sachen hineinmischen? Du erwirbst dir dadurch nur Feinde und erreichst vielleicht nichts. Überlaß das andern Leuten, die dabei nichts zu verlieren haben; — du hast besseres zu thun."

Der dritte Beurteiler endlich war ein Rezensent. Er las die Überschrift, legte dann die Blätter vorsichtig weg und erklärte: „Du bist ja Reaktionär. Nimm dich nur in acht, sonst wählt man dich noch in den Landtag und preßt dich am Ende gar zum Kultusminister."

„Aber du hast ja nur die Überschrift gelesen; sieh dir doch wenigstens auch das Motto an!"

„Ist gar nicht nötig, Freund; ich bin, wie du weißt, Rezensent, und kann also ein Buch nach dem Titel beurteilen. Wenn du übrigens," fuhr er fort „das Ding drucken lassen willst, so thu meinetwegen deinen Gefühlen keinen Zwang

an. Aber bedenke, daß wir Deutsche netto zwei Jahrhunderte gebrauchen, um eine Dummheit abzuschaffen, nämlich eins, um sie einzusehen und ein zweites, um sie zu beseitigen."

Die beiden letzterwähnten Aussprüche haben mich veranlaßt, für das Manuskript, welches fast zwei Jahre in meinem Pulte gelegen hatte, noch an demselben Tage einen Verleger zu suchen.

Der Bildungsschwindel in der Schule.

Als ich vor einigen Jahren auf einem norddeutschen Kasernenhofe der männlichen Übung oblag, welche mein Unteroffizier als „Griffekloppen" bezeichnete, lernte ich unter den Leuten, vor welchen ich Front zu machen hatte, auch einen Grafen von X. kennen. Derselbe legitimierte sich durch fransen- und sternlose Epauletten als Sekonde-Lieutenant und hatte die Aufgabe, uns „in diejenige Wissenschaft einzuweihen, die beim Militär ‚Instruktion' genannt wird". Herr von X. galt als strammer Soldat und humaner Vorgesetzter, war aber leider so spät auf die Welt gekommen, daß bei seiner Geburt eine gewisse Erfindung bereits vorweg genommen war. Er hatte darum auch mit uns „gelehrten Rekruten" seine liebe Not, — ein Umstand, der ihn eines Tages zur Aufzählung derjenigen Wissenschaften veranlaßte, in welchen er s. Z. Examen gemacht hatte. Zuerst ging alles tadellos: Rechnen, Geometrie, Physik, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geschichte, Geographie, Französisch u. s. w., plötzlich aber stockte er, machte eine Handbewegung nach der Gegend hinterm linken Ohr, sann nach und platzte schließlich heraus: „. . . und — und — wie heißt noch das Zeug von den deutschen Dichtern?" — —

Wir haben nachher herzlich über die Geschichte gelacht, und es läßt sich in der That wohl kaum verkennen, daß die humoristische Seite an ihr eine stark hervortretende ist. Aber sie hat auch ihre sehr ernste Seite! Denn der gute Lieutenant von X. bildet leider keine Ausnahme; — was ihm passiert ist, könnte den allermeisten unserer modernen Gebildeten widerfahren sein. Wie viele Damen giebt es beispielsweise nicht, die in der Schule Englisch und Französisch und Gott weiß was alles gelernt haben, und nach einigen Jahren nicht das kleine Einmaleins auswendig wissen? Und wie viele Männer giebt es nicht, die über die Staatsverfassung der alten Römer vollständig im klaren sind, von derjenigen ihres eigenen Vaterlandes aber so gut wie nichts wissen? Es geht uns eben allen mehr oder weniger wie dem Herrn von X.: wir studieren so lange Griechisch, Lateinisch, Französisch und Englisch, kurz alles Mögliche, daß wir über dem Angenehmen das Notwendige vergessen und schließlich nicht mehr wissen, — „wie das Zeug von den deutschen Dichtern heißt."

Und wenn wir das Angenehme dann wenigstens noch gründlich erlernten! Aber selbst das ist nicht einmal der Fall! Man pfuscht in der modernen Schule in allen möglichen Wissenschaften herum, giebt der Sache einen möglichst gelehrten Anstrich und lernt in den 9 bis 10 Jahren mit aller Anstrengung gerade so viel, als man in dem folgenden Dezennium ohne nennenswerten Kraftaufwand vergessen kann. Wer sich nach der Konfirmation nicht weiter fortbildet, ist nach wenigen Jahren auf der Kulturstufe der Hottentotten angelangt. Noch kürzlich lernte ich auf einem holsteinischen

Gute einen Bauernknecht kennen, der in der kurzen Zeit von neun Jahren das Lesen der deutschen Druckschrift vollständig verlernt hatte. Die Minuskel kannte er allerdings noch, aber die Majuskel waren ihm zum größten Teile reine Hieroglyphen. Es gelang ihm faktisch nicht, ein einziges drei- oder mehrsilbiges Wort richtig zu enträtseln. Und dabei behauptete sein früherer Lehrer, daß er in der Schule keineswegs der Unfähigste gewesen sei! Einen andern Arbeiter desselben Gutes, einen Mecklenburger, traf ich auf dem Felde einmal mit dem Studium eines Blattes Papier beschäftigt, in welchem sein Frühstück eingewickelt gewesen war. Ich fragte ihn, was er da habe, und er gab nach längerem Zögern sein Urteil dahin ab, daß es wohl eine Landkarte sein müsse. Der Ärmste irrte sich gründlich: — es war eine Schnittmuster-Beilage zu einem Modenjournal. — Sind da nicht die Hottentotten ebenso aufgeklärt, oder besteht die höhere Kultur meines Bauernknechtes etwa darin, daß er Kegel schieben, Zigarren rauchen und Bier trinken kann?

Unsere Idealisten mit der Rosabrille werden mir natürlich mit statistischen Tabellen kommen und haarscharf beweisen, daß die Zahl der Analphabetisten in den meisten Gegenden des Deutschen Reiches kaum ein Prozent der Bevölkerung ausmacht. Aber dieser Nachweis ist weiter nichts, als ein ganz gemeiner Schwindel. Denn zunächst beziehen sich derartige Aufnahmen nur auf die jungen waffenfähigen Männer, die erst vor 5 bis 6 Jahren aus der Schule entlassen sind, und also das Lesen und Schreiben noch nicht ganz vergessen haben; — wie es aber um die Frauen und um die Schwächlinge steht, die nicht Rekrut werden, davon wissen die Herren

Mr. Pickwick entfernte sich einige Schritte von den Umstehenden, winkte seinen Freund an sich heran, betrachtete ihn mit forschendem Blicke und äußerte mit gedämpfter, aber hörbarer und nachdrücklicher Stimme folgende bemerkenswerte Ansicht:

„Sie sind ein Humbug Sir!"

„Was bin ich?" sagte Mr. Winkle heftig auffahrend.

„Ein Humbug, Sir! — Wenn Sie es wünschen, werde ich deutlicher sein. Ein Schwindler, Sir!"

Mit diesen Worten drehte sich Pickwick langsam auf den Absätzen herum und ging zu seinen Freunden zurück.

Charles Dickens.

Greif niemals in ein Wespennest,
Doch wenn du greifst, dann greife fest.

Neuer Spruch.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Kennst Du, scharfsinniger Leser, das Land, wo die Ausnahmegesetze wachsen und die kleinen Belagerungszustände blühen, das Land, wo das wichtigste Inventarstück eines selbständigen Schriftstellers das Strafgesetzbuch ist? Wenn Du es kennst, scharfsinniger Leser, dann wirst Du Dich wohl schwerlich darüber wundern, daß das vorliegende Buch bald nach seinem Erscheinen „auf einem heutzutage nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ für einige Monate vom Büchermarkte verschwand.

In der That! die gegenwärtig in Deutschland und Österreich herrschende Reaktion ist eine so gründliche, daß es wirklich mehr als naiv wäre, wenn sich noch jemand über solche Lappalien wie die Beschlagnahme eines Buches wundern wollte. Im Gegenteil, unsere Preßverhältnisse sind schon längst derart, daß ihnen gegenüber das nächstliegende Gefühl der Galgenhumor ist.

Und dennoch ist die bisherige Geschichte des vorliegenden Buches für unseren heutigen Kulturzustand dermaßen bezeichnend, daß ich mich nicht enthalten kann, dieselbe im „Nachtrag“ *) ausführlich mitzuteilen. Oder ist nicht schon die eine Thatsache von unbezahlbarer Komik, daß die schwedische Übersetzung in Finnland — also unter der Fuchtel der russischen Zensur! — unbeanstandet verbreitet werden konnte, ja daß in einer finnischen Zeitung eine wortgetreue Übersetzung der in Deutschland inkriminierten Stellen abgedruckt werden durfte,

*) Dieser „Nachtrag“, in der 2. Auflage dem Werke selbst beigefügt, ist jetzt unter dem besondern Titel erschienen: Christensen, Jens L. Die moderne Volkserziehung vor Gericht. Aktenmäßige Darstellung des gegen Autor und Verleger der Schrift: „Der moderne Bildungsschwindel“ vor dem Landgericht zu Leipzig, Strafkammer II, geführten Kriminalprozesses, nebst der Entscheidung des Reichsgerichts. 8°. (40 S.) 1 M. — Pf.

Statistiker nichts. Und zweitens wird jeder als „des Lesens und Schreibens kundig“ aufgeführt, der seinen eigenen Namen leserlich darstellen und einige gedruckte Wörter mühsam enträtseln kann. Ja oft werden die Rekruten sogar einfach *gefragt*, welche Qualifikationen sie in diesen Wissenschaften mitbringen, aber nicht *geprüft*. Und drittens endlich verstehen sich unsere Statistiker auch noch auf die Kunst der Schönfärberei; — ich selbst habe, als ich 1880 die Ergebnisse der Volkszählung mit berechnen half, in dieser Beziehung ganz wunderliche Erfahrungen gemacht. Mit demselben Rechte, mit welchem man die Durchschnittsbildung des deutschen Volkes nach derjenigen der Rekruten berechnet, könnte man das durchschnittliche Vermögen jedes Reichsbürgers nach dem der Grundbesitzer oder Kaufleute oder Fabrikanten feststellen. Eine derartige Berechnung würde sicherlich ebenso zutreffend sein.

Damit soll indessen keineswegs behauptet werden, daß die Mehrzahl unseres Volkes im Laufe der Jahre das Lesen und Schreiben *vollständig* verlernt. Denn den meisten sind diese Kenntnisse unentbehrlich, und sie *müssen* also dafür sorgen, daß sie ihnen wenigstens nicht ganz abhanden kommen. Aus Lust und Liebe zur Wissenschaft geschieht das freilich selten; besonders vor dem Schreiben haben die allermeisten einen wahren Horror. Mit einer Rechnung geht es allenfalls noch, aber einen Brief zu schreiben, also ein Schriftstück, in welchem zusammenhängende Gedanken niedergelegt werden sollen, ist selbst manchem „Gebildeten“ unbequem. Mit dem Lesen geht es, dank den Zeitungen, etwas besser; dafür steht es aber wieder um Naturkunde, Geschichte,

Geographie und dergl. in den allermeisten Fällen jämmerlich. Nach zehn Jahren haben mindestens neunzig Prozent auf diesen Gebieten so gut wie alles vergessen.

Doch ich höre schon wieder den Idealisten! Er argumentiert folgendermaßen: „Für diese Übelstände darf die Schule nicht verantwortlich gemacht werden, ebenso wenig wie man es einem Schneider zur Last legen kann, wenn sein früherer Lehrling keine Röcke, sondern etwa Schuhwichse fabriziert. Hat er den jungen Mann so ausgebildet, daß er als Bekleidungskünstler fungieren kann, dann hat er alles gethan, was ein vernünftiger Mensch von ihm verlangen wird. Ebenso mit der Schule! Ihre Aufgabe ist gelöst, wenn sie dem Schüler diejenigen Kenntnisse beigebracht hat, die er in acht bis neun Jahren ohne geistige Verdauungsbeschwerden in sich aufnehmen kann. Will er sie nachher dann nicht konservieren, so ist das seine Sache; die Schule hat das ihrige gethan und braucht sich also keine Vorwürfe zu machen."

Das Argument gefällt mir! Nicht etwa, weil ich von der Richtigkeit desselben überzeugt bin, sondern weil es so recht deutlich zeigt, wie „die Vertreter der heiligsten Güter der deutschen Nation" — Idealisten, Optimisten ꝛc. — die Richtigkeit ihrer schwindsüchtigen Ansichten zu beweisen pflegen. Ich will ihnen zulieb nicht weiter auf die erste Prämisse eingehen, also nicht untersuchen, ob Meister Tailleur berechtigt ist, den Lehrling auf eine so geistvolle Art in die Mysterien seiner Kunst einzuweihen, daß derselbe nachher die ganze Schneiderei zum Kuckuck wünscht; ich will dies wie gesagt als bewiesen ansehen, aber ich muß dann ebenso entschieden

bestreiten, was in der zweiten Prämisse behauptet wird, nämlich daß der Lehrer ein Schneider ist. Denn wenn auch dieser seiner Aufgabe vielleicht genügt haben mag, sobald er dem Schüler die nötige Portion von Kenntnissen und Fähigkeiten beigebracht hat, — der Lehrer hat es nicht! Die Schule ist nämlich nicht allein Unterrichts-, sondern auch Erziehungsanstalt; ihre Aufgabe ist nicht ausschließlich, vielleicht nicht einmal in erster Linie die, dem Schüler ein gewisses Quantum von Wissen einzuimpfen; sie muß ihn auch so anzuregen verstehen, daß er noch nach den Schuljahren privatim an seiner Fortbildung arbeitet. Sollte sie das nicht, mit andern Worten: sollte sie die Ausbildung des Schülers zum Abschluß bringen, dann wäre die dafür bemessene Zeit von 8 bis 9 Jahren eine lächerlich kurze. Denn es wird wohl niemand behaupten wollen, daß man vom 6. bis zum 14. oder 15. Lebensjahre alles das erlernen kann, was man später im Leben gebrauchen muß; und noch unsinniger wäre die Behauptung, daß die heutige Schule all' diese Kenntnisse und Fähigkeiten wirklich vermittelt. Ich rede dabei keineswegs von beruflicher Ausbildung, welche die Schule weder mitteilen soll, noch kann; ich rede ausschließlich von demjenigen Maße allgemeiner Bildung, welches jeder besitzen muß, sofern er ein menschenwürdiges Dasein führen will. Welche Schule lehrt z. B. den künftigen Staatsbürger die wichtigsten Gesetze und die Grundzüge der Verfassung seines Landes kennen? In welcher Schule lernen die Väter und Mütter der kommenden Generation ihre Kinder erziehen? Man wird mir entgegnen, daß man mit vierzehnjährigen Knaben und Mädchen doch nicht von ihren späteren Kindern sprechen

könne. Zugegeben! aber andererseits wird man mir auch einräumen, daß die Erziehungskunst erlernt werden muß, und daß sich der Staat im eignen Interesse nicht der Verpflichtung entziehen darf, seinen Bürgern diese und noch andere Kenntnisse zu vermitteln, sofern er nicht erwarten kann, daß man sich dieselben auch ohne sein Zuthun erwerbe. Im ersteren Falle müßten, wie es thatsächlich auch hier und da geplant ist, Jünglings- und Jungfrauenschulen eingerichtet werden, deren Besuch mindenstens für Verlobte obligatorisch sein müßte. Der Staat thut aber nichts für die Einrichtung derartiger Anstalten und bestätigt dadurch die Ansicht, daß die Ausbildung des Menschen nicht mit dem Austritt aus der Schule als abgeschlossen zu betrachten ist. Geben wir das aber zu — und ich möchte denjenigen sehen, der es nicht zugäbe! — und erkennen wir ferner an, daß fast ausnahmslos nur derjenige weiter strebt, dem in der Schule das Lernen lieb geworden ist, so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß letztere nicht ihre Aufgabe gelöst hat, wenn sie den Schüler nur mit Kenntnissen und Fertigkeiten, aber nicht mit der Lust zum Weiterlernen ausrüstet.

Man wird mir vielleicht entgegnen, daß die Schule dieser Forderung aus so und so vielen Gründen nicht gerecht werden kann. Ich rate demjenigen, der so denkt, sich einmal das norwegische Schulwesen anzusehen. Dasselbe ist freilich nicht in jeder Beziehung musterhaft, aber es steht himmelhoch über dem deutschen. Denn es löst wenigstens die eine große Aufgabe, den Schüler so anzuregen, daß er sich nach der Konfirmation in jeder Richtung fortzubilden sucht. Natürlich giebt es auch hier Ausnahmen, aber die-

ſelben ſind in den meiſten Gegenden verſchwindend gering; faſt überall iſt der Zudrang zu den fakultativen Fortbildungsanſtalten ein ſo enormer, daß die Bauernburſche und -mädchen fortwährend um die Einrichtung neuer Kurſe petitionieren müſſen. Außerdem exiſtieren überall auf dem Lande Leſeklubs und „Geſprächsvereine" (Samtaleforeninger), bei denen es nicht, wie in ſo manchen deutſchen Klubs, in erſter Linie auf Biertrinken oder Tanzen, ſondern auf ernſte geiſtige Arbeit abgeſehen iſt. Man trifft daher auch unter den jüngeren Norwegern beiderlei Geſchlechts eine Bildung an, die für uns Deutſche geradezu ſtaunenerregend iſt. Sie haben nicht allein diejenigen Kenntniſſe, welche ſie in der Schule erworben haben, konſerviert, nein, ſie haben ſie ſo gut wie ausnahmslos aufs beſte ergänzt. Ich habe niemals einen jungen Norweger getroffen, der nicht in der Geſchichte ſeines Vaterlandes durchaus heimiſch geweſen wäre, niemals einen, der nicht ſeinen Henrik Wergeland geleſen hatte, und kaum jemanden, dem nicht die Mehrzahl der Werke Björnſons, Ibſens und Lies aus eigener Lektüre bekannt geweſen wäre. Dagegen habe ich nicht ſelten in einfachen Bauernhäuſern die Werke Darwins, Spencers, Shakeſpeares, Goethes, Schillers, Leſſings, Renans u. ſ. w. angetroffen, oft dazu noch in der Urſprache. Und dabei wolle man bedenken, daß man in Norwegen die Bücher nicht für fünf Pfennige aus einer Leihbibliothek entnehmen kann. Will man ſie leſen, ſo muß man ſie entweder kaufen oder von Bekannten leihen, was in einem ſo armen und dünn bevölkerten Lande natürlich oft mit den größten Schwierigkeiten verbunden iſt.

Was aber thun unſere Bauernburſche, wenn ſie an

den langen Winterabenden zusammenkommen? Lesen auch sie aus guten Büchern und Zeitungen vor, sprechen auch sie über Politik, Litteratur u. dergl.? Fällt ihnen gar nicht ein! Sie haben einen interessanteren Unterhaltungsstoff: sie sprechen von den „Dirns", erzählen ihre schmutzigen Liebschaften, reißen Zoten, singen schlüpfrige Lieder, machen faule Witze und haben sich nachher — trefflich amüsiert. Und in den sogenannten besseren Kreisen ist es unter jüngeren Leuten kaum anders, nur daß man da weniger plump, d. h. etwas raffinierter ist. Jeder frage sich selbst, welche Themata er meistens hat behandeln hören, wenn er mit „einigen guten Freunden" auf der Studentenkneipe, im Offizierkasino oder im Rauchzimmer neben dem Ballsaal gesessen hat!

Woher kommt dieser Mangel an Bildungsdrang und die damit verbundene Roheit unsrer Jugend? — Daher, daß die moderne Schule die Kinder nicht zum Weiterstreben anregt, sondern sie, wenn auch unabsichtlich, so doch nicht minder systematisch, zu eingebildeten, verlogenen Flachköpfen erzieht.

* * *

Bevor ich den Beweis für diese Behauptung antrete, will ich eine Bemerkung vorausschicken, die nicht überflüssig sein dürfte, — die nämlich, daß ich diese Anklage ausschließlich gegen die moderne Schule als Institution, nicht etwa gegen den Lehrerstand richte. Denn dieser sieht durchweg die Schäden vollständig ein, aber es ist ihm unmöglich, Abhilfe zu schaffen. Lehrer, die befördert werden wollen, müssen mittanzen um das

goldene Kalb, Bildungsschwindel genannt. Ja sie können unter Umständen sonst riskieren, in eine Disziplinaruntersuchung verwickelt zu werden. In einigen deutschen Staaten ist es ihnen sogar ausdrücklich verboten, auf Lehrerversammlungen, wo doch kein Unberufener zugegen ist, über Schäden des Schulwesens zu sprechen. Größere Lehrerkonferenzen werden daher auch immer von einem Regierungsrat oder dergl. überwacht, welcher — wie es offiziell heißt — „der Versammlung die Glückwünsche der Regierung zu überbringen hat", dessen Mission aber natürlich eine ganz andere ist.

Man kann es also dem Lehrer nicht verdenken, wenn er die Mängel der modernen Schule nicht bekämpfen mag. Er kann die Faust in der Tasche ballen, aber er ist unvorsichtig, wenn er nicht sorgsam den Rock darüber deckt. Es wird ihm nicht umsonst eine Instruktion von 72 Paragraphen eingehändigt, wie dies z. B. an einer mir bekannten Hamburger Volksschule geschieht. — Und was für Paragraphen!

* * *

Am gefährlichsten grassiert der Bildungsschwindel erklärlicherweise in der Privatschule. Ich kenne deren eine ganze Reihe, aber ich kenne keine einzige, wo man nicht systematisch darauf ausginge, den Eltern der Schüler Sand in die Augen zu streuen. Man giebt vor, dazu gezwungen zu sein „denn", sagt man, „das Publikum versteht von der Pädagogik nichts und verlangt darum Resultate, die sich mit gewöhnlichen Mitteln nicht erzielen lassen. Folglich müssen wir uns ungewöhnlicher bedienen. Thun wir das nicht —

mit andern Worten: sind wir ehrlich —, dann verlieren wir unsere Kundschaft. Denn merken die Eltern erst, daß die Kinder bei uns nicht mehr (sollte heißen: nicht einmal soviel) lernen, als in der gewöhnlichen Volksschule, dann sparen sie lieber das hohe Schulgeld. Nun aber sind die meisten Städte derartig mit Privatschulen überfüllt*), daß neunzig Prozent derselben eingehen müßten, wenn sie auch nur einen kleinen Teil der Zöglinge verlieren würden. Wir kämpfen also einfach den Kampf ums Dasein, und müssen dabei die Waffen anwenden, mit denen wir siegen können."

Wenn man die Richtigkeit der Prämissen als erwiesen betrachtet, dürfte gegen die Stichhaltigkeit dieser Argumentation schwerlich etwas einzuwenden sein. Desto mehr freilich gegen ihre Moral! Denn auch der ärgste Jesuit wird zugeben müssen, daß hier der Zweck die Mittel nicht zu heiligen vermag. Oder sollte es wirklich gestattet sein, Hunderttausende von Kindern zu geistigen Krüppeln zu erziehen, bloß um einigen Hundert Direktoren die Taschen zu füllen?

Und dazu kommt noch, daß die Prämissen, auf welchen sich die ganze Beweisführung aufbaut, nicht einmal richtig sind. Es ist nämlich nicht wahr, daß die Schuld ganz, oder auch nur zum größten Teile, den Eltern beizumessen ist! Denn sie schicken ihre Kinder nicht allein deswegen in die Privatschule, weil sie dort angeblich mehr lernen, sondern öfter noch, weil sie nicht mit den Kindern der unteren Stände auf einer und derselben Bank sitzen sollen, was in der Volksschule der Fall sein würde. Und ebenso wenig ist es

*) In Hamburg z. B. giebt es deren nicht weniger als 171.

wahr, daß die Privatschule, wenn sie ehrlich sein wollte, nicht mehr leisten könnte, als die billigeren Staatsschulen. Denn sie hat ein weit besseres Schülermaterial: die Kinder stammen in der Regel aus gutsituierten Familien, sind durchweg besser vorgebildet, brauchen nach der Schulzeit nicht für das liebe Brot zu arbeiten oder jüngere Geschwister zu hüten, können also ihre häuslichen Schularbeiten mit Muße und meistens sogar unter Aufsicht anfertigen und kommen morgens nicht müde, hungrig und sorgenvoll in der Schule an. Die Privatschule hat also unter allen Umständen einen großen Vorsprung vor der Volksschule, und von den wenigen, die bei ehrlichem Spiele eingehen müßten, würden die allermeisten auf Grund ihres schlechteren Lehrermaterials fallen, nicht infolge der „Unvernunft des Publikums".

In der That haben sich denn auch einige von dem alten Schlendrian emanzipiert, aber ihre Anzahl ist bis jetzt noch so verschwindend gering, daß sie wohl kaum mehr als ein Prozent der Gesamtheit ausmachen. Meistens sind dies größere Schulen mit tüchtigen Lehrkräften und guten Finanzen, Schulen, die nur von den Kindern der Geldaristokratie besucht werden. Die kleineren aber, das heißt also etwa neunundneunzig Prozent, könnten nur dann eine Reform wagen, wenn sie gemeinsam vorgehen würden und — bessere Lehrer hätten. Da sich aber diese beiden Forderungen nur schwer erfüllen lassen, schwindeln sie ruhig weiter. —

Wie dies geschieht, werde ich im folgenden zeigen.

* * *

Vor einigen Jahren bat mich ein Studiengenosse, der übermäßig beschäftigt war, daß ich ihm ein paar Stunden an einer „höheren Privat-Töchterschule" abnehmen möge. Da ich schon lange den Wunsch gehegt hatte, das Treiben an den Privatschulen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, willfahrte ich seiner Bitte gern und begab mich also zu der Direktrice, um meine Instruktion in Empfang zu nehmen.

Nachdem ich erfahren hatte, daß ich in der zweiten Klasse in der Geschichte und in der ersten im deutschen Aufsatz unterrichten sollte, entwickelte sich zwischen uns etwa folgendes Gespräch:

Frau P.*): Haben Sie schon früher an einer Privatschule unterrichtet?

Ich: Nein, leider nicht.

Fr. P.: Werden Sie dann wohl Disziplin halten können?

Ich (möglichst naiv): Sind denn die Kinder so unartig?

Fr. P.: (Dieser Tölpel!) Laut): Nein, durchaus nicht! Die kleinen Mädchen (scharf betont!) sind sehr wohlerzogen. Sie stammen ja ausnahmslos aus guten Familien. Aber wir können natürlich nicht körperlich züchtigen!

Ich: Das kann man wohl in keiner Mädchenschule.

Fr. P.: Und wir dürfen natürlich auch nicht schelten!

Ich: Welche Züchtigungsmittel stehen einem dann zu Gebote, — vorausgesetzt, daß man mit Güte nicht auskommt?

Fr. P.: Freundliche Ermahnung und Tadelstriche. Letztere

*) Um niemandem Unannehmlichkeiten zu bereiten, wähle ich einen Buchstaben, mit welchem der Name jener Dame nicht anfängt.

wollen Sie bitte! der Anstandsdame mitteilen, welche sie dann ins Protokoll eintragen wird.

Ich: Entschuldigen Sie, aber was versteht man unter Anstandsdame?

Fr. P.: (Der Mensch ist ja unausstehlich!) (Laut): In den besseren höheren Töchterschulen ist immer eine Dame zugegen, wenn ein Herr in einer der oberen Klassen unterrichtet.

Ich: — — —!!!

Fr. P.: In der ersten Klasse bin ich das selber. In der zweiten, wo Sie also Geschichte haben, werden Sie leicht Disziplin halten können, wenn Sie nur die ganze Stunde hindurch recht interessant erzählen.

Ich: Aber dabei lernen die Kin ... die kleinen Mädchen ja nichts. Der Stoff kann doch unmöglich durch bloßes einmaliges Erzählen meinerseits ihr geistiges Eigentum werden.

Fr. P. (ungeduldig): Es kommt vor allen Dingen darauf an, daß sich die kleinen Mädchen bei uns wohl fühlen.

Ich: Entschuldigen Sie, gnädige Frau; wenn das aber heißen soll, daß das Lernen Nebensache ist, ...

Fr. P. (unterbrechend): Ach, warum wollen Sie das gleich so schroff ausdrücken? Sie können sich wohl denken, daß es für mich immer ein empfindlicher Verlust ist, wenn eine von den Kleinen hier nicht sein mag und darum von den Eltern in eine andere Schule geschickt wird.

Ich: Das begreife ich ja vollkommen, aber ...

Fr. P.: Wie wollen Sie denn den Geschichtsunterricht erteilen?

Ich: Den Stoff erzählen, abfragen und von den Mädchen wiedererzählen lassen. Ich halte es für falsch, wenn man

weiter geht, bevor das Voraufgegangene wirklich geistiges Eigentum der Schüler geworden ist.

Fr. P.: Gewiß, gewiß! — vom Standpunkte der Pädagogik aus! Aber Sie werden dann keine Disziplin halten können.

Ich.: Dann muß ich zu meinem Bedauern auf die Stunden verzichten.

Fr. P.: (eifrig): O, durchaus nicht! (Es ist ja mitten im Semester und ich finde keinen andern, obwohl ich den Bengel nach dem Blocksberg wünsche.) (Laut): Versuchen Sie es meinetwegen nach Ihrer Methode, aber seien Sie bitte! recht vorsichtig. Wollen Sie mir versprechen, lieber Herr Christensen, daß Sie mit den Eltern reden wollen, wenn mir — — Ihretwegen eins der kleinen Mädchen gekündigt werden sollte?

Ich versprach es nach einigem Bedenken, und damit war die Audienz zu Ende. — — —

Ich hatte also wenigstens soviel gelernt, daß es in erster Linie darauf ankommt, die jungen Dämchen zu amüsieren, und daß der Unterricht so ziemlich Nebensache ist.

Als ich hinausging, war die Stunde eben zu Ende. Auf dem Flur traf ich einen alten Bekannten, den ich seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, von dem ich aber wußte, daß er an verschiedenen Privatschulen Stunden erteilte, ohne sonst irgendwelche Anstellung zu haben. Wir gingen miteinander in ein Restaurant und ich erzählte ihm, daß ich am folgenden Tage den Geschichtsunterricht in der zweiten Klasse übernehmen werde.

„Guten Appetit!" antwortete er. — „Übrigens unterrichtet man hier nicht; man hält Vorlesungen."

Wochen und nur durch Anwendung äußerster Strenge gelang es mir, sie so weit zu befestigen, daß wenigstens einigermaßen Ruhe herrschte. Ich habe als junger Mensch von 21 Jahren einmal in einer Armenschule 60—70 Knaben im Alter von 12—15 Jahren unterrichtet, aber dieselben haben mir damals in disziplinarischer Hinsicht nicht halb soviel zu schaffen gemacht, wie später diese 17 Mädchen „aus den besseren Ständen.“

In der ersten Klasse war die Zucht wesentlich besser, das Wissen dagegen ebenso lückenhaft. Das, was man dort bisher Aufsatz genannt hatte, war in der Regel nichts weiter gewesen, als eine ganz gewöhnliche Abschreibeübung oder ein Diktat. Die einzelnen Sätze waren zunächst an die Wandtafel geschrieben oder diktiert worden; — in letzterem Falle hatte ein Mädchen die schwierigeren Wörter vorbuchstabieren müssen. Die Kinder hatten darauf die Sätze in die Klabde eingetragen und im Hause die Reinschrift gemacht. Das Resultat dieser Übungen nannte man einen Aufsatz. Zuweilen waren die einzelnen Sätze auch auswendig gelernt und also nicht erst ins Diarium eingetragen worden; — in diesen Fällen hatte es sich also um das Aufschreiben eines memorierten Stoffes gehandelt. Im günstigsten Falle war eine Reihe von Fragen diktiert worden, die so ausgewählt waren, daß die zusammengesetzten Antworten den „Aufsatz“ ergaben. Von einer wirklichen, ernsten Geistesarbeit, wie man sie doch 15—16jährigen Mädchen zumuten kann, fand ich keine Spur, und als ich einen Versuch damit machte, erhielt ich Arbeiten, von denen mehrere schlechterdings nicht zu korrigieren waren; es sei denn, daß ich sie vollständig hätte

umschreiben wollen. Nur zwei oder drei waren einigermaßen befriedigend. Und doch hatte ich nichts Unmenschliches verlangt! Die Aufgabe war einfach die gewesen, eine kurze Beschreibung des Schulzimmers zu liefern. Dabei fand ich aber — nach einer mir noch vorliegenden Notiz — Konstruktionen wie „zu die", „bei das", „mit die", ferner Substantive mit kleinem und Adjektive und Verben mit großem Anfangsbuchstaben, sowie endlich orthographische Schnitzer wie: „Wanttaffel", „Tahfel", „Tiesch", „Kraide", „for", „fon", „beinae", „Tühr" und „Tür" und „tühr", „schwarts" und „schwaz", „Holtz"; „schranck", „Landtkarte" und eine ganze Anzahl mehr. Dabei eine Unbeholfenheit im Ausdruck, die geradezu staunenerregend war!

Um nicht ungerecht zu sein, muß man allerdings bedenken, daß in Hamburg durchweg ein sehr inkorrektes Hochdeutsch gesprochen wird, und daß also die Schule, was das Grammatische anbetrifft, eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen hat. Aber dies gilt doch immerhin nur für die Formen- und Satzlehre, nicht aber für die Orthographie. Und außerdem sollten Kasusfehler, wie die angeführten, in einer ersten Klasse doch wohl unter keinen Umständen vorkommen.

Ich will mich nicht weiter dabei aufhalten, welche Erfahrungen ich gelegentlich auf andern Unterrichtsgebieten oder in andern Privatschulen gemacht habe; ich glaube, daß diese kleine Schilderung genügend zeigen wird, wie es im allgemeinen dort hergeht. Man treibt Französisch und Englisch und kann die eigene Sprache weder sprechen noch schreiben; man lernt ein langes und breites über ausländische Pflanzen und kann eine Eiche nicht von einer Buche,

den Roggen nicht vom Hafer unterscheiden; man kennt die Mandibeln und Maxillen des Maikäfers, aber nicht die Verdauungsorgane des eigenen Körpers; man macht Guipurestickereien und kann keinen Strumpf stopfen; man kennt die Geographie von Südamerika besser als die von Deutschland, weiß sicherer die Einwohnerzahl von Peking als die von Berlin; man treibt — in Knabenschulen — Algebra, ja sphärische Trigonometrie und kann im Kopfe nicht zwei zweistellige Zahlen miteinander multiplizieren; man studiert Kunstgeschichte (!), lernt die Regierungszeit der verschiedenen römischen Kaiser auswendig (kommt vor!), und weiß nicht, wann Heinrich IV. nach Canossa ging, oder wann unser jetziger Kaiser den Thron bestieg; man kennt die Helden und Schlachtörter des Peloponnesischen Krieges, aber nicht die des Deutsch-französischen von 1870—71, kurz: man hat eine ganze Anzahl Kenntnisse, deren Besitz angenehm ist, aber das Notwendige — und oft das Notwendigste! — wird darüber versäumt.

* * *

Daß die Knabenschulen in der Regel etwas mehr leisten als die Mädcheninstitute, beruht hauptsächlich darauf, daß man in jenen Kreisen gewohnt ist, das Weib als ein Wesen zu betrachten, dessen Kopf nicht zum energischen Denken, sondern nur zum Frisieren da ist. Man fordert ein zartes, behandschuhtes Anfassen der „weiblichen Natur", sanfte, sorgsam abgedämpfte Reden, als ob das weibliche Gemüt die Erschütterung und Erregung eines warmen, eindringlichen Wortes,

einer vollkräftigen Lehrerbegeisterung nicht ertrüge. Daraus resultiert dann — wie einer unserer hervorragendsten Pädagogen sagt — „ein tändelndes, lächelndes Wesen, eine alberne, schnippische Geringschätzung des Ernsten, Gründlichen, Anstrengenden, — so eine Art Backfischblasiertheit — oder auch ein affektiertes, zimperliches, sentimentales Augenverdrehen", das sogar ein anderes Wörterbuch fordert, als das sonst unter Kulturmenschen gebräuchliche. Letzteres mußte z. B. einer meiner Bekannten erfahren, als er in einer höheren Töchterschule beim Turnen einmal „Brust heraus!" kommandiert hatte. Das betreffende Mädchen war sofort zur Direktrice gegangen, um ihr mitzuteilen, daß Herr W. „etwas Unanständiges" gesagt habe. Die Folge war für ihn ein derber Verweis, verbunden mit dem lebhaften Bedauern, daß er nicht so viel Takt besitze, in einer Mädchenschule den Ausdruck „Brust" zu vermeiden. Nachher kommandierte der Schelm immer: „poitrine heraus!" und dagegen hatte niemand etwas einzuwenden (sic!).

In den Privat-Knabenschulen ist es in dieser Beziehung nicht ganz so schlimm, und darum sind auch, wie gesagt, die Resultate des Unterrichts hier in der Regel etwas besser. Aber die Prinzipien, nach welchen der Lernstoff ausgewählt und den Kindern vermittelt wird, sind in fast allen derartigen Schulen dieselben. Man fragt nicht in erster Linie: „Was ist notwendig?" sondern: „Womit kann man glänzen?" und: „Was macht den Schülern Spaß?" Die Resultate einer derartigen Praxis habe ich oben geschildert.

Und dennoch ist der geringe Erfolg des Unterrichts nicht

an sich dasjenige, was die Privatschulen zu Pestbeulen unserer Kultur macht. Ihr größter Fehler liegt tiefer! Er besteht zunächst darin, daß sie durch stete Hintansetzung des Nützlichen im Schüler das Verständnis für dasjenige ersticken, worauf es im Leben in erster Linie ankommt. Das „Solide" wird ihm verächtlich, plebejisch, das „Feine", der äußere Glanz, der Schein wird ihm alles. Es ist daher kein Wunder, wenn junge Mädchen und Frauen, welche nach diesen Grundsätzen erzogen sind, lieber durchlöcherte Strümpfe, zerrissene und schmutzige Unterkleider, aber darüber eine seidene Robe tragen, als sich mit guter Wäsche und einem wollenen Kleide auszurüsten. Was unter der Seide steckt, sieht ja niemand, und das ist die Hauptsache. „Dürftig essen, aber fein kleiden, am Tage ins Pfandhaus, abends in die Oper!" das ist die Maxime vieler dieser Bedauernswerten. Aber um Himmelswillen den Schein wahren!

Und was thut die Privatschule nicht alles, um den Kindern dies recht fest einzuprägen! Die Zeugnisse, welche ihnen am Schluß des Viertel- oder Halbjahres mit nach Hause gegeben werden, stehen fast niemals in einem vernünftigen Verhältnis zu dem, was sie in der Schule leisten; die „Hausarbeiten" werden in der Klasse gemacht und im Hause ins Reine geschrieben, oder sie werden wenigstens in der Klasse so gründlich vorbereitet, daß der Schüler ein Schwachkopf sein müßte, wenn er sie nicht fehlerfrei machen könnte. Und die Eltern, die das nicht wissen, freuen sich über den gelehrigen Sohn und das begabte Töchterlein. — Ebenso die Zeichnungen und Handarbeiten, mit denen Eltern, Tanten und Onkel zum Geburtstage oder zu Weihnachten

überrascht werden. Der Lehrer oder die Lehrerin machen gewöhnlich das meiste daran. Fragt man aber den Jungen, der mit einer „feinen" Landschaft oder mit einem Blumenstück ankommt, in Wirklichkeit aber keinen geraden Strich zeichnen kann, ob er das selber gemacht hat, so wird er schon versichern, daß ihm der Lehrer „fast gar nicht" oder nur „ein ganz klein wenig" geholfen hat. Die Arbeit würde ja auch vollständig zwecklos sein, wenn er den Schwindel aufdecken würde; — das sieht er ein und darum — lügt er. Ein moderner Privatschüler hat immer eine Unzahl „Schulgeheimnisse", von denen die Eltern nichts wissen dürfen. Eine Anstalt aber, welche den Schüler so erzieht, daß er vor den Eltern Geheimnisse haben *muß*, handelt nach meiner Ansicht nicht allein leichtfertig, sondern geradezu verbrecherisch. Es türmt sich auf diese Weise zwischen Kindern und Eltern eine Mauer von Lug und Trug auf, die immer unübersteiglicher wird. Natürlich bringt die Konfirmation keine Besserung hervor; man hat sich während der Schulzeit in dieses Verhältnis so hineingelebt, daß ein anderes geradezu undenkbar ist. Man fährt also fort, den Eltern seine „Geheimnisse" durch sogenannte Notlügen zu verbergen und macht sich dadurch oft zeitlebens unglücklich. Denn die meisten jungen Leute, welche sich sittlich, körperlich oder finanziell ruinieren, würden davor bewahrt geblieben sein, wenn sie frühzeitig den Eltern dasjenige Vertrauen entgegengebracht hätten, welches diese *fordern* können. —

Natürlich wird auch andern gegenüber gelogen, mit Kenntnissen geprahlt, die man entweder gar nicht oder doch nur zur Hälfte besitzt; aber da dies mehr oder weniger auch von

den Staatsschulen gilt, werde ich später darauf zurückkommen müssen. Ich wollte an dieser Stelle nur die Mängel besprechen, welche der Privatschule als solcher anhaften, nicht aber diejenigen, welche mehr oder minder allen Schulen gemeinsam sind.

* * *

Wenden wir uns nun der öffentlichen Schule zu, so müssen wir zunächst konstatieren, daß ihr Verhältnis zum Publikum ein weit unabhängigeres ist, und daß sie darum, als Institution betrachtet, keine Veranlassung hat, sich durch Schwindeleien ein besonderes Prestige zu verschaffen. Im Gegenteil! eine Vermehrung der Schülerzahl würde ihr in der Regel unangenehm sein, denn die Klassen sind meistens dermaßen überfüllt, daß selbst der tüchtigste Lehrer seiner Aufgabe oft ratlos gegenübersteht. Wenn dennoch auch die öffentliche Schule den Bildungsschwindel mitmacht, so liegt das einesteils an den Verordnungen, nach welchen sie sich zu richten hat, anderenteils aber auch, und zwar zum größten Teile, an den nächsten Vorgesetzten des Lehrers, welche ihn nicht leicht befördern, wenn er nicht — schwindelt. Ich denke dabei gar nicht an solche abnorme Verhältnisse, wie sie beispielsweise an den Hamburger Volksschulen herrschend sind, wo noch 1883 von 64 Rektoren 43 — also reichlich 67% — niemals ein Examen bestanden hatten, technisch ausgedrückt also nur geübte Präparanden waren. Solche Verhältnisse sind wie gesagt anormal; dagegen ist es leider noch immer Regel, daß auf dem Lande und in kleineren

Städten der Ortsgeistliche als Schulinspektor fungiert. Ein solcher aber versteht in den allermeisten Fällen nicht mehr von der Pädagogik, als etwa eine Bildhauer von der Medizin. Ja oft nicht einmal soviel; denn dieser hat doch wenigstens das Objekt der Heilkunde, den menschlichen Körper, studiert, aber es giebt viele Pastoren, die von dem Objekte der Pädagogik, von der Seele des Kindes, weiter nichts wissen, als daß sie mit der famosen Erbsünde behaftet ist. Es ist darum auch haarsträubend, welche Forderungen diese Herren oft an Lehrer und Schüler stellen! Als ich einmal Fibelschützen unterrichtete, Kinder also, die höchstens seit 8 Monaten die Schule besuchten, wurden dieselben von einem Pastor gefragt: „Könnt ihr mir sagen, liebe Kinder, welche tröstliche Gewißheit für uns darin liegt, daß Jesus Christus von den Toten auferstanden ist?" Ist es nicht schlechthin Blödsinn, eine derartige Frage an siebenjährige Kinder zu richten? Ein anderer mir bekannter Pastor fragte Schüler, die noch nicht lesen konnten, nach dem Unterschied zwischen den Endsilben -ig und -lich! Ein dritter erkundigte sich bei achtjährigen Kindern nach der „zweiten Person Singularis Plusquamperfekti des Verbums: spielen." (!) Ja, ich habe sogar mit eigenen Ohren gehört, daß ein Pastor in der Oberklasse einer Dorfschule nach dem Ablativus (sic!) des Wortes Knabe fragte! Und wenn der Lehrer dann nicht so vernünftig gewesen ist, den armen Kindern diese Kenntnisse einzuhauen (denn so etwas muß, wenigstens auf der Unterstufe, eingehauen werden), dann heißt es nach Schluß der Inspektion: „Aber lieber Herr X., so etwas müßten die Kinder doch schon wissen. Ich muß Sie dringend ersuchen, daß Sie auf diese

Sachen Ihr ganz spezielles Augenmerk richten.“*) Und macht sich dennoch bei der nächsten Inspektion wieder ein ähnliches Defizit bemerkbar, dann wird natürlich sofort an das Konsistorium berichtet, daß Herr X. nichts leistet.

Als einmal Hofprediger Stöcker sich im Reichstage darüber beklagte, daß von seinen Konfirmanden mehrere nicht die Biographie des altjüdischen Königs Hiskia gekannt hätten, herrschte in den Hallen an der Leipzigerstraße „große Heiterkeit“. Die Herren Reichstagsabgeordneten würden sich noch ganz anders amüsieren, wenn sie einmal einen Pastor die Unterklasse einer Volksschule inspizieren hörten.

Will also der Lehrer, der solchen Schulinspektoren untergestellt ist, befördert werden – und das wollen die meisten! —, dann muß er eben schwindeln. Er muß zu erfahren suchen, worauf der Herr Pastor am meisten Gewicht legt, und das muß er dann auf Kosten der anderen Unterrichtsstoffe besonders treiben. Dadurch wird er aber, weil natürlich das Defizit verdeckt werden muß, auf die Methode der Privatschulen hingeführt.

Dazu kommt noch eins! Weil den meisten geistlichen Schulinspektoren jedes Verständnis für die Beurteilung

*) Ein drolliger Fall passierte einmal einem schleswig'schen Propste. Er verlangte vom Lehrer, daß er die Mittelklasse einer Dorfschule in den Logarithmen prüfen solle. Der Lehrer erklärte, daß er dieselben nicht behandle, und erwiederte die Aufforderung des Propstes, ungesäumt damit anzufangen, mit der Bemerkung, daß das Gesetz die Behandlung der Logarithmen in der Volksschule nicht vorschreibe. Darauf großer Skandal! Endlich schöpft der Lehrer Verdacht, daß der gute Herr Propst an etwas ganz anderes denke, und fragte ihn, was er mit Logarithmen meine. Er antwortete: „Na, so 0,5 und diese Sachen.“ Der Treffliche hatte Dezimalbrüche und Logarithmen verwechselt!!

einer unterrichtlichen Leistung abgeht, halten sie durchweg denjenigen Lehrer für den tüchtigsten, der bei der Schulprüfung möglichst fernliegende Gegenstände behandelt. „Der hat es aber weit gebracht!“ meinen sie dann, denn daß er ein Stück des Weges überschlagen haben könnte, und zwar das wichtigste Stück, das fällt unserm harmlosen Pastor nicht ein. Ein gewiegter Pädagoge merkt es natürlich sofort; das übersichere Auftreten der Kinder, der monotone Klang ihrer Antworten, das vorzeitige Melden verrät ihm auf den ersten Blick, daß etwas nicht in der Ordnung ist. Aber er spricht natürlich nur mit Kollegen davon, lächelt über die Lobsprüche des begeisterten Herrn Pastors und beschließt, nächstens auch ein bischen zu schwindeln. Denn thut er es nicht, bleibt er ohne Gnade hinter den weniger ehrlichen Kollegen zurück.

Exzellenz von Puttkamer sprach sich vor einigen Jahren höchst ungünstig über die Moral der preußischen Volksschullehrer aus. Der gute Herr hätte vor allen Dingen bedenken sollen, daß die von ihm begünstigte geistliche Schulinspektion das beste Mittel ist, die Moral des Lehrerstandes zu untergraben. Warum ernennt man nicht, wie es Minister Falk that, zu Inspektoren praktische Männer, die früher selbst Lehrer gewesen sind und daher die Thätigkeit ihrer Untergebenen beurteilen und würdigen können? Die Lehrer fordern das ja selbst und beweisen dadurch am schlagendsten, daß ihnen trotz der geistlichen Schulinspektion eine größere sittliche Tüchtigkeit innewohnt, als Herr von Puttkamer in seiner Weisheit anzunehmen geruht. Unser Lehrerstand steht moralisch und intellektuell mindestens ebenso hoch wie derjenige

irgend eines andern Landes, und es ist nur traurig, daß man ihn zum Betrügen zwingt.

Viele sündigen freilich auch aus Unkenntnis der Psychologie und der realen Verhältnisse. Sie treten ins Amt hinein mit einer Begeisterung, die Berge versetzen könnte. Der Kopf schwindelt ihnen vor allerlei Phrasen über den Wert der Bildung, und sie haben daher keinen sehnlicheren Wunsch, als lauter Professoren heranzubilden. So geht denn das Arbeiten los! Sobald etwas notdürftig begriffen ist, wird weiter gegangen, und da dieser oder jener Kollege noch voraus ist, und man natürlich nicht zurückbleiben will, immer schneller und schneller. Zur Repetition bleibt keine Zeit, immer Neues und immer Neues; „das Alte wird schon sitzen". Aber es sitzt nicht, und eines schönen Tages erkennt man, daß man den Boden unter den Füßen verloren, das Schloß in der Luft gebaut hat. Jetzt müssen die Mißgriffe wieder gut gemacht werden, aber die Kinder haben das Interesse an dem alten Stoffe verloren, der Unterricht geht träge von statten, und wenn das Jahr um ist, und die Schüler in die höhere Klasse eintreten, wissen sie manches, das nicht notwendig wäre, aber die feste sichere Grundlage fehlt. Der neue Lehrer aber hat im allgemeinen so viel mit dem eigenen Pensum zu thun, daß er sich nicht darauf einlassen kann, die Mängel des vorhergehenden Unterrichts auszugleichen. Er muß vorwärts, und die alte Geschichte beginnt von neuem. Gewöhnlich sind es die jüngeren Lehrer, die sich in dieser Beziehung am leichtesten versündigen, aber auch älteren geht oft genug die Befähigung ab, den Unterrichtsstoff in richtiger Weise zu begrenzen

Diese Übelstände — die Einsichtslosigkeit der meisten Schulinspektoren und der übertriebene Eifer mancher Lehrer — sind der Grund, warum sich selbst die Volksschule gewöhnlich auf Gebieten herumtummelt, die ihr fern liegen sollten. Soll dies anders werden, dann muß der Staat entweder allenthalben Schulinspektoren anstellen, die selbst längere Zeit Volksschullehrer gewesen sind, oder die Verordnungen, welche den Unterrichtsstoff begrenzen sollen, müssen möglichst detailliert ausgearbeitet werden. Heutzutage sind dieselben in allen deutschen Staaten so unbestimmt gelassen, daß sie fast ganz nach Belieben gedeutet werden können. Was heißt es z. B., wenn in Preußen gefordert wird: „In dem naturkundlichen Unterrichte sind die Schüler zu einem annähernden Verständnis derjenigen Erscheinungen zu führen, welche sie täglich umgeben" oder: Die Kinder sollen (in der mehrklassigen Volksschule) imstande sein, die „gewöhnlicheren Naturerscheinungen" und die „gebräuchlichsten Maschinen" erklären zu können? Das sagt alles Mögliche und gar nichts!

* * *

Um zu zeigen, wie weit auch in der Volksschule der Bildungsschwindel getrieben werden kann, wähle ich zunächst einige Aufsätze, die von einem Mädchen aus einer Dorfschule in der Nähe Hamburgs herrühren. Dasselbe trat — wenn ich nicht irre 1880 — in die erste Mädchen-Freischule in Altona ein. Das Aufsatzbuch ist mir von einem Lehrer dieser Schule überlassen worden und befindet sich noch heute in meinem Besitz. Um den Bildungsstandpunkt der betreffenden Schülerin zu zeigen, lasse ich ihre Übungen buchstabengetreu abdrucken.

Aufsatz Nr. 3.

Bei einen gezogenen oder tarsirten Wechsel kommen vier Personen vor: 1tens der den Wechsel ausstellt, der Trassant, 2tens derjenige, der das Geld auszahlt und sich dafür den Wechsel geben läßt, und es von einen Andern wieder erheben zu laßen, der Remittent; 3tens derjenige, welcher den gezogenen Wechsel erhält, und das Geld darauf zu erheben und ihnen Andern vorzeigt, der Präsentant 4tens derjenige, auf welchen der Wechsel gezogen ist, der ihn männlich acceptiren oder bezalen soll der Acceptant oder Trassal.

Es ist ja, seitdem auch die Frauen wechselfähig sind, ganz in der Ordnung, wenn den Mädchen einige Belehrungen über Wechselrecht u. dergl. mitgeteilt werden. Aber dieselben sollten ihnen nur Klarheit darüber geben, welche Verpflichtungen sie übernehmen, wenn sie einen Wechsel acceptieren; was Trassant und Remittent ist, kann ihnen nach meiner Ansicht vollständig gleichgültig sein. Jedenfalls hat ein Mädchen, welches grammatische Böcke machen kann, wie die obigen, nichts damit zu thun! Sie soll vor allen Dingen Deutsch lernen, und das wird durch einen so miserabel gebauten Satz nicht erreicht werden können. Übrigens ist das Schriftstück natürlich kein Aufsatz, sondern ein Diktat, wenngleich es als Aufsatz bezeichnet ist.

Dagegen ist Nr. 6 ein solcher. Er wimmelt dafür aber auch nicht allein von orthographischen und grammatischen, sondern sogar von groben sachlichen Fehlern, welch' letztere, nebenbei bemerkt, sämtlich nicht korrigiert worden sind. Man höre nur:

Aufsatz Nr. 6.

Raumlehre.

Raumlehre ist die Lehre vom Raum, Raum ist was Ausdehnung hot. Ein Raum kann (!) drei Ausdehnungen haben, nämlich Linie Fläche und Körper (sic!). Ein Körper ist von flächen begrenst. Das Ende einer Lienie heisst ein Punkt. Es hat keine Ausdehnung. Eine Linie

entsteht wenn ein Punkt sich bewegt, Eine Fläche entsteht, wenn eine Linie sich bewegt, ein Körper entsteht wenn ein Fläche sich bewegt (!). Eine grade Linie entsteht wenn ein Punkt sich imer in einer Richtung bewegt. Es giebt drei Aaten von graden Linien nemlich Lotrecht Wagerecht und Schrege. (sic!).

Sieht man da nicht deutlich, das alles der reine Schwindel ist? Es soll den Anschein haben, als ob das Mädchen von der Geometrie etwas verstände, aber was sie geschrieben hat, ist der helle Blödsinn! Freilich, es erfüllt seinen Zweck, denn von zehn geistlichen Schulinspektoren merken mindestens neun die sachlichen Fehler nicht.

In eine ordentliche Schule gehört aber auch eine Dosis mathematische Geographie. Dieselbe wird in Nr. 9 serviert. Man höre und staune!

Aufsatz Nr. 9.

Mathematische Gegrafi.

Die Erde behält bei ihren beiden Bewegungen dieselbe Stellung dann denken wir uns eine Linie mithen durch die Erde, die nent mann Erdaxse. Die Enden der Erdaxse heißen Pohlen (Nordpohl und Südpohl.) dann denken wir uns eine Linie rund um die Erde in der mithe zwischen beiden Pohlen die nent man Aeqouat oder Gleicher. Dann denken wir uns Linien von Aeqouat nach Osten und nach Westen die mit dem Aeqouat gleich laufen die heißen Parlellinien, dann sind da Linien von Norden nach Süden, die heißen Mittagskreiße oder Meridnan. Das Ende dieser Linien nent man der erste Meridian. Wenn man einen Ort sucht, so muß mann sich dahinstellen, wo der erste Meridian den Aeqouat durchschneidet, von da geht mann soweit nach Norden oder Süden als die länge ist, von da geht man so weit nach Osten oder Westen als die breite ist dann hat mann den Ort.

Genau derselbe Schwindel; lauter unverstandenes Zeug! Man braucht gar nicht Pädagoge zu sein, um zu erkennen, daß hier ein Prozeß voraufgegangen ist, wie etwa bei Gänsen, welche gemästet werden sollen, — nur mit dem Unterschiede, daß man gegen sie noch etwas rücksichtsvoller ist. Denn

man zwingt sie wenigstens nicht, den Brei wieder von sich zu geben.

Die Krone des Ganzen ist indessen der letzte Aufsatz des Heftes, Nr. 17:

Wenn mann ein Stück von einen Kreise durch eine Sehne oder Chorde abschneidet so nent mann es abschnidt oder Segemet. Wenn mann ein Stück in zwei Radien dem Kreise aus schneidet so heißt es Ausschniet oder Zieth mann senkrecht Linie außer halb des Kreises welche ihn nur in ein Punkt berührt so heißt sie Berürungslinie oder Tangente. Zieht mann nur eine Linie von Mittelpunkt nach dem Berürungspunkt senkrecht auf die Tangente so hat mann ein Radius. Auch zieth mann ein schrege Linie von dem Mittelpunkt der Berürunglinie welche die Perepferin durch schneidet diese nennt mann Secante dann denkt mann sich eine Linie von dem durch schneidepunkt senkrecht auf dem Radius, so hat mann den Sinus. Was der Sinus abschneid heißt Kosinus. Desto kleiner der Sinus ist je größer ist der Radius und umgekehrt.

Also gar bis in die Trigonometrie hinein versteigt sich ein Mädchen, das Eigenschaftswörter mit großem und Hauptwörter mit kleinem Anfangsbuchstaben schreibt! Und mit welcher Leichtigkeit! Die Definitionen von Sinus und Kosinus stehen so keck da, als ob das etwas wäre, was sich die Schreiberin längst an den Schuhen abgelaufen hätte. Sie sind freilich vollständig falsch, aber was macht das! Es ist ja doch auch eine Leistung, von diesen Sachen etwas gehört zu haben! Und überdies: wer weiß, daß die Erklärungen falsch sind? Der Lehrer hat nur die Form des Satzes etwas verändert, an der Sache selbst aber nichts auszusetzen gehabt. Also muß es wohl richtig sein, und Mama hat ganz Recht, wenn die Tante Lina erzählt: „Es ist doch unglaublich, was die Kinder heutzutage alles lernen! Neulich hat unsere Marie einen Aufsatz gemacht mit Sinus und Kosinus.

Haben wir in der Jugend jemals von solchen Dingen gehört? Aber wir hatten freilich auch nicht solche Schulen."

Ich, der ich nun einmal so unglücklich bin, den Wert dieser „höheren Bildung" nicht würdigen zu können, würde allerdings vorschlagen, daß Marie erst lesen, schreiben und rechnen lernte — aber gründlich! — und dann noch vieles andere, bevor sie sich an das Studium der Trigonometrie heranwagt. Aber dafür bin ich auch „Reaktionär"!

* * *

Ich habe zeigen wollen, wie weit der Bildungsschwindel in einer Volksschule, und sogar in einer Dorfschule, getrieben werden *kann*, will aber annehmen, daß solche Fälle zu den Ausnahmen gehören. Freilich könnte ich noch eine ganze Menge ähnlicher Extravaganzen anführen, aber ich will wenigstens nicht absichtlich den Leser langweilen. Ich erwähne daher nur noch eines Falles, welcher zeigt, daß auch ein ganzes Lehrerkollegium sich in drastischer Weise auf den Bildungsschwindel einlassen kann. In dem Verzeichnis der Aufsatzthemata, welche für die erste Klasse einer städtischen Volksschule von sämtlichen Lehrern ausgewählt waren, fand ich als erstes Thema: „Die Dampfkraft als Hebel der Zivilisation". Die Aufgabe ist für einen Volksschüler natürlich viel zu schwierig, aber er kann nach vorheriger Anleitung von seiten des Lehrers wenigstens *etwas* daraus machen; — anders hingegen mit dem zweiten Thema: „Der Sonntag eines Wüstlings" (!). Denn diesem werden auch die allermeisten Lehrer ratlos gegenüber stehen. Soll man etwa ein psychologische Studie schreiben? Oder soll man vielleicht

ſchildern, wie er mittags aufſteht, nachmittags kneipt, abends mit ſeiner Mätreſſe in die Oper fährt und was ſich dann nachher ereignet? Die Frage ſcheint mir wirklich nahe zu liegen. Auf keinen Fall iſt dieſes Thema, wie es auch behandelt werden möge, für Schüler einer Volksſchule geeignet. Ebenſo unſinnig iſt das dritte: „Kapital und Arbeit". Ich habe mich recht eingehend mit der National-Ökonomie beſchäftigt, ich habe ſogar Marx' Buch über das Kapital und Georges „Progres and Poverty" geleſen, aber dennoch würde ich mich gehörig bedenken müſſen, bevor ich eine gediegene Abhandlung über obiges Thema ſchreiben könnte. Der Volksſchüler kann natürlich abſolut nichts damit anfangen, und von hundert Lehrern weiß vielleicht nicht einer etwas einigermaßen Vernünftiges darüber mitzuteilen. Aber der Blödſinn, den ſich die Kinder zuſammenſchreiben, hat eine gelehrt ausſehende Überſchrift, und das Sachliche kann ja der Herr Schulinſpektor in der Regel nicht beurteilen.

Es iſt genau dasſelbe, wie wenn ſich ein Schuſterjunge Doktor ſchreiben würde, und das nennt man bekanntlich, ſofern er dadurch dupieren will, auf gut Deutſch Schwindel.

Auf den meiſten andern Unterrichtsgebieten geht es natürlich in ähnlicher Weiſe her. Nehmen wir z. B. die Geographie! Der Unterricht beſteht zum größten Teile im Mitteilen von Namen und Zahlen. „Zahlen ſind Strahlen" ſagte ein mir bekannter Lehrer, wenn er eine Stunde lang Berghöhen, Flußlängen, Stromgebiete u. ſ. w. diktiert hatte, aber er vergaß, daß allzuviele Strahlen Dürre hervorbringen, und daß es auch Blitzſtrahlen giebt, welche töten können. Zu dieſer Kategorie gehörten aber ſeine Zahlen-

und Namenreihen, denn sie ertöteten in den Schülern das Interesse für die Geographie mit einer Sicherheit und Schnelligkeit, die absolut nichts zu wünschen übrig ließ. Wie ganz anders würde es sein, wenn der Lehrer ein möglichst anschauliches, durch Menschen-, Tier- und Pflanzenkunde belebtes Bild der Erdoberfläche zeichnen würde! Wie würden die Schüler da lauschen! Jetzt dagegen sitzen sie in dumpfer Resignation da und schreiben mechanisch nach, daß die Pleiße 12, die Hunte dagegen 18 Meilen lang ist, daß in der Provinz Schlesien 3850000 Menschen auf 732 Quadratmeilen wohnen, daß Afrika sich vom 35.° südlicher bis zum 37.° nördlicher Breite und von 0 bis 69° östlicher Länge erstreckt, daß der höchste Punkt in den Pyrenäen Pic Nethou heißt und 3404 m hoch ist u. s. w. u. s. w. Diese interessanten Thatsachen werden nachher zu Hause sorgfältig auswendig gelernt, und das nennt man dann Geographie! Wir haben es faktisch so weit gebracht, daß ein Schüler — wie Ernst Christaller treffend sagt — bei einem Worte wie „Himalaya" nicht an Granit und Eisgletscher, sondern an Buchdruckerschwärze, nicht an ein gewaltiges Gebirge von bestimmter Lage und Form, sondern an den „kleinen Daniel" denkt, wo unten auf der linken Seite mit fetten Lettern steht: Himalaya.

Schlimmer noch sieht es um den Geschichtsunterricht aus, denn dieser muß, so wie er jetzt betrieben wird, auf nachdenkende Schüler geradezu demoralisierend wirken, und man kann es unter diesen Umständen vielleicht gar als ein Glück bezeichnen, daß unsern Kindern schon früh das Bedürfnis zum Denken ausgetrieben wird. Die meisten großen Pädagogen verlangen nämlich — wenn auch gewöhnlich nur

verblümterweise —, daß man die Geschichte nicht objektiv vortragen dürfe, mit andern Worten: man soll die Ereignisse so darstellen, daß die eigene Nation immer recht, die feindliche immer unrecht hat. Ebenso muß natürlich jede Schurkerei, die von einem großen Manne (Kaiser, König, Günstling und dergl.) begangen worden ist, mit dem Mantel der Liebe zugedeckt oder mindestens beschönigt werden, vorausgesetzt, daß er dem eigenen Volke angehört. Von den Feinden hingegen werden natürlich alle Greuelthaten mit innigem Behagen erzählt. Man nennt dieses Verfahren euphemistisch „die Kinder zur Vaterlandsliebe erziehen". Die Lehrbücher sind natürlich demgemäß abgefaßt: Karl der Große, der ärgste Raufbold der deutschen Geschichte, ein Mensch, der 4500 Sachsen köpfen läßt, bloß weil sie ihm nicht ihr Land und ihren Glauben opfern wollen, ein Pfaffendiener und Heuchler, wird als eine Art Halbgott hingestellt, denn die dankbaren Römlinge haben ihn ja „den Großen" genannt. Heinrich der Löwe dagegen, einer der tüchtigsten Fürsten, die je in Deutschland regiert haben, ist ein Esel, denn er hatte andere Ansichten über die italienische Frage, als der große Friedrich Barbarossa. Die Teilung Polens war natürlich vollkommen berechtigt, die Kriege Friedrichs des Großen um Schlesien ebenfalls, die Bauernkriege dagegen waren Aufruhr, Gustav Adolf (den man nebenbei bemerkt in Schweden selbst viel richtiger beurteilt) war selbstverständlich ein ausgezeichneter Herr, der es wirklich mit der evangelischen Sache ernst meinte und nicht im geringsten heuchelte, an Tilly dagegen war kein gutes Haar. Luther war ein Verfechter des freien Gedankens (obwohl er zu

Gunsten der Fürsten die unbedingteste Knechtseligkeit forderte), einer der aufgeklärtesten Männer des Jahrhunderts (obwohl er ein Kind ertränken lassen wollte, weil es nach seiner Meinung vom Teufel besessen sei), ein warmer Freund des Volkes und der Unterdrückten (obwohl er den Fürsten riet, die für ihre Freiheit kämpfenden Bauern wie „die Hunde totzuschlagen“). — -- —

Einer meiner Bekannten hatte einmal einen Russen angetroffen, der nicht wußte, daß Kaiserin Katharina II. ihren Mann habe erdrosseln lassen. In ihren Geschichtsbüchern, hatte der Russe erzählt, werde die Sache so dargestellt, als ob Peter III. eines natürlichen Todes gestorben sei. Mein Freund war darüber ganz erstaunt; — er wußte eben nicht, daß auch die kleinen Russen „zur Vaterlandsliebe erzogen“ werden müssen, ebenso gut wie wir Deutsche.

Je größer die Unverfrorenheit, mit welcher ein Buch dies zustande bringt — euphemistisch: „je mehr es vom Geiste eines wahren Patriotismus beseelt ist“ —, desto leichter wird es von der Regierung zur Einführung in die Schulen empfohlen. Selbst die in mehrfacher Beziehung vortreffliche „Geschichte des deutschen Volkes“ von David Müller würde niemals Schulbuch geworden sein, wenn nicht der Verfasser in „patriotischer“ Beziehung so Unglaubliches geleistet hätte. Und doch ist dies Buch vielleicht das beste in seiner Art, in den schlechtesten, d. h. in denjenigen vom Kaliber der bekannten brandenburgisch-preußischen Geschichte von Hahn, sind in der Regel Kriecherei gegen die Gesalbten des Herrn, Intoleranz gegen Andersdenkende, Orthodoxie und Urteilslosigkeit zu einem Brei zusammengerührt, für

den sich selbst ein Hund bedankt. Unsern Kindern aber müssen wir ihn als Delikatesse vorsetzen.

Das Hauptresultat des modernen Geschichtsunterrichts ist daher ein widerlicher Nationaldünkel, die Verachtung fremder, besonders feindlicher Völker und eine sanfte Knechtseligkeit. Das was die Geschichte in erster Linie lehren sollte, nämlich an der Hand der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen und eventuell umzugestalten: das lehrt sie *nicht*.

Und doch sind diese Mängel noch nicht die größten; das Hauptverbrechen des Geschichtsunterrichts besteht in der fortwährenden Verherrlichung des Krieges. Denn das, was man Geschichte *des deutschen Volkes* nennt, ist weiter nichts als eine fortlaufende Biographie der verschiedenen Regentenhäuser; das Volk hingegen spielt nur insofern eine Rolle, als sich aus ihm die Soldaten rekrutieren, die der Kaiser oder König für seine Kriege gebraucht. Man sehe sich nur irgend ein Schulbuch über Geschichte an! Man wird sofort bemerken, daß die Kriege die Hauptsache sind, und daß ein friedliebender Monarch, wie z. B. Ludwig der Fromme und einige andere, in wenigen Zeilen abgethan werden, und wenn sie auch noch so viel für ihr Land gethan hätten. Das Kind muß eben früh lernen, daß es keine größere Ehre giebt, als „den Rock des Königs" zu tragen, keinen größeren Ruhm, als möglichst viele „Feinde" hinzuschlachten, und kein größeres irdisches Glück, als für seinen Landesherrn auf dem sogenannten Felde der Ehre zu fallen. Denn um das Vaterland handelt es sich in den allermeisten Fällen nicht, weshalb auch der preußische Wahlspruch „Mit Gott für König und Vaterland!" konsequenterweise den König voranstellt.

Im übrigen gilt vom geschichtlichen Unterricht dasselbe, was vom geographischen gesagt wurde: möglichst viele Namen und Zahlen, möglichst wenig Geist und von einer Anleitung zum selbständigen Denken keine Spur!

* * *

Ich habe, um die durch die Volksschule vermittelte Scheinbildung näher zu charakterisieren, den deutschen Aufsatz, sowie Geographie und Geschichte gewählt. Ebenso gut aber hätte ich ein anderes Fach herausgreifen können, bei welchem es auf Wissen ankommt, also z. B. Grammatik, Naturkunde oder Religion. Ich hätte zeigen können, wie man statt der Deklination, Rektion, Konjugation und Orthographie — Terminologie, Syntax und Interpunktionslehre treibt, wie man sogar den inneren Bau niederer Tiere bespricht, den eigenen Körper aber vergißt, wie man die Gesetze für die Brechung des Lichtes in Konkav- und Konvexlinsen erörtert, aber die wesentlichsten Krankheiten des menschlichen Auges nicht kennt, wie man die Chemie des täglichen Lebens, die Nahrungsmittellehre ꝛc. vollständig außer acht läßt u. s. w. u. s. w. Oder ich hätte auf das Rechnen hinweisen und erzählen können, wie man Kubikwurzeln extrahiert, ja algebraische Aufgaben löst, und nicht 37 mit 24 im Kopfe multiplizieren kann, oder aufs Zeichnen, wo man sich mit Ornamenten, Landschaften und Porträts abquält, ohne eine gerade Linie rein zeichnen zu können, — kurz: ich könnte mit Leichtigkeit nachweisen, daß in allen Fächern, mit Ausnahme von Schreiben, Lesen, Gesang und Turnen, das Notwendige in der Regel nicht genügend

betont wird, daß man dagegen den Schüler mit einer oft sehr großen Anzahl von Kenntnissen ausrüstet, welche für ihn nicht allein wertlos, sondern schädlich sind, indem sie ihn zerstreut und eingebildet machen, außerdem aber auf den jugendlichen Geist wie Ballast wirken, ihm Spannkraft und Lernbegierde rauben, so daß schon ein dreizehn- bis vierzehnjähriger Schüler die Schule faktisch als eine Art Peinigungsanstalt betrachtet, der er je eher je lieber entrinnen möchte. Es ist nicht die Lust nach Veränderung allein, welche es bewirkt, daß sich die Kinder so sehr nach dem Tage der Konfirmation sehnen.

* * *

Die nächst höhere Gruppe von Schulanstalten bilden diejenigen, wo außer in den gewöhnlichen Fächern der Volksschule auch noch im Englischen und Französischen unterrichtet wird. Es sind dies in Deutschland die sogenannten Mittelschulen, ferner die höheren Bürgerschulen und die Realschulen ohne Latein. Diese letzteren haben außerdem noch auf dem Gebiete des Mädchenunterrichts ein Seitenstück in den (öffentlichen) höheren Töchterschulen. Das Charakteristische für alle diese Anstalten besteht also darin, daß sie neben der allgemein menschlichen auch noch ein gewisses Quantum neusprachlicher Bildung zu vermitteln streben. Außerdem kommt zuweilen noch Mittelhochdeutsch hinzu. Der Unterricht in den Volksschuldisziplinen unterscheidet sich in der Regel wenig von dem oben geschilderten; die einzige Abweichung dürfte darin bestehen, daß die Mängel desselben in den höheren Schulen meistens noch etwas stärker hervortreten.

Wir thun also den Anstalten dieser Art kein Unrecht, wenn wir uns ausschließlich mit ihrem fremdsprachlichen Unterricht beschäftigen. —

Derselbe kann nach drei Hauptmethoden betrieben werden, je nachdem man vom Worte, vom Satze oder von einem Lesestücke ausgeht. Die erste ist die Ahn-Seidenstücker'sche, deren Wesen also darin besteht, daß der Schüler eine Anzahl Wörter (Vokabeln) und Regeln auswendig lernt und darauf einige Sätze übersetzt, durch welche der Memorierstoff geübt werden soll. Dies mag für einen Sprachkenner, der dabei vergleichende Philologie treiben kann, ganz interessant sein; für ein Kind aber ist es langweilig. Etwas besser ist die Ollendorff'sche Methode. Hier werden nämlich dem Schüler zuerst einige Mustersätze gegeben, die auswendig gelernt werden müssen, und aus denen die Vokabeln und Regeln zu abstrahieren sind. Sie spornt wenigstens zu größerer Selbstbeschäftigung an, vermag aber dennoch nicht, das Interesse des Schülers genügend zu fesseln. Denn der Ausgangspunkt ist der Satz, der Sprachtreibende aber fühlt sich erst dann in dem fremden Idiom einigermaßen heimisch, wenn er ein Lesestück, also eine zusammenhängende Darstellung, lesen und verstehen kann. Dies erreicht man schon in den ersten Stunden nach der Toussaint-Langenscheidt'schen Methode, welche darum für Kinder immer die interessanteste sein wird. Und da sie zugleich viel schneller und sicherer zum Ziele führt als die erste, und ebenso schnell und sicher wie die zweite, darf man sie unbedenklich als die empfehlenswerteste bezeichnen.

Dennoch wird sie, soviel ich weiß, in den öffentlichen Schulen

nirgends angewendet. Man bedient sich hier allgemein der alten Ahn'schen, also der langweiligsten, langwierigsten und unsichersten. Warum? Nicht etwa, daß man sie für die beste hielte, oder daß es keine brauchbaren Lehrbücher nach den andern Methoden gäbe — das dürfte in den allerwenigsten Fällen als Grund angeführt werden. Aber die Lehrer haben selbst ihr Englisch und Französisch nach Ahn'scher Weise gelernt und sich dadurch so vollkommen in dieselbe hineingelebt, daß sie ihnen die bequemste ist. Den biederen „Ploetz" kennt jeder junge Neuphilologe in- und auswendig; er weiß, wo jede Regel, jede Vokabel steht, kann jeden Satz übersetzen, ohne im allergeringsten nachdenken zu müssen, erinnert sich ganz genau, wo sein alter Professor eine Anmerkung oder einen Witz zu machen pflegte, — warum soll er da ein anderes Buch nehmen? Die Übungssätze des Ploetz sind allerdings zum größten Theil der Geographie und der Geschichte, selten dem täglichen Leben entnommen, und sprechen lernt man danach also nicht, aber das Buch ist so unendlich bequem, so „übersichtlich", wie es euphemistisch heißt.

Und die Resultate? — Die sind natürlich ebenso dürftig, wie die Methode. Man gebe einmal einem Schüler Sätze folgender Art zum Übertragen ins Französische auf: Hannibal besiegte die Römer in der Schlacht bei Cannä im Jahre 216 v. Chr. Die Buchdruckerkunst ist von einem Deutschen, Namens Gutenberg, erfunden worden. Die Geschichte hat Alexander von Macedonien den Beinamen des Großen gegeben, denn er hat die Griechen an den Persern gerächt 2c. 2c. Schon ein Tertianer wird derartige Sätze

korrekt übertragen können. Und dann versuche man es einmal mit folgenden: Laß das Fenster offen stehen! Würdest du nicht weggegangen sein, wenn man dich so behandelt hätte? Die Luft ist heute kühl; es wird frieren. Was meinen Sie dazu? Es wird mir jederzeit angenehm sein, Ihnen wieder dienen zu können ꝛc. ꝛc. Selbst ein Primaner wird diese einfachen Sätze und tausend andere, die im täglichen Leben jeden Tag vorkommen, nicht übersetzen können.

Oder man versuche einmal, ihn einen modernen französischen Schriftsteller lesen zu lassen, z. B. Victor Hugo, Alphonse Daudet, die beiden Goncourt oder Gustave Flaubert! Oder man stelle ihm die Aufgabe, einen leichten französischen Brief zu schreiben, oder einem einfachen französischen Gespräche zu folgen! Man wird Wunderdinge erleben! Selbst ein tüchtiger Schüler versteht, wenn er einen Franzosen reden hört, nicht worum es sich handelt!

Von seinen beiden Zielen, Sprachverständnis und Sprachfertigkeit, erreicht also der moderne Unterricht im Französischen nicht einmal das erste. Welchen Zweck er hat, dürfte demnach schwer zu erkennen zu sein. Etwa den, einen Grund zu legen, auf welchem der Schüler nachher fortbauen kann? Dann müßte aber die Schule dafür sorgen, daß sie ihm das Sprachstudium wenigstens nicht verleidete, was aber durch das ewige geistlose Auswendiglernen mit solcher Gründlichkeit geschieht, daß die allermeisten jungen Leute nach der Konfirmation kein französisches Buch anrühren. Oder hat der Unterricht etwa nur einen formellen Zweck? Dann ist es jammerschade um die schöne Zeit, die auf eine so unver-

zeihliche Weise vergeudet wird: sie könnte unendlich viel nutzbringender verwendet werden. —

Im Englischen pflegt man etwas bessere Resultate zu erzielen, nicht etwa, weil man da eine vernünftigere Methode anwendet, sondern einesteils, weil diese Sprache dem Deutschen bedeutend näher liegt und also leichter zu erlernen ist, andernteils aber auch, weil die gebräuchlichen englischen Lehrbücher auf die Sprache des täglichen Verkehrs wenigstens etwas mehr Rücksicht zu nehmen pflegen, als der Kodex von Ploetz.

Damit nun aber doch die Schüler das Englische nicht einigermaßen gründlich erlernen sollten — was ja jammerschade wäre! — hat man schlauerweise die Anzahl der Stunden in diesem Fache auf ein solches Maß hinabgeschraubt, daß der Bildungsschwindel auch hier vollständig zu seinem Rechte kommen kann. Wo bliebe auch sonst „die harmonische Entwicklung aller Fähigkeiten", von der unsere Pädagogen so gern reden?

Ich weiß natürlich sehr wohl, was man mir entgegnen wird. „Wir haben," wird man sagen, „eine solche Masse von Fächern, daß wir angesichts der Gesamtstundenzahl dem Englischen nicht mehr Zeit einräumen können." Aber, frage ich, wäre es dann nicht vernünftiger, die Stundenzahl für das Englische und Französische zu vertauschen, so daß man wenigstens das erstere einigermaßen gründlich erlernte, — vorausgesetzt immer, daß man nicht andere Disziplinen beschneiden oder ganz wegfallen lassen will? Im Französischen können ja die Schüler nach der gebräuchlichen Methode doch nichts Nennenswertes leisten, und wenn man auch zehn

Stunden wöchentlich den Ploetz traktierte. Ob sie aber zwei- oder eintausend unnütze Vokabeln lernen, ist vollständig gleichgültig. Das gescheiteste freilich wäre, die eine Sprache überhaupt fallen zu lassen und dann die andere desto gründlicher zu lernen. Welche dies sein müßte, würde sich aus den örtlichen Verhältnissen ergeben; für Köln z. B. liegt Französisch, für Hamburg Englisch am nächsten. Zugleich aber müßte eine andere Methode eingeführt werden.

Vorläufig aber sind noch immer zwei Hälften mehr als ein Ganzes und — Ploetz alleinseligmachend.

Und das wird wohl noch eine Weile so bleiben.

* * *

Das Nonplusultra aller Bildungsschwindelei finden wir indessen in den Gymnasien, und zwar in der unverzeihlichen Art und Weise, wie hier die alten Sprachen auf Kosten aller übrigen Disziplinen bevorzugt werden. „Auf die klassischen Studien werden in einem richtigen Gymnasium" — ich zitiere die Worte Ernst Christallers, also eines Gymnasiallehrers — „sechzehn Stunden in der Woche verwendet; auf Mathematik kommen vier Stunden, in deutscher Sprache, Geschichte und Geographie, Naturwissenschaften wird so beiläufig unterrichtet, eigentlich nur des Anstands halber." (!) Und das alles zu Gunsten der alten griechischen und lateinischen Autoren, die samt und sonders nicht einmal wert sind, daß man sie in deutscher Sprache liest! Ich will damit natürlich keineswegs behaupten, daß

sie nicht ihrer Zeit hervorragend gewesen sind, aber jetzt haben wir doch wahrhaftig Besseres zu thun, als uns mit dem Bombast eines Horaz, den Dummheiten eines Ovid oder dem langweiligen Schiffsregister der Iliade abzuquälen. Würden die alten Klassiker ihre vielgerühmten Werke heute geschrieben haben, dann hätten sie höchst wahrscheinlich recht lange nach einem Verleger suchen können. Nun aber bilden ihre alten Schmöker ein treffliches Mittel, um zwischen den sogenannten „klassisch Gebildeten“ und andern Menschenkindern einen recht dicken Strich ziehen zu können, und das verschafft ihnen Ansehen. Es ist ja in der That auch sehr angenehm, wenn man sich auf eine so bequeme Art und Weise das Recht erwerben kann, auf neunzehn Zwanzigstel der Menschheit mit einem mitleidigen Lächeln herabblicken zu dürfen. Denn ein Mensch, der nicht weiß, wie der Ablativ von mensa heißt, oder welche Wörter auf -is masculini generis sind, gilt bei unsern humanistisch Gebildeten in der Regel doch nicht für voll. Man entgegne mir nicht, daß dieser Stolz keineswegs aus der Beschäftigung mit den alten Sprachen, sondern nur aus der durch sie vermittelten Kenntnis der altgriechischen und altrömischen Verhältnisse resultiert. Denn wäre ich mit bezug auf Griechenland auch ein Curtius und mit bezug auf Rom ein Mommsen, — ich wäre doch ein Ignorant, sobald sich herausstellte, daß ich meine Kenntnisse nicht direkt aus griechischen und lateinischen Schriftstellern, sondern etwa aus Übersetzungen entlehnt hätte.

„Aha,“ höre ich den klassisch gebildeten Leser sagen, „man merkt, daß der Mann selbst keine humanistischen Studien

getrieben hat, daher sind ihm die Trauben zu sauer." — Sei unbesorgt, lieber Freund, ich lese Griechisch und Lateinisch wahrscheinlich ebenso gut wie du, — vielleicht auch noch ein wenig besser. Aber daraus folgt noch immer nicht, daß ich blind sein muß. —

Die Notwendigkeit des klassischen Sprachstudiums soll darin ihre Begründung finden, daß dasselbe für die wissenschaftliche Karrière durchaus unerläßlich ist. „Denn die Geschichte aller Hauptwissenschaften", sagt man, „reicht bis ins Altertum zurück, und die ältesten Werke über dieselben sind daher in griechischer oder lateinischer Sprache abgefaßt. Der Student muß diese alten Schriften natürlich lesen, und darum ist für ihn die Kenntnis der klassischen Sprachen unumgänglich notwendig." Nun aber besitzen beispielsweise die Chinesen über die meisten Wissenschaften noch ältere Werke; — warum denn nicht auch Chinesisch lernen? „Weil ihre Schriften für die moderne Wissenschaft nicht grundlegend gewesen sind", belehren uns die Stockphilologen. Aber wenn wir alle die Bücher sollten lesen können, bei denen dies Merkmal ebenso sehr zutrifft, wie bei den lateinischen und griechischen, dann müßte z. B. ein Mediziner mindestens sieben bis acht, und ein Philosoph noch mehr fremde Sprachen erlernen. Oder studieren etwa unsre Physiker Italienisch, weil die Forschungen Galvanis für den Galvanismus oder die Toricellis für die Wetterbeobachtung grundlegend gewesen sind? Oder hat jemals der Staat von den Studenten der Nationalökonomie verlangt, daß sie Englisch gelernt haben müßten, weil die Werke, auf welchen sich die moderne Volkswirtschaftslehre aufbaut, fast ausnahmslos in dieser

Sprache geſchrieben ſind? — Will man ſich als den Gründlichen aufſpielen, dann vergeſſe man vor allen Dingen nicht, daß es auch etwas gibt, welches Logik heißt, und daß man ſich gegen dieſe Wiſſenſchaft nicht ungeſtraft verſündigt. Sind für alle andern Sprachen Überſetzungen zuläſſig, dann müſſen ſie es auch für das Griechiſche und Lateiniſche ſein, — ſind ſie es hier nicht, dann auch dort nicht.

Als weiterer Grund für die Beibehaltung der klaſſiſchen Studien wird angeführt, daß die Terminologie ſämtlicher Wiſſenſchaften lateiniſch oder griechiſch ſei, und daß alſo für das Verſtändnis derſelben die Kenntnis der alten Sprachen gefordert werden müſſe. Eine deutſche Terminologie einzuführen, ſoll aber deswegen nicht opportun ſein, weil die Kunſtausdrücke in den Wiſſenſchaften notwendigerweiſe — allgemeinverſtändlich? nein — international ſein müſſen. Warum? Wahrſcheinlich, weil ſonſt ein deutſcher Gelehrter von einem italieniſchen oder ſchwediſchen Buche gar nichts verſteht, während er jetzt wenigſtens auf jeder Seite, wenn nicht in jeder Linie, einen bekannten Kunſtausdruck findet, ſo daß er immerhin ſehen kann, worum es ſich handelt, wenn er auch ſonſt nichts weiter davon verſteht. Das iſt ein Grund, wenn auch ein ſehr ſchwacher; ſtichhaltiger iſt ſchon ein anderer, den die Herren Gelehrten allerdings nicht anzuführen pflegen. Man denke ſich nämlich das Unheil, das daraus entſtehen müßte, wenn eine deutſche Terminologie eingeführt würde. Der Arzt müßte dann ſtatt Parotis Ohrendrüſe, ſtatt Katagma Bruch, ſtatt Sulphur Schwefel, überhaupt ſtatt der unverſtändlichen, gelehrt klingenden Ausdrücke ganz gewöhnliche deutſche anwenden. Und käme er

zu einem Kranken, dem er nichts zu verordnen weiß, dann könnte er ihm nicht mehr Hollunderthee verschreiben, wie er es jetzt zu thun pflegt, — denn dieses gut deutsche Wort versteht ja jedermann —, aber „Recipe Flos Sambuc. nigr. 20 gr, Aqua destill. 300 gr“: das sieht ganz anders aus, und das trinkt der Kranke theelöffelweise mit heiliger Andacht, ohne zu ahnen, daß seine Frau ihm von dieser kostbaren Medizin mit Leichtigkeit zehn Eimer voll herstellen könnte.

Doch wozu sich noch weiter mit solchem Unsinn beschäftigen? Die Entbehrlichkeit der internationalen wissenschaftlichen Terminologie ist, wie mir scheint, über jeden Zweifel erhaben, und wer sie sich dennoch aneignen will, etwa um sich gelegentlich Laien gegenüber unverständlich machen zu können, der mag das auf der Universität thun, aber zwei tote Sprachen deswegen zu erlernen, ist Unsinn.

Die Klassizisten scheinen das selbst einzusehen und haben darum für ihre Studien noch einen weiteren Grund ausfindig gemacht, nämlich den, daß die alten Sprachen derjenige Lehrstoff sind, „an welchem sich die Denkkraft und das selbständige Urteil des Schülers unter Anwendung wissenschaftlicher Methode am meisten entwickeln lasse.“ Ja der anonyme Verfasser der Broschüre „Videant Consules“ — einer Schrift zu gunsten der Beibehaltung des Griechischen und Lateinischen — behauptet sogar: „Das Studium der klassischen Sprachen auf dem Gymnasium ist nur unter dem Gesichtspunkt der Übung und Erstarkung des Denkens aufzufassen.“ Ein eigentümliches Geständnis von einem der enragiertesten Vertreter der humanistischen Studien? Denn

wenn dieselben wirklich keinen andern Zweck haben, als die Schärfung des Nachdenkens, dann könnte man ja mit demselben und noch größerem Rechte 16 Stunden lang wöchentlich Schach spielen lassen, wie Christaller scherzhafterweise vorschlägt, da doch das Schachspielen offenbar noch eine bessere Geistesgymnastik ist, als lateinische und griechische Grammatik, welche gewöhnlich das Gedächtnis mehr beschäftigen, als den Verstand. Oder man könnte, um formelle und materielle Bildung zugleich zu erzielen, National-Ökonomie, Gesetzeskunde und Anthropologie treiben. Besonders das Erstgenannte ist ein ausgezeichnetes Mittel der Verstandesbildung, besser jedenfalls als grammatische Haarspaltereien. —

Übrigens sind nicht einmal alle Stockphilologen der Ansicht, daß durch den Sprachunterricht der Verstand geschärft werden solle. So äußert z. B. einer der bekanntesten Wortklauber auf dem Gebiete der Homerforschung, Dr. F. A. Wolf, folgende bemerkenswerte Ansicht: „Unter dem 14. Jahr müssen die Formen ganz inne sein; der Verstand muß anfangs gar nicht mitarbeiten; das Räsonnement schwächt das Gedächtnis", und ein andrer Philologe von Gottes Gnaden, Direktor Steinmeyer, bezeichnet diese Worte als „goldene." Sehr richtig sagt darum auch ein andrer hervorragender Gymnasiallehrer: „Es wäre gewiß zu wünschen, daß man in den Korridoren der Gymnasien lateinisch und griechisch dressierte Papageien aufstellte, damit die Jugend das Ideal des Lernens ohne ‚Räsonnement' immer vor sich habe."

Zu guterletzt hat man für das Studium des Lateinischen noch einen Grund darin gefunden, daß einem Kenner dieser Sprache die Erlernung des Französischen leichter falle, als

einem andern, der sich nur mit germanischen Idiomen beschäftigt hat. Gegen diese Behauptung läßt sich nur einwenden, daß jemand, der von Berlin nach Metz reisen will, nicht den Weg über Paris zu nehmen pflegt, obwohl der Weg von Paris nach Metz kürzer ist, als der von Berlin nach Metz. Sollte übrigens das Lateinische als Grundlage des Französischen gelehrt werden, dann müßte es nicht die Sprache Ciceros, sondern das sogenannte Vulgärlatein sein, welches von jener ziemlich stark abweicht. In die Schule hinein gehört aber weder das eine noch das andere; will der Neuphilologe vom Lateinischen aus zu einem tieferen Verständnis des Französischen gelangen, dann möge er das auf der Universität thun, — ebenso gut wie er sich dort die Geschichte des Englischen durch das Studium des Angelsächsischen erschließt.

Noch unerträglicher wird der ganze Hokospokus dadurch, daß der angehende Student es trotz aller Arbeit nicht so weit bringt, das vielgerühmte Corpus juris oder das Neue Testament in der Ursprache wirklich lesen zu können. Die allermeisten Juristen und Theologen müssen bei ihren Studien neben dem Original entweder eine deutsche Übersetzung gebrauchen, oder alle Augenblicke im Wörterbuche nachschlagen. Und das nennen sie dann „Textkritik üben."

Man könnte diese Wichtigthuerei belachen, wenn die Sache nicht zugleich eine sehr ernste Seite hätte. Denn es ist offenbar eher traurig als lächerlich, wenn Tausende von Kindern gezwungen werden, sich acht bis zehn Jahre lang wöchentlich 20, ja 30, 40 Stunden mit solchem geisttötenden Formalismus abzuquälen, wie es der klassische Sprachunterricht

in seiner gegenwärtigen Gestalt ist. Von den sechs täglichen Schulstunden werden nämlich in den Oberklassen gewöhnlich drei fürs Griechische und Lateinische verwendet, und die häuslichen Präparationen und schriftlichen Übersetzungen erfordern in der Regel mindestens ebenso viel Zeit. Da werden denn zuerst lange Reihen von Vokabeln auswendig gelernt, dann dekliniert, konjugiert und kompariert, und endlich zur Einübung der verschiedenen Formen und Regeln eine Reihe nichtssagender Sätzchen aus den fremden Sprachen ins Deutsche übersetzt und umgekehrt. Endlich beginnt die Lektüre der Klassiker, zuerst höchstens zehn Zeilen in der Stunde, später bringt man es wohl auf fünfzig oder sechzig. Beim Lesen muß natürlich möglichst gründlich verfahren werden, auf der Unter- und Mittelstufe muß in der Regel jedes Wort mit bezug auf seine grammatischen und lautlichen Eigentümlichkeiten hin untersucht werden, dazu werden Regeln zitiert, es wird dekliniert, konjugiert, interpretiert und analysiert, kurz: die Geistesarbeit, die hier betrieben wird, ist so langweilig wie nur möglich. In den Oberklassen kommt dann noch das Skandieren, sowie die Beschäftigung mit Parallelstellen und — Textvarianten hinzu. Aber vom Hauche klassischen Geistes keine Spur!

* * *

Wie geringschätzend ein deutscher Stockphilologe über die Berechtigung anderer Wissenschaften im Gymnasialunterricht denkt, illustriert in trefflicher Weise ein Kongreßbeschluß der „pädagogischen Sektion deutscher Philologen und Schulmänner“. Derselbe lautet wörtlich: „Die altklassischen

Sprachen bilden die bleibende Grundlage des Gymnasialunterrichts, doch" — nun kommt etwas Klassisches! — „müssen Mathematik und Naturwissenschaften als berechtigte Bildungselemente anerkannt werden." Wie gnädig: „als berechtigte Bildungselemente anerkannt werden!" — Aber ihr Philister solltet nicht berechtigt sein, mitzuarbeiten an der Vervollkommnung der Menschheit in einem Jahrhundert, von dessen Geiste ihr keine blasse Ahnung habt. Der Gemeinderat Professor Esmarch in Kiel sagte einmal zu seinen Studenten — zu euren früheren Schülern also, ihr „deutschen" Philologen! —, daß sie beim Heraustritt aus dem Gymnasium durch euren vielgepriesenen klassischen Sprachunterricht dahin gebracht seien, weder hören noch sehen zu können. „Darum," fuhr er fort, „müssen Sie also hier lernen, Ihre Sinne vernünftig zu gebrauchen." Und Alexander von Humboldt erklärt, daß er „leiblich und geistig zu Grunde gegangen sein würde", wenn er der modernen Schulbildung — also euch, ihr „deutschen" Philologen! — in die Hände gefallen wäre.

Und habt ihr nicht gesehen, mit welcher Lernfreudigkeit die kleinen Burschе, die man eurer Tortur anvertraut, in die Unterklasse eintreten, wie aber dieselbe ebenso schnell verschwindet, wie die Röte der jugendlichen Wangen und das Feuer der einst so hell blickenden Augen? Seht euch einmal eure Oberklasse an! Magere, kränkliche Burschе mit müdem, gleichgültigem Gesichtsausdruck, hohläugig und nervös. Und seht, wie sich die Bedauernswerten freuen, wenn sie endlich eurer Obhut entrinnen, seht wie sie ihre Bücher — eure gepriesenen Klassiker! — und ihre Hefte

mit euren gelehrten Randgloſſen verkaufen, verſchenken, zerreißen oder vor die Stadt hinaustragen, auf einen Haufen werfen und, wie einſt Luther die Bannbulle, feierlichſt verbrennen! Steigen da nicht leiſe Bedenken in euch auf? — —

Die Univerſität ſteht vor den jungen Leuten als eine Befreiung aus der Knechtſchaft des Gymnaſiums. Kein Wunder, daß das erſte Semeſter oft verbummelt wird, und daß es dann ſpäter ſchwer fällt, wieder ins richtige Geleiſe hineinzukommen. Die bedauernswerten „verbummelten Studenten“ ſind nur zu oft „Märtyrer einer bloß lateiniſchen Erziehung“, wie Herder ſagt. Ich will damit ihr Treiben keineswegs entſchuldigen; ich will es nur teilweiſe erklären. Woher ſoll der junge Mann Liebe zu den Wiſſenſchaften nehmen, wenn man zehn Jahre ſeines Lebens dazu verwendet hat, ſie ihm haſſenswert zu machen? Man kann ſich nur darüber wundern, daß der menſchliche Bildungsdrang doch noch in vielen Fällen ſtark genug iſt, um alle Hinderniſſe zu überwinden. —

* * *

Wir haben alſo geſehen, daß ſich in den verſchiedenſten Schulanſtalten, ſo ungleich dieſelben auch ſonſt ſein mögen, ohne Ausnahme das Beſtreben geltend macht, die Kinder mit einer großen Anzahl unnützer, aber „feiner“ Kenntniſſe auszurüſten, und daß darüber naturgemäß das Nützliche und Notwendige verſäumt wird. Es iſt ferner nachgewieſen worden, daß dieſes Paradewiſſen faſt immer ein klägliches Flickwerk bleibt, welches Lehrer und Schüler ſehr geſchickt verwenden müſſen,

wenn nicht die geistige Nacktheit des letzteren darunter hervorlugen soll. Haben beide es in dieser Drapierungskunst genügend weit gebracht, dann gleicht der Geist des Kindes aufs Haar jenen Blendbüchern, mit welchen man zuweilen Schreibtische zu verzieren pflegt: die Rückseite eines glänzenden Einbandes und dahinter — nichts. Haben sie dieses Ziel der modernen Erziehung aber noch *nicht* erreicht, dann streben sie demselben jedenfalls zu.

Die Resultate eines derartigen Systems liegen auf der Hand. Der jugendliche Geist wird nicht mit einem wertvollen Inhalt angefüllt, sondern mit einigem Flitterkram umkleidet. Daher all die vielen phrasendrechselnden und stutzerhaften Hohlköpfe, daher die vielen hysterischen jungen Damen, die keine gediegenere Lektüre kennen, als einen schlüpfrigen französischen Roman, daher das Streben nach äußerem Glanz und die raffinierte Genußsucht, welche unsere jungen Leute zwingt, nach Geld zu heiraten und in einer Ehe, die weiter nichts ist als eine von der Gesellschaft gebilligte Form der Prostitution, ein Geschlecht zu erzeugen, das noch kümmerlicher ist als seine Väter. Daher all' der Lug und Trug, all' die Verstellung, welche den täglichen Verkehr zu einem Klippenmeer machen, wo sich nur derjenige ohne Gefahr bewegen kann, der von Jugend auf darin umhergesteuert ist, daher die Scheu vor anstrengender körperlicher und geistiger Arbeit, welche fast jeden kennzeichnet, den nicht der Kampf ums Dasein zur Bethätigung seiner intellektuellen oder physischen Kräfte *zwingt*. —

Doch ich werde im nächsten Kapitel zeigen, wie der Bildungsschwindel im täglichen Verkehr und im Familien-

leben zu ſeinem Rechte kommt, und ich werde alſo da noch reichlich Gelegenheit finden, um den eingangs aufgeſtellten Satz ausführlicher zu beweiſen, daß die moderne Schule die Kinder nicht zum Weiterſtreben anregt, ſondern ſie, wenn auch unabſichtlich, ſo doch nicht minder ſyſtematiſch, zu eingebildeten, verlogenen Flachköpfen erzieht.

II.

Der Bildungsſchwindel in der Familie und im täglichen Verkehr.

Bekanntlich haben wir Männer in der Regel große Luft, auf die bösen Frauen zu ſchimpfen; beſonders ihr Eigenſinn und ihre Putzſucht ſind uns ſchon ſeit Jahrhunderten ein Dorn im Auge geweſen. Mit bezug auf die erſtgenannte Eigenſchaft will ich nur ſoviel bemerken, daß man ſie bei Männern Charakterfeſtigkeit zu nennen pflegt, bei der zweiten indes möchte ich etwas länger verweilen. Sie ſoll nämlich beſonders heutzutage graſſieren, ja man behauptet ſogar, daß ſie von Jahr zu Jahr immer mehr überhand nehme. Warum? Ich habe ſchon oben darauf hingewieſen, daß die moderne Schule den Kindern frühzeitig eine ſchnippiſche Geringſchätzung des Soliden, Einfachen angewöhne und ſie zum Kultus des Feinen, Eleganten, Flatterhaften erziehe. Dies gilt nicht allein von der Mädchen-, ſondern in kaum geringerem Maße auch von der Knabenſchule. Nun aber können wir Männer, ohne uns lächerlich zu machen, mit bezug auf unſere Kleidung nicht gar zu viel Pracht entfalten, wenigſtens nicht durch Flitterkram, wie das den Damen möglich iſt. Das Einzige, was wir in dieſer

Beziehung leisten können, versuchen wir durch Talmi-Uhrketten, dito Ringe und Cravattennadeln, sowie durch Simili-Diamanten zu erreichen; und man kann nicht leugnen, daß unsere Promenadenbummler es darin schon zu einer gewissen Fixigkeit gebracht haben. Außerdem sind bei ihnen Pincenez von Fensterglas und Talmigestell, sowie Spazierstöcke von der Dicke eines gewöhnlichen Federhalters sehr beliebt. Besonders das Pincenez giebt einen sehr gebildeten, um nicht zu sagen gelehrten Anstrich.

In der Stadt ist dieser Schwindel, wenn auch nicht immer in so krasser Form, fast allgemein, und selbst auf dem Lande hat ungefähr jeder Bauernknecht mindestens seine Talmikette, — häufig auch noch eine versilberte Nickeluhr, die er dann sorgsam in einer Kapsel aufbewahrt, damit die Politur nicht abgescheuert werde. In einem Punkte aber machen sich die Folgen des Bildungsschwindels, sofern sie in der Kleidung zur Erscheinung kommen, ohne Unterschied, in Stadt und Dorf, in Schloß und Hütte, bei allen jungen Männern geltend: in den Anforderungen nämlich, die sie in der Praxis an die äußere Hülle des anderen Geschlechtes stellen. Denn so sehr wir auch theoretisch für einfache Damenroben schwärmen, praktisch bedanken wir uns dafür. Man achte nur darauf, welchen Frauen von den Männern in Gesellschaften und auf Bällen am meisten gehuldigt wird. Unter sonst gleichen Umständen immer denen, welche am elegantesten gekleidet sind. Würde eine Dame auf einem Balle in einer Robe erscheinen, wie sie dem theoretischen Ideal der Männer entspricht — also möglichst einfach —, sie würde gewiß keinen Anbeter, vielleicht kaum einen Tänzer

finden. Ich gehe darum nicht zu weit, wenn ich behaupte, daß wir absolut kein Recht haben, den Frauen ihre Putzsucht vorzuwerfen, da wir sie ja doch durch unser thörichtes Verhalten selbst dazu zwingen.

Diese Erscheinung ist insofern von hohem Interesse, als sie uns einerseits unsere jämmerliche Inkonsequenz und unser Phrasentum so recht schlagend vor Augen führt, andererseits aber auch zeigt, wie sich infolge des Bildungsschwindels unsere Anschauungen verflacht haben. Wir haben uns dermaßen in den Kultus des Flatterhaften verrannt, daß wir meinen, dasselbe nicht an unserer eigenen Person genügend zum Ausdruck bringen zu können und darum von unserer schöneren Hälfte fordern, daß sie es thue, — und das, wohlgemerkt! obwohl wir theoretisch von der Lächerlichkeit desselben überzeugt sind.

Man entgegne mir nicht, daß die Schönheit eines Menschen durch eine geschmackvolle Toilette gehoben werde, und daß es daher ganz natürlich sei, wenn wir gegen eine einfacher gekleidete Dame weniger aufmerksam sind. Denn zunächst kümmern wir uns gewöhnlich blitzwenig darum, ob die Kleidung geschmackvoll ist oder nicht, wenn sie nur den Eindruck des Kostbaren macht, und außerdem behaupten wir ja immer, daß in diesem Punkte gerade das Einfachste auch das Schönste sei.

Solchen Purzelbäumen des gesunden Menschenverstandes gegenüber kann es nicht befremden, daß auch beim Heiraten der liebe Bildungsschwindel seine Rolle spielen muß. An das Allernotwendigste, an eine vernünftige Zuchtwahl, denkt man dabei natürlich nicht; — ja unsere sittlichen Begriffe sind schon dermaßen auf den Kopf gestellt, daß ein solcher Ge-

danke für unanständig gilt. Als ob es unanständig wäre, nur geistig und körperlich gesunde Kinder erzeugen zu wollen!

Statt dessen fragt der Kulturmensch nach Geld und „Bildung". Mit letzterer meint er nicht etwa Kenntnisse, deren Besitz ihm bei der Frau im Gegenteil meist unangenehm ist, — er denkt nur an eine gewisse äußere Politur, an die Fähigkeit des Phrasendrechselns, des Klavierklimperns und des oberflächlichen Parlierens. Da aber selbst eine so tiefgehende Bildung nicht zu ihrem Rechte kommen kann, wenn nicht das nötige Kleingeld damit verbunden ist, spielt auch das Vermögen eine wesentliche Rolle, bei „praktisch" angelegten Naturen sogar die erste. Sie argumentieren folgendermaßen: „Um den Schein der Bildung zu wahren, um „estimiert" zu werden, ist es notwendig, daß man fein wohnt, sich fein kleidet, fleißig ins Theater und in Konzerte geht, dann und wann Gesellschaften giebt, seine Kinder in teure Schulen schickt und noch vieles andere mehr. Dazu aber gehört Geld und zwar möglichst viel; denn je mehr Geld man unnötigerweise ausgeben kann, desto gebildeter ist man. Aus diesem Grunde ist es heutzutage das allein Richtige, eine möglichst reiche Frau zu heiraten." Die jungen Damen denken natürlich ebenso und spekulieren auf einen reichen Mann mit möglichst großem sozialen Ansehen. Und doch sind sie in diesem Falle um kein Haar besser, als die feile Dirne, die in einem versteckten Nebengäßchen ihre Reize für einige Groschen verkauft. Der einzige Unterschied ist der, daß die moderne Salondame sich dem Manne nicht auf einige Stunden, sondern fürs ganze Leben hingiebt, und daß demgemäß auch der Preis ein höherer ist. In diesem Punkte ist man ausnahmsweise konsequent.

Eine mäßige Portion Scheinbildung und eine möglichst große Portion Geld sind also bei der Kulturehe diejenigen Erfordernisse, auf welche es in erster Linie ankommt. Für die Liebe, welche doch der vornehmste Regulator der Zuchtwahl ist, bleibt in der Regel wenig oder kein Raum. Natürlich muß sie erheuchelt werden, was beiläufig bemerkt einem Kulturmenschen nicht sonderlich schwer zu fallen pflegt. Daher kann man denn auch täglich Liebespaare sehen, die einander in einer Weise Liebe vorschwindeln, welche auf einen Unbeteiligten im höchsten Grade zwerchfellerschütternd wirkt. Warum kommen die guten Leute nicht überein, ehrlich gegen einander zu sein, da doch in den meisten Fällen die Beschwindelung eine gegenseitige ist? Weil es mit zu den Erfordernissen der Bildung gehört, daß Verlobte küssen und kosen. Besonders wir Deutsche leisten in dieser Beziehung Großartiges, offenbar weil wir nicht so „realistisch" sind, wie die meisten andern Völker, — so Großartiges, daß man im Auslande ein deutsches Liebespaar gewöhnlich sofort als solches erkennt. Selbst an der Table d'hote hört das Flüstern, Händedrücken und — Küssen nicht auf, und ich habe bei solchen Fällen von den andern Gästen regelmäßig die Bemerkung gehört: „Das sind Deutsche."

Selbstverständlich kommt es auch oft vor, daß diese Schnäbelei ernst gemeint ist, in den meisten Fällen aber gilt sie einem Geldsack, einer Stellung oder dergl. In ähnlicher Weise wird dem Kontrapart die zweite Grundlage einer glücklichen Ehe, die „Bildung", vorgeschwindelt. Sie erwartet ihn mit einem französischen oder englischen Buche, in welchem sie scheinbar liest, von dem sie aber nicht einmal

den Titel versteht, oder sie sitzt am Klavier und spielt eins der wenigen Salonstücke, die sie leidlich herunterleiern kann, wohl dreißigmal nacheinander durch, bis er „endlich kommt.“ Freilich, er hat sich auch angestrengt, er hat nämlich soeben zwei Stunden lang in Webers Demokritos nach einigen Bonmots gesucht, die er gelegentlich ins Gespräch hineinwerfen will, um dadurch die Geliebte von seinem blendenden Witz vollends zu überzeugen. Außerdem hat er, seitdem er die Holde kürzlich mit einem Bande von Shakespeares Werken in englischer Sprache antraf, die Biographie dieses Dichters im Konversationslexikon durchgelesen und erscheint daher heute so geladen wie eine Leydener Flasche, der man sich nur mit dem Finger zu nähern braucht, um von allen Seiten die Funken herausprühen zu sehen. Das Fräulein braucht nur „Cheque“ oder „Shag“ oder „scheckig“ zu sagen, dann platzt er gleich heraus: „Es ist komisch, aber weißt du, an wen mich das Wort Cheque ꝛc. immer erinnert? — an Shakespeare. Er ist doch eigentlich der größte dramatische Dichter aller Zeiten. Und wenn man dann bedenkt, in was für einem Zeitalter er lebte. Er ist bekanntlich 1564 geboren, also vor mehr als dreihundert Jahren. Und dann seine Erziehung! Er war bekanntlich sehr unwissend und ziemlich roh. Er ist bekanntlich einmal wegen Wilderns verhaftet worden u. s. w., u. s. w., u. s. w.“ Denn nun ist er im Zug und erzählt mit innigem Stolz über die schlaue Einleitung die ganze Biographie Shakespeares bis an seinen seligen Tod. Natürlich wird die Darstellung reichlich gespickt mit „bekanntlich“ und „du weißt ja“, denn es klingt immer sehr gebildet, wenn man alles als bekannt voraussetzt. Und das

Fräulein fühlt ſich ſehr geſchmeichelt, einen ſo gelehrten Mann zu bekommen und beſchließt ſich zu revanchieren. Der Bruder beſitzt glücklicherweiſe Schloſſers Weltgeſchichte; hier wird der Abſchnitt über Richard III. durchſtudiert und bei dem nächſten Zuſammenſein führt das gnädige Fräulein das große Wort: „Wir ſprachen, weißt du, neulich von Shakeſpeare; weißt du, welches von ſeinen Dramen mir am beſten gefällt? — Richard III. Der hiſtoriſche Richard war ja allerdings ganz anders u. ſ. w.“ Das gnädige Fräulein hat nämlich, wie ich zu ihrer Entſchuldigung bemerken muß, das Stück gar nicht geleſen; aber den Abſchnitt im „Schloſſer“ hat ſie viermal durchſtudiert, und darum erfolgt nun die Biographie des „wirklichen,“ „hiſtoriſchen“ Richards III. in klarer und leichtfaßlicher Darſtellung.

Dieſes gegenſeitige Anſchwindeln, das unter Liebenden mit zum täglichen Brote gehört, hat oft die allertraurigſten Folgen. Man lebt ſich dadurch in eine Welt von Lug und Trug hinein, in der für ein Vertrauen, wie es unter Eheleuten herrſchen ſollte, kein Platz iſt. Fällt dann endlich die Maske, was ſpäteſtens einige Wochen nach der Hochzeit zu geſchehen pflegt, dann ſind beide überzeugt, von dem andern betrogen zu ſein. Denn daß man ſelbſt genau dasſelbe Spiel aufgeführt hat, fällt nicht in die Wagſchale; man weiß nur, daß man betrogen iſt, — ſie, daß ſie einen Bauern und er, daß er eine Gans geheiratet hat. Und dabei bleibt's!

* * *

Ich erwähnte ſoeben des Wortes bekanntlich, eines der herrlichſten Wörter der deutſchen Sprache. Beſonders iſt

es ein Lieblingsausdruck all derjenigen, die noch unter den Folgen des Bildungsschwindels leiden. Man schlägt nämlich durch Anwendung desselben stets zwei Fliegen mit einer Klappe, indem man zunächst dem Angeredeten die Liebenswürdigkeit erweist, alle möglichen Kenntnisse bei ihm vorauszusetzen, also „artig“, „gebildet“ auftritt, und ferner sich selbst auf eine zarte Weise das Zeugnis ausstellt, daß einem nichts unbekannt ist. Die meisten Menschen lassen sich dadurch düpieren; sie haben in der Schule an allem Möglichen herumgepfuscht und sind dadurch nach und nach der Ansicht geworden, daß es ungebildet ist, wenn man einmal etwas nicht weiß. Das was man bei uns als bekannt voraussetzt, könnte ja möglicherweise eine von den vielen vergessenen Schulkenntnissen sein, oder wenigstens etwas, das mit zur „allgemeinen Bildung“ gehört, und man würde sich also eine Blöße geben, wenn man gegen die Voraussetzung etwas einwendete. Man bestätigt sie also oder schweigt. Und doch müßte man von Rechts wegen jedem Schwätzer, der einem sagt: „Bekanntlich ist der Reichstagsabgeordnete Virchow am 13. Oktober 1821 zu Schivelbein geboren“ oder dergl., einfach antworten: „Nein, lieber Herr, ich schätze den Herrn Virchow sehr; aber wenn es Ihnen auch bekannt ist, wo und wann er geboren ist, so folgt daraus noch immer nicht, daß auch ich das wissen muß. Ja, ich will Ihnen sogar gestehen, daß mir diese Daten vollständig gleichgültig sind; — haben Sie Zeit und Lust, sich mit derlei Sachen zu beschäftigen, dann meinetwegen gern; ich habe es nicht.“ Dies ist solchen Maulhelden gegenüber ein sehr einfaches und, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, probates Mittel.

Die meisten Leute aber sind zu feige, um es anzuwenden, und es ist daher unglaublich, welche Zugeständnisse man ihnen durch jene Zauberformel abzwacken kann. Ich erprobte das einmal an einigen Lieutenants, mit welchen ich in einem Restaurant zusammengetroffen war. Der eine dieser Herren leistete ganz Ungeheures in gewagten Behauptungen, was zur Folge hatte, daß auch ich mich zur Aufstellung eines Paradoxons veranlaßt fühlte. Wir sprachen von den Kriegen zu Anfang dieses Jahrhunderts, und ich behauptete nun, daß Napoleon I. nichts weniger gewesen sei, als ein hervorragender Feldherr, im Gegenteil! er habe fast in jeder Schlacht die unbegreiflichsten taktischen Fehler gemacht, und wenn er dennoch gesiegt habe, so liege das ausschließlich an der guten Schulung seiner Soldaten. Ich bewieß diese Behauptung dadurch, daß ich sie als „längst bewiesen“ bezeichnete, erfand einige französische Bücher, die über diesen Gegenstand geschrieben sein sollten, warf mit einigen Namen nicht existierender militärischer Schriftsteller um mich, von welchen ich behauptete, daß ich ja nicht weiter auf die Resultate ihrer Forschungen einzugehen brauchte, „da dies alles den Herren ja von der Kadettenschule her bekannt sei“, und daß ihnen „bei dem regen wissenschaftlichen Streben, welches in unsern Offizierkreisen herrscht“, ja natürlich auch nicht das neueste Werk des weltberühmten Herrn Soundso über die Schlacht bei Dingsda entgangen sein könne . . ., kurz: es gelang mir nicht allein, den Herrn, der bis dahin das große Wort geführt hatte, vollständig mundtot zu machen, nein es wagte mir von den drei Zuhörern kein einziger Opposition zu machen; alle erklärten, die sämtlichen von mir citierten (aber nicht

existierenden) Werke zu kennen oder gar gelesen zu haben, und das Ende vom Liede war selbstverständlich, daß man die Richtigkeit meines Paradoxons vollständig anerkannte. — Solche Erfolge kann man selbst in ziemlich gebildeten Kreisen durch ein „bekanntlich“ und derartige Redensarten erzielen, und halbgebildete Leute kann man durch diese Formel meist zu den unglaublichsten Zugeständnissen hinreißen.

Und doch ist es durchaus nicht ungebildet, einmal etwas nicht zu wissen, und wenn es auch eine Elementarkenntnis wäre; im Gegenteil! es ist gerade ein sicheres Zeichen der Halbbildung, wenn man ein solches Defizit ängstlich zu verdecken strebt. Der wirklich Vollgebildete findet immer den Mut zu dem freimütigen Geständnis, daß ihm manches unbekannt geblieben ist; — nur der Bildungsschwindler wagt es nicht.

* * *

Doch wenden wir uns wieder unserm Liebespaare zu! Sie haben sich kürzlich verheiratet und sind also nun häuslich eingerichtet, natürlich nicht so bequem und solid, sondern so elegant, wie es die vorhandenen Geldmittel gestatteten. Und alles stilvoll! — der Mobilienhändler hat es gesagt, und der muß es ja wissen. An den Wänden hängen einige Öldruckbilder in unechten Goldrahmen, eine zierliche Schwebereole enthält einige Gedichtsammlungen, welche die junge Frau langweilig findet, und auf dem Tische liegen einige Prachtbände, in welchen „ganz wunderschöne Illustrationen sind“, kurz: alles macht einen sehr gebildeten Eindruck! In der Wohnstube, wohin indessen nur alte Freunde und

Freundinnen kommen, liegen ebenfalls einige Bücher umher; außerdem ist hier ein Klavier vorhanden, auf welchem freilich nicht gespielt wird. Denn sobald unsere jungen Damen sich verheiratet haben, pflegt es mit der Musik aus zu sein. Aber nachher, wenn erst die ... Pardon! ich vergaß, daß es ungebildet ist, in Gegenwart Neuvermählter von derartigen Aussichten zu reden!

Da die meisten Heiratsversprechungen gegeben werden, ohne daß sich die Betreffenden genauer kennen, und da die Verlobungszeit in gebildeten Familien höchstens ein Vierteljahr währen darf, haben junge Eheleute in der Regel ziemlich schiefe Vorstellungen von einander. Nach meiner Erfahrung sind es besonders die Männer, welche kurz nach der Hochzeit eine vollständige Metamorphose durchzumachen pflegen. Als Junggesellen sind wir nämlich durch den herrschenden Bildungsschwindel zu einer permanenten Heuchelei gezwungen. Bin ich in einer Gesellschaft mit einer Dame zusammen, die nicht so vernünftig gewesen ist, für andere Begleitung zu sorgen, muß ich Konstabler spielen und vielleicht mit ihr nach dem nördlichen Ende der Stadt gehen, obwohl ich im südlichen wohne. Ob die Dame mir gefällt oder nicht, ist gleichgültig! die famose Bildung verlangt, daß ich ihr meine Begleitung anbiete und mich nachher noch für „die Ehre" und „die angenehme Gesellschaft" bedanke. Oder sitze ich in einer Pferdebahn, wo alle Sitzplätze belegt sind, so muß ich, wenn eine Dame eintritt, ihr meinen Platz anbieten, obwohl ich vielleicht den ganzen Tag herumgelaufen bin und vor Müdigkeit in die Erde sinken möchte. Vielleicht kenne ich die Dame und weiß, daß sie ein ganz nichtsnutziges Ge-

schöpf ist, aber das hilft nichts; die Bildung fordert das Opfer. Und zu alledem muß ich eine zuckersüße Miene machen, als ob mir eine große Ehre erwiesen würde!

Während der Verlobung erreicht diese widerliche, im höchsten Grade unmännliche Galanterie natürlich ihren Höhepunkt. Wünscht meine Braut in die Oper zu fahren, dann muß ich mit, obwohl ich vielleicht von der Musik nicht das allergeringste verstehe und im voraus weiß, daß ich mich langweilen werde. Will sie eine Freundin besuchen, muß ich sie hinbegleiten und abholen, obwohl ich so in Anspruch genommen bin, daß ich mir deswegen zwei Stunden an dem mir ohnehin karg zugemessenen Schlafe abknappen muß. Ich weiß, daß meine Braut mich gern dispensieren würde, wenn ich sie darum bäte; aber das darf ich nicht, die unglückselige Bildung verbietet mir's. — — — Man kann es uns Männern wirklich nicht verdenken, wenn wir nachher in der Ehe von diesen Forderungen etwas abzudingen versuchen; vorausgesetzt, daß wir nicht so vernünftig gewesen sind, es schon während der Verlobung zu thun.

Bei der Kulturehe, die meistens auf Grund irgend welcher äußeren Vorteile abgeschlossen wird, ist letzteres allerdings durchweg unthunlich. Denn hier gilt es Liebe zu heucheln, damit der Kontrapart den wahren Sachverhalt nicht merke. Daher die Metamorphose nach der Hochzeit und das daraus resultierende Gefühl, betrogen zu sein.

Bei unsern jungen Neuvermählten ist die beiderseitige Enttäuschung noch um so größer, als auch die mühsam erschwindelte Bildung nicht mehr standhalten kann, und man macht daher, sobald keine Zuhörer vorhanden sind, aus der

gegenseitigen Unzufriedenheit durchaus kein Hehl. Anders freilich, wenn man in Gesellschaft ist! Dann muß in der widerlichsten Weise gelogen und geheuchelt werden, — bloß um den Schein aufrecht zu erhalten, daß man glücklich sei. Das Gegenteil wäre zu bäuerisch, zu ungebildet. Und doch giebt es kaum etwas Widerwärtigeres, als zwei Menschen, die sich Liebe heucheln und heucheln lassen — aus Feigheit.

* * *

Es ist überhaupt erstaunlich, welche Opfer sich ein Mensch auferlegen muß, um den Schein der Bildung zu erwerben und zu wahren, — wenigstens dann, wenn er weder einen Orden, noch einen Titel oder ein hohes Amt hat. Es genügt durchaus nicht, daß man sich gegen alle, mit denen man in Berührung kommt, als ein feingebildeter Mann beträgt, es genügt nicht, daß man auf allen Gebieten des Wissens zu Hause ist und an den zeitbewegenden Fragen regen Anteil nimmt, es genügt nicht, daß man der edelste und liebenswürdigste Mensch ist; — der Bildungsphilister verlangt mehr. Er fordert vor allen Dingen, daß man nie eine Ansicht vertrete, welche nicht mit der landläufigen übereinstimmt. Man versuche z. B. einmal, in einer Gesellschaft zu behaupten, daß man Michel Angelos „Moses" oder die Laokoongruppe oder Rubens' wollüstige Frauenzimmer nicht schön finde, — dann wird man sehen! Oder man gestehe, daß man Goethes „Iphigenia" oder seine „Leiden des jungen Werther" nicht lesen möge; die Folge wird sein, daß die ganze gebildete Gesellschaft in entrüstetem oder bedauerndem Tone ihre

Mißbilligung zum Ausdruck bringt. Wie oft ist beispielsweise nicht Johannes Scherr als roh und cynisch verschrieen worden, weil er in seiner Kulturgeschichte Anschauungen vertritt, die von denen des ehrbaren Spießbürgers abweichen? Und er ist doch Professor, hat also einen Titel und außerdem noch einen Namen, Dinge, wovor der gute deutsche Michel sonst einen höllischen Respekt hat.

Aber der moderne Bildungsschwindler verlangt nicht allein, daß man sich in seinen engen Ideenkreis hineinzwänge; man muß sich auch seiner Ausdrucksweise bedienen. Man darf nicht schwitzen, man muß „transpirieren", man trägt kein Vorhemd, sondern eine „Chemisette", man ist nicht satt, sondern „versorgt", nicht schläfrig, sondern „etwas müde" oder „abgespannt". Ja man muß ihm zuliebe gar lügen! Bin ich in einer Gesellschaft gewesen, wo man mich nur eingeladen hat, weil es an Tänzern fehlte, muß ich mich beim Abschiede doch für die Ehre bedanken und versichern, daß ich einen außerordentlich angenehmen Abend gehabt habe, und wenn ich auch vor Langerweile dem Einschlafen nahe gewesen bin. Und wenn mich jemand besucht, muß ich ihn bitten, recht bald wiederzukommen, und wenn ich ihn auch nach dem Blocksberge wünschte. Bediene ich mich dieser lügenhaften Phrasen nicht, dann bin ich ein ungebildeter, tölpelhafter Mensch.

Ich verkenne natürlich keineswegs, daß die Höflichkeit mit zu den guten Eigenschaften des Menschen gehört, aber nur so lange, als sie nicht mit der Wahrheit in Widerspruch gerät. Betritt sie erst diese Bahn, dann bedankt sich ein vernünftiger Mensch dafür. Außerdem ist es noch nicht er-

wiesen, daß es Höflichkeit ist, einen andern zu belügen, wie unsere ästhetisch gebildeten Bierphilister meinen. —

Nehmen wir an, daß ich es nach jahrelanger anstrengender Übung endlich soweit gebracht habe, all' diesen Forderungen zu genügen. Ich kann beschwören, daß nie ein Gedanke mein Hirn durchkreuzt, der nicht schon von Schiller, Goethe oder einer andern anerkannten Autorität sanktioniert und als Dogma veröffentlicht wäre; ich kann Phrasen drechseln wie der gewiegteste Roué, ohne mir das allergeringste dabei zu denken, ich kann die vielen gemeinen Wörter, an welchen unsere barbarische Sprache leider so reich ist, tadellos ins Französische übersetzen und mit größter Zungengeläufigkeit richtig aussprechen, kurz: ich glaube all' den Anforderungen, die an mich gestellt worden sind, vollständig genügt zu haben. Bin ich denn nun endlich würdig, in euren hehren Kreis aufgenommen zu werden, ihr Herren und Damen vom Bildungsschwindel? „Kannst du Karten spielen?" fragen die Herren. „Hast du den neuesten Roman von Ebers gelesen und das neue Stück von Schönthan gesehen?" fragen die Damen. „Nein, aber ich kenne „Homo sum", „Uarda" und „Die Frau Bürgermeisterin." — „Also nicht einmal sämtliche ägyptischen Romane von Ebers hast du gelesen, und dabei wagst du auf Bildung Anspruch zu machen?" — „„Aber ich habe „Homo sum" und „Uarda" langweilig gefunden, und da habe ich geglaubt, daß es nicht mit zur Bil . . . ."" — „Was? Der Mensch wagt es, Ebers zu kritisieren, Ebers, den die ganze gebildete Welt verehrt, — wagt es, Ebers langweilig zu finden, ohne sich auch nur auf eine einzige Autorität berufen zu können. Und

dabei meint er gebildet zu sein. Haut ihn! Hinaus mit ihm! So'n flegelhafter Mensch!"

„Diese verfluchte Gewohnheit, daß man das Denken nicht lassen kann! Was bleibt dir nun übrig," sage ich mir, „als fein demütiglich um Verzeihung zu bitten, und dich auf das Studium der Modeschriftsteller zu verlegen?" Ich gehe also eiligst zum Buchhändler. „Bitte, geben Sie mir alles, was Ebers, Spielhagen, Freytag, Baumbach, Heyse, Julius Wolff, Paul Lindau, Gregor Samarow und ähnliche moderne Schriftsteller geschrieben haben. Aber schnell; ich muß noch im Laufe der nächsten vier Wochen gebildet werden." Der Herr sieht mich verständnisinnig an und verspricht, gleich eine Wagenladung hinbefördern zu lassen. Noch an demselben Abend fängt das Studium an: „Hammer und Amboß", „Märchen und Schwänke", „Eine Frage", „Von der Landstraße", „Zwei Gefangene", „Herr und Frau Bewer", „Europäische Minen und Gegenminen", „Die verlorene Handschrift" u. s. w., u. s. w. Ich lese mit solcher Energie, daß ich schon nach einigen Tagen zu meiner Freude konstatieren kann, auch nicht ein Rudiment von einem selbständigen Gedanken mehr zu verspüren; in meinem Kopfe tummeln sich nur noch halbverrückte Professoren, liebesdurstige Ritter, katholische Pfaffen, evangelische Gouvernanten, versoffene Mönche und krummbeinige Itzigs. Noch drei Wochen weiter auf dieser Bahn und ich laufe in den Hafen der Bildung ein — Thalatta! Thalatta!

Ich bin, wie man sieht, ganz unverzeihlich dumm gewesen. Der Weg, den ich gegangen bin, hat allerdings nach Rom geführt, aber — über Stockholm. Am schnellsten er-

reicht man das Ziel, wenn man all' dieſe für die moderne Bildung unentbehrlichen Werke nicht ſelbſt lieſt, ſondern ſich den Inhalt derſelben von andern erzählen läßt. Es giebt ja eine genügende Anzahl von Lehrbüchern der Litteraturgeſchichte, welche gern dies Amt übernehmen, und bei neu erſcheinenden Werken bringen ja ſämtliche Zeitungen geiſtreiche Rezenſionen und gewöhnlich auch eine kurzgefaßte Inhaltsangabe, — letzteres allerdings nur, wenn der Herr Kritiker Zeit gefunden hat, das Buch zu leſen. Und beſonders war es eine grenzenloſe Dummheit, mir all' die Werke zu kaufen. Wozu haben wir denn die Leihbibliotheken, wo einem das geiſtige Futter à la carte für fünf bis zehn Pfennig die Portion verabreicht wird? Ein vernünftiger Deutſcher kauft an belletriſtiſchen Werken überhaupt nur das, was zur Zimmerausſtattung gehört. Mehr verlangt der Bildungsſchwindel ja nicht, und warum ſoll man ſein Geld wegwerfen?

* * *

Iſt man erſt in die Reihen der Gebildeten aufgenommen, dann fällt die Kunſt, ſich da zu behaupten, nicht ſonderlich ſchwer. Das einzige was dazu gehört, iſt eine große Portion Denkfaulheit, eine kleine Portion Mutterwitz und das unvermeidliche Geld. Beſonders letzteres bewährt ſich auch hier in ſeiner Eigenſchaft als nervus rerum. So iſt es z. B. notwendig, ſich recht oft einen neuen, feinen Anzug zu kaufen, wenn irgend möglich, à la mode de Paris. Denn die ſeit einigen Jahren aufgetauchte „Deutſche Mode" iſt ein Unding,

was ſchon aus der Bezeichnung „deutſche“ hervorgeht. Als ob aus Nazareth etwas Gutes kommen könnte!

Wir acceptieren alſo vorurteilsfrei die Pariſer. Daß die für Herren von einem der verkommenſten Roués, und die für Damen von der cyniſchen Maitreſſe irgend eines Raſtaquères erfunden iſt, wiſſen wir ja nicht, und wenn wir es auch wüßten, würde uns das nicht im geringſten aufregen. Dem Reinen iſt alles rein, und ſchön iſt ſie, die Pariſer Mode, das muß man ihr laſſen. Schon der Name übt einen ſo eigentümlichen Zauber aus, daß wir für die Hüte eines deutſchen Fabrikanten gern ein paar Mark mehr zahlen, wenn ſie nur in Paris mit der Etikette eines franzöſiſchen Händlers verſehen worden ſind.

Woraus erklärt ſich dieſe tyranniſche Herrſchaft der Mode? Nur daraus, daß die menſchliche Geſellſchaft gerade über ihre Dummheiten am ſorgfältigſten wacht. Sie fühlt inſtinktiv, daß jeder, der ſich gegen die Mode auflehnt, vernünftiger iſt als ſie, und das kann natürlich nicht geſtattet werden. Man verſuche einmal, einen Kalabreſer zu tragen, wenn der Cylinder modern iſt. Jeder wird zugeben, daß der weiche, breitkrempige Hut bequemer, billiger und kleidſamer iſt, als die „Angſtröhre“. „Aber welches Recht hat er,“ fragt die Geſellſchaft, „einen ſolchen Hut zu tragen, während wir uns dem Cylinder unterwerfen müſſen! Will er etwa zeigen, daß er ſich um uns nicht kümmert, wenn nur der Hut ſeinem eigenen Kopfe zuſagt? Das wäre unverſchämt! Oder will er etwa die Mode reformieren? Das wäre noch unverſchämter! Oder ſetzt er ſeinen Stolz darein, etwas vor uns voraus zu haben? Das wäre der Gipfelpunkt der Unverſchämtheit!“

Wie sich der Unglückliche auch drehen und wenden möge, er ist und bleibt ein unverschämter, frecher, ungebildeter Patron oder im günstigsten Falle ein — Narr.

Erinnert das nicht an die Athener, welche den Aristides verbannten, weil er tugendhafter war als sie? —

„Pariser Schnitt!“ ist also die Losung. Dazu englische Stoffe — oder für Damen französische —, Kopenhagener Handschuhe, einige Ringe mit böhmischen Edelsteinen, eine goldene Uhr aus Chaux-de-fonds, und unsere Bildung ist, soweit sie am äußern Menschen zur Erscheinung gelangt, über jeden Zweifel erhaben.

O du guter, biederer deutscher Michel!

* * *

Ferner muß man, um auf Bildung Anspruch erheben zu können, recht fleißig ins Theater gehen. Man darf kein Debüt, keine „Vorstellung für einen wohlthätigen Zweck,“ kein Gastspiel, kein Benefiz, keine Première versäumen, letzteres besonders dann nicht, wenn es sich um ein Stück von einem französischen Dramenmacher oder von einem anerkannten deutschen Dichter handelt. Natürlich verstehen unsere modernen Gebildeten vom Theater nur blitzwenig, und die Schauspieler lachen daher auch mit Recht über „das dumme Publikum“, welches klatscht, sobald sie nur einen Satz mit recht unnatürlichem Pathos aussprechen, und regelmäßig über den dümmsten Kalauer lacht, wenn er nur mit dem nötigen „Effekt“ vorgetragen wird. Das, was der Schauspieler „einen guten Abgang“ nennt, ist in neun von zehn Fällen weiter nichts,

als eine grobe Beleidigung des Zuschauers; aber all' die Bildungsschwindler, vom reichen Bankier im Parkett bis zur ästhetisch gebildeten Köchin auf der Gallerie, applaudieren aus Leibeskräften, während der Schauspieler hinter den Kulissen steht und sie auslacht. Denn er kennt seine Pappenheimer und weiß, daß er sie durch jede nicht gar zu kurze Replik zum Klatschen bringen kann, sobald er nur will. Er braucht nur jedes betonte Wort dreimal zu unterstreichen, jede Pointe mit gehobener Stimme zu sprechen und das Ganze in möglichst anspruchsvoller Weise mit Kunstpausen und scenischen Freimaurerzeichen auszustatten: das Haus wird dann vom Beifall erdröhnen. Ein wahrer Künstler läßt sich allerdings nicht leicht dazu herbei, eine Rolle „aufs Klatschen" zu spielen, wie man dies Verfahren im Theaterjargon nennt; denn er verschmäht es, um die Bewunderung der Dummen zu werben, und die wirklich Gebildeten durchschauen ja diese Kunstgriffe. Desto fleißiger thun es freilich die Größen vierten und fünften Ranges, denn sie wissen, daß von dem Publikum mindestens neun Zehntel auf den Schwindel hereinzufallen pflegen, und das genügt ihnen. Ihr ganzer Verkehr mit den Zuschauern besteht in einer Reihe von beleidigenden Zumutungen, die von seiten der Verhöhnten durch Beifallklatschen erwidert wird. Und dabei schwatzen die Leutchen über Theaterverhältnisse, gerade als ob sie etwas davon verständen.

Noch unglaublicher ist es, was die Bühnenschriftsteller, und speziell die Lustspieldichter, dem „verehrten" Publikum zu bieten wagen. Eine Handlung, die an die Leichtgläubigkeit der Zuhörer die ungeheuerlichsten Anforderungen stellt, eine

Charakterzeichnung, die aller Psychologie Hohn spricht, und ein Dialog, der sich ausschließlich auf der breiten Bahn der Banalität bewegt, sind heutzutage durchaus keine Seltenheiten mehr. Aber die hohen Herren und Damen vom Bildungsschwindel klatschen wie besessen, denn von der Psychologie verstehen sie nichts, Handlung und Charakterzeichnung können sie also nicht beurteilen, und die faden Kalauer erscheinen ihnen als geistreich, sobald nur der Verfasser einen berühmten Namen hat. Ich will zum Beweise meiner Behauptung nur auf ein Stück hinweisen, welches bei allen Aufführungen den großartigsten Erfolg erzielt hat und bereits an mehreren hervorragenden Bühnen Kassenstück geworden ist: auf den „Doktor Klaus" von Adolphe L'Arronge. Die Pointe des Stückes beruht darauf, daß ein verkommener, blasierter Aristokrat mit einem Schlage in einen durch und durch soliden, ehrbaren Landwirt verwandelt wird, — bloß weil er erfährt, daß sein Schwiegervater ruiniert ist. Jeder, der das Stück gesehen hat, wird mir zugeben, daß dies nicht allein unwahrscheinlich, sondern direkt undenkbar ist; — ein solcher Roué wird nicht so leicht bekehrt, und selbst die bitterste Not würde ihn höchstens dazu veranlassen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ebenso unwahr ist die Schilderung des Doktor Klaus; ein solcher Arzt würde sich bei seinen Klienten schon längst unmöglich gemacht haben. Und dann die vielen unsäglich matten Witze und läppischen Situationen! Man erinnere sich z. B. nur der Stelle, wo sich die Frau Doktor zum Ausfahren ankleidet, oder der Scene zwischen dem Diener und dem Bauern. Daß der Johann dem Herrn ins Geschäft pfuscht, und daß ein kranker Bauer ihn für den Doktor

hält, iſt wohl nicht allzu geiſtreich, ebenſo wenig, daß der Johann ihm ein Univerſal- oder, wie er ſagt, „Univerſitätsmittel“ geben will, dabei aber eine verkehrte Flaſche ergreift und dem Patienten einen Speiſelöffel voll Gift giebt. Und die Pointe, daß ein Bauer mehr vertragen kann „als das ſtärkſte Pferd“, iſt wohl ſo abgeſchmackt wie nur irgend möglich und obendrein gar nicht einmal neu. Aber ſobald der urplötzlich Geheilte wieder erſcheint und ſich bei Johann bedankt, klatſcht das Publikum wie beſeſſen und beweiſt damit, daß man ihm ſelbſt den größten Blödſinn ſervieren kann. Natürlich ſind dem feingebildeten Herrn L'Arronge alle dieſe Fehler ſehr wohl bekannt, aber er denkt ganz richtig: „Das Publikum will ſich im Theater amüſieren, lachen, folglich muß das Stück möglichſt viele Witze und komiſche Situationen enthalten. Dieſelben müſſen recht banal ſein, denn ſonſt verſtehen die banalen Zuſchauer ſie nicht. Eine wahrſcheinliche, intereſſante und belebte Handlung zu erfinden und die einzelnen Perſonen ſcharf und originell zu charakteriſieren, iſt ſchwer, aber Gott ſei Dank! auch nicht nötig. Man braucht nur die Ereigniſſe mit affenartiger Geſchwindigkeit auf einander folgen zu laſſen; dann hat das Publikum keine Zeit zum Nachdenken und ſieht infolge deſſen ſelbſt die gröbſten Fehler nicht. Sind oberdrein noch die Abgänge und Aktſchlüſſe derart, daß der Schauſpieler ſie „aufs Klatſchen“ geben kann, dann iſt buchſtäblich nichts unmöglich.“

Wie geſagt, haben die Bühnenſchriftſteller mit dieſem Räſonnement vollkommen recht, und es gehört alſo weniger Geiſt als Bühnenkenntnis dazu, um ein wirkſames Drama heiteren Genres zu ſchreiben. Wer mit Luſtſpielbichtern ver-

kehrt, wird darum auch bemerkt haben, daß sie unter sich nie darüber sprechen, ob ein Stück geistvoll ist; ihre erste Frage ist immer: „Ist es gut gemacht? Sind gute Figuren darin? Sind die Witze und Aktschlüsse wirksam? Ist genug Handlung darin?“ Unter „gut gemacht“ verstehen sie aber einzig und allein, daß das Erscheinen und Verschwinden der Personen auf der Bühne ungezwungen vor sich geht, daß Monologe vermieden sind und dergleichen Äußerlichkeiten mehr, und „gute Figuren“ werden diejenigen genannt, die das Publikum zum Lachen reizen und nicht allzu lebhaft an diejenigen anderer bekannten Stücke erinnern. Ist diesen Forderungen genügt, dann verträgt das Publikum selbst den haarsträubendsten Blödsinn, die frechsten Zumutungen. Man sehe sich nur einmal die Lustspiele an, die in den letzten Jahren auf unseren Bühnen Glück gemacht haben. Die meisten beleidigen den Zuschauer in jeder Scene.

Natürlich giebt es auch bessere und sogar hervorragende Stücke; aber dieselben sind außerordentlich dünn gesäet. Von den dreißig bis vierzig neuen Lustspielen, die ich in der letzten Saison teils an einer unserer hervorragendsten Bühnen gesehen, teils gelesen habe, möchte ich nur ein einziges als wirklich gediegen bezeichnen: den „Probepfeil“ von Oskar Blumenthal.

Beim ernsten Schauspiel und bei der Tragödie ist es in der Regel wenig anders. Die Prinzipien, nach welchen der Dichter hier arbeitet, sind von den obigen so wenig verschieden, daß man meistens für „Witz“ nur „Phrasen“ und für „komische“ „packende“ Situationen zu setzen braucht. Besonders gilt das von den Dramen, welche in fünffüßigen

Jamben geschrieben sind und also dem „dichterischen Schwunge“ — d. h. der Phrase — ein weiteres Gebiet eröffnen, als die in Prosa abgefaßten. Doch muß andererseits auch zugegeben werden, daß wir gerade auf dem Gebiete der Tragödie jetzt einige ganz hervorragende Kräfte haben, die, wie z. B. Arthur Fitger, auch nicht im entferntesten auf die Dummheit des Publikums spekulieren, sondern sich lieber der Gefahr aussetzen, von unseren sogenannten Gebildeten verhöhnt und verfolgt zu werden. Herr Fitger würde sicherlich darüber recht interessante Mitteilungen machen können.

Aber abgesehen von diesen wenigen rühmlichen Ausnahmen, ist unsere neuere dramatische Dichtung den Bildungsschwindlern vollständig „auf den Leib gearbeitet“, und sie genießen dieselbe daher mit dem wohlthuenden Bewußtsein, daß geistige Verdauungsbeschwerden nicht zu befürchten sind.

Darum nennen sie das Theater eine nationale Bildungsanstalt und jeden, der es nicht regelmäßig besucht, einen Ungebildeten, einen Menschen, der für edlere (?) Genüsse keinen Sinn hat.

* * *

Noch drolliger ist die Stellung, welche diese Leute zu der Oper einnehmen. Zunächst lassen sie sich mit der größten Naivität einbilden, daß es hier nicht auf den Text, sondern lediglich auf die Musik ankomme. Fragt man sie aber, warum denn der Text Nebensache sei, so antworten sie ohne eine Miene zu verziehen: „Weil die Musik die Hauptsache ist.“ Ist das nicht gerade, wie wenn ich behauptete, daß es morgen schlechtes Wetter sein wird, und die Frage nach dem Warum

durch die geistreiche Antwort erledigte: „Weil es nicht gutes Wetter sein wird!“

Nein, der Grund liegt tiefer! Die Sache ist nämlich die, daß nicht allein hervorragende dichterische, sondern auch musikalische Begabung dazu gehört, um einen guten Operntext zu schreiben, und daß diese beiden Eigenschaften nicht gar zu oft in einer Person vereinigt sind. Außerdem läßt sich ein bedeutender Dichter nicht leicht dazu herbei, als Librettist zu fungieren, denn er weiß, daß man in Deutschland bei Opern nur nach dem Komponisten zu fragen pflegt, nicht aber nach dem Verfasser des Textes. Ein wirklich hervorragender Geist aber ist zu stolz, um sich solche dumme Rücksichtslosigkeit gefallen zu lassen, und es bleibt dem Komponisten daher nichts weiter übrig, als zu Leuten seine Zuflucht zu nehmen, die statt des Pegasus eine Milchkuh reiten, oder auch seine Texte selbst zu schreiben.

Letzteres hat z. B. Richard Wagner gethan, der überhaupt möglichst wenig an die Dummheit seiner Zuhörer zu appellieren pflegte. Aber das ist eine Ausnahme; die meisten Komponisten lassen sich von irgend einer obskuren Größe einen Text fabrizieren und bestärken dann das Publikum in der Ansicht, daß es bei einer Oper auf das Libretto nicht ankomme; — die Musik sei das allein Maßgebende. Und der gute Michel plappert es natürlich nach.

Er geht also in die Oper, um Musik zu hören. Dieselbe muß natürlich, möglichst leicht sein, denn sonst versteht er sie nicht, und Suppé, Offenbach, Millöcker, sowie überhaupt alle, welche die Walzermusik kultivieren, sind daher seine Lieblinge. Selbst ein Genie wie Richard Wagner würde von

unsern Bildungsphilistern schwerlich anerkannt worden sein, wenn nicht die Ausstattung seiner Opern gewöhnlich eine so glänzende gewesen wäre. Aber wenn einige Dutzend geharnischte Ritter oder gar ein Pferd auf die Bühne kommt, dann denken unsere „Gebildeten" gar nicht daran, ob die Musik leicht oder schwierig sei, ihr ganzes Sinnen beschäftigt sich jetzt mit der Ergründung der Frage, ob sich wohl die Ritter totschlagen, oder ob das Pferd scheuen wird. Und solch' eine kleine Aufregung entschädigt ja vollständig für ein paar langweilige Stunden.

„Leicht verdauliche Musik und brillante Ausstattung!" ist also die Losung. Genügt eine Oper nur diesen Anforderungen, dann ist jeder Blödsinn geheiligt. Dann kann der Liebhaber zehn Minuten lang in Ausfallstellung mit vorgestreckten Armen stehen und der Geliebten in allen Tonlagen zuwinseln: „Komm an mein Herz! Komm an, komm an, komm an mein Herz! Komm an mein Herz, mein Herz, mein Herz! Komm an mein Herz, mein Herz u. s. w.", während die Schöne ganz gelassen den Schluß dieser Apostrophe abwartet, weil eine frühere Erfüllung des Wunsches den Liebhaber im kunstgerechten Atmen stören würde.

Wie wenig unser Publikum größtenteils von der Musik versteht, zeigt sich am deutlichsten bei Instrumentalkonzerten, weil da die Musik ohne die Zuthat der menschlichen Rede und der szenischen Dekoration auftritt. Man sehe sich z. B. einmal die Zuhörerreihen in einem Rubinstein'schen oder Bülow'schen Konzerte an. Sie sitzen in höchst andachtsvoller Haltung da — das Gegenteil wäre ja zu ungebildet! — aber die meisten tragen auf dem Gesichte die deutlichsten Spuren

einer unbesiegbaren Langeweile. Dann und wann sucht einer in möglichst verstohlener Weise zu gähnen, indem er graziös die Hand oder das Taschentuch vor den Mund hält, um gleich darauf der Nachbarin zuzuflüstern: „Ausgezeichnet!“ — „Ja, wirklich ausgezeichnet!“ antwortet sie und gähnt ebenfalls, worauf beide in ihre gewöhnliche Lethargie zurücksinken. Erst bei den Schlußakkorden erwachen sie, um durch kräftiges Klatschen ihr Kunstverständnis und ihre höhere Bildung zu beweisen.

Gesteht man aber solchen Leuten, daß man nicht in die Oper oder in Konzerte gehen mag, weil man die Musik nicht genügend versteht und also keinen Genuß davon hat, dann sind sie ganz erstaunt und nennen einen nicht etwa einen vernünftigen, sondern einen ungebildeten, prosaischen Menschen, der ganz im Materiellen aufgeht.

* * *

Doch machen wir wieder eine Visite bei dem jungen Ehepaar, welches wir kürzlich in den Flitterwochen verließen. Sie haben bereits während der Brautzeit und bei der Einrichtung ihrer Häuslichkeit dokumentiert, daß sie zu den Gebildeten gehören; ihre Aufgabe besteht jetzt also lediglich darin, sich auf der mühsam erklommenen Höhe zu behaupten. Zu dem Zwecke tragen sie stets Kleider der modernsten Form und Farbe, besuchen fleißig das Theater, wo sie klatschen, wenn die andern klatschen, und die Konzerte, wo sie sich ebenso andächtig gebärden, wie alle andern. Aber das genügt noch nicht! Dem Menschen steckt nämlich die Herdenviehnatur

noch so sehr im Blute, daß er sich auf die Dauer im engen Freundeskreis oder in der Familie nicht wohl fühlt; er muß dann und wann eine *größere* Anzahl seinesgleichen um sich versammelt sehen. Theater, Konzerte und Gottesdienst reichen dazu nicht aus; außerdem erfüllen sie nicht den andern Zweck jener Zusammenkünfte, der für viele Teilnehmer die Hauptsache ist. Infolge unserer zimperlichen Ansichten über den Verkehr der beiden Geschlechter untereinander wird es nämlich den jungen heiratsfähigen Leuten schwer, die für eine passende Wahl erforderlichen Bekanntschaften zu machen. Diese zu vermitteln ist daher ein zweiter wesentlicher Zweck all derjenigen Zusammenkünfte, welche wir Bälle, Gesellschaften, Kränzchen u. s. w. nennen, ein Zweck übrigens, gegen dessen Berechtigung sich unter den heutigen Verhältnissen nicht das geringste einwenden läßt. Im Gegenteil! böte sich nicht auf diese Weise den jungen Leuten Gelegenheit dar, einander näher kennen zu lernen, würden die Ehen unter Verwandten immer mehr überhand nehmen, und die Zuchtwahl würde also noch weniger zu ihrem Rechte kommen als jetzt. Aus diesem Grunde läßt sich auch nichts Wesentliches dagegen einwenden, daß die Gesellschaft ihren Gliedern indirekt den *Zwang* auferlegt, abwechselnd solche Zusammenkünfte zu veranstalten und denjenigen, der es nicht thun kann oder mag, durch die Behauptung, daß es mit zum guten Ton, zur Bildung gehöre, aus ihren Kreisen hinausweist.

Was die Bälle u. s. w. in meinen Augen hassenswert macht, ist darum auch etwas ganz anderes. Sehen wir nur einmal unser Ehepaar an, wenn es sich zum Empfange einer größeren Gesellschaft rüstet! Dieses krankhafte Bestreben,

alles beſſer und glänzender erſcheinen zu laſſen, als es iſt! Der eiſerne Kronleuchter wird neu vergoldet oder wenigſtens bronziert, die Löffel aus Britanniametall werden unterſucht, ob auch an einigen die Verſilberung ſchon abgeſcheuert ſei, die Stühle und Sofas werden ſorgfältig ſo plaziert, daß ſie die Löcher in der Tapete verdecken, und ſelbſt im Toilettenzimmer beweiſen die Puderſchachteln und eine Unzahl Fläſchchen mit ätheriſchen Ölen u. ſ. w., daß der ſorgſamen Hausfrau bekannt iſt, was in den gebildeten Kreiſen zum Arrangement eines Balles gehört. Man weiß ja auch, daß ſo und ſo viele Augen nach irgend einem Verſtoß wider den guten Geſchmack oder wider die höhere Bildung herumſpähen und ſich glücklich ſchätzen werden, wenn ſie endlich irgend etwas entdeckt haben. Beſonders pflegen die Speiſen und Getränke kritiſiert zu werden, und es genügt darum nicht, für eine tüchtige Kochfrau zu ſorgen; auch auf die Auswahl der verſchiedenen Gänge muß die allergrößte Sorgfalt verwendet werden. Denn wehe demjenigen, der nichts Neues zu bieten vermag, und wehe gleichfalls dem Kühnen, der allzuweit von dem Gewohnten abzuweichen wagt! Die nicht befriedigten Zungen werden ſich gründlich rächen.

Oder man ſehe ſich einmal in der Geſellſchaft um! Die Geſpräche, die da geführt werden, ſind faſt ausnahmslos ſo entſetzlich fade, ſo jämmerlich geiſtesarm, daß es einem wirklich gebildeten Menſchen unmöglich iſt, daran teilzunehmen, — nicht etwa allein, weil er ſolch inhaltloſes Zeug nicht ſprechen *mag*, ſondern auch weil er es nicht *kann*. Es gehört nämlich eine ganz beſondere Übung dazu, ſechs bis acht Stunden lang nichts als Dummheiten und Phraſen zu

ſagen und ſich doch intereſſiert zu zeigen. Aber wehe demjenigen, der ein gedankenreiches Geſpräch anfangen wollte; die ganze Geſellſchaft würde ſofort fühlen, daß er nicht in ihre phosphorarme Mitte gehört, und er würde als „Ungebildeter“ ausgeſchieden werden. Es giebt thatſächlich nichts, das auf einem feinen Balle ſo verpönt wäre, als eigene Gedanken zu haben. Ein Schurke, der ſeine Kräfte in Venus' und Bacchus' Dienſten vergeudet hat und jetzt Kinder erzeugt, die ſchon von der Geburt an unter den Folgen ſeiner Ausſchweifungen leiden, iſt „präſentabel“, aber ein Menſch, der nicht Phraſen drechſeln kann, — nicht.

Beſonders den Damen gegenüber iſt dies abſolut notwendig. Ihr geſunder Menſchenverſtand iſt infolge der kümmerlichen Erziehung, die ſie genoſſen haben, dermaßen geſchwächt, daß der größte Phraſenheld ihnen am meiſten imponiert, während ein aufrichtiger, ehrlicher Menſch als „kein feiner Mann“ bezeichnet wird. Die Folge iſt natürlich, daß die lieben Damen belogen und betrogen werden, wo ſich nur eine Gelegenheit darbietet; denn die widerſinnige Galanterie, welche unſere Kavaliere ſelbſt *den* Damen gegenüber beobachten, die ihnen vollſtändig unbekannt oder gar unſympathiſch ſind, iſt weiter nichts als eine geſellſchaftlich ſanktionierte Lüge. Die meiſten Frauen wiſſen das natürlich ganz genau, aber „es gehört eben zur Bildung“.

Wie weit dieſe Galanterie getrieben wird, davon nur ein paar Beiſpiele! Wenn die Dame einem Kavalier „die Ehre eines Tanzes“ gewährt hat, trägt er ſeinen Namen an der betreffenden Stelle in ihre Tanzkarte ein, ſo daß ſie immer kontrollieren kann, einerſeits, welche Tänze ſie

noch frei hat, und andererseits, wer ihr Kavalier ist. Nun wäre es doch — sofern man den Damen nicht eine größere Gedächtnisschwäche zutraut als den Herren — weiter nichts als in der Ordnung, daß auch sie ihren Namen auf seine Tanzkarte schriebe, oder ihm wenigstens gestattete, dies selbst zu thun. Aber nein, das wäre ja empörend, ihm muß die Gewährung eines Tanzes eine so unfaßbare Ehre sein, daß er sein Leben lang nicht vergißt, wer ihm den zweiten Walzer oder die erste Polka u. s. w. zugesagt hat. Könnte er das jemals vergessen, verdiente er ja nicht, daß man ihn ansähe. — Aber das gnädige Fräulein kann sich beruhigen, er vergißt es nicht; denn sobald er hinter eine Portiere schlüpfen oder sich in einer Nische verstecken kann, — notiert er es sich doch. Aber wehe, wenn die Damen das sähen!

Noch unsinniger und verlogener ist die Sitte, daß auf Bällen nur der Herr der Dame, nicht aber diese dem Herrn vorgestellt wird. Geht man dabei vielleicht von der Annahme aus, daß es ihm gleichgültig sein muß, mit wem er tanzt? Durchaus nicht, aber es ist galant, wenn man sich den Anschein giebt, als ob man die vielbewunderte Königin der Saison schon kenne. Würde man die Dame vorstellen, dann würde man ihr ja damit zu verstehen geben, daß sie sich in Männerkreisen keiner oder doch nur geringer Berühmtheit erfreut. — Unsere jungen Damen glauben nämlich nicht mit Schiller, daß die beste Frau diejenige sei, von der man am wenigsten spricht.

Selbstverständlich hat uns aber der Herr, welcher die Vorstellung übernommen hat, schon vorher den Namen der betreffenden Schönheit zugeflüstert.

[illegible]eigen. Aber wehe

Ich haſſe wie geſagt ſolche Verlo[illegible] anfangen wol[illegible] beſonders auch deshalb, weil ſie ſich als ein [illegible] daß er nicht [illegible] Bildung ausgiebt. Gewiß ſoll der Mann [illegible]ürde als „Un[illegible] über ritterlich ſein, denn ſie iſt der ſchwächlich nichts [illegible] bedarf daher oft ſeines Schutzes; aber er ſ[illegible] als eigene [illegible] belügen. Dazu ſollte ihm die Frau zu hoch ſt[illegible]kräfte in [illegible] andererſeits ſollte ſie ſich ſelbſt niemals ſo weit er[illegible] Kinder [illegible] daß ſie an ſolchen Phraſen Gefallen findet oder [illegible] Folgen [illegible] Mann zum Lügen zwingt. Denn das iſt nicht ein [illegible]r ein [illegible] der Bildung, ſondern der geiſtigen Verwahrloſung.

* * *

[illegible] not[illegible] [illegible] der

Aber ſelbſt wenn unſer Ehepaar ſich ſtets na[illegible] maßen [illegible] Mode kleidet, gefliſſentlich jedes ſelbſtändige Denken [illegible]iſten meidet, fleißig ins Theater und in Konzerte geht und [illegible] mäßig ſeinen Ball veranſtaltet, ſo iſt damit dem Bildung[illegible] ſchwindel doch noch immer nicht genügt. Er fordert z. [illegible] auch, daß man jeden Sommer eine Reiſe mache, wo mögli[illegible] ins Bad. Wir haben es nämlich ſchon glücklich ſo weit ge[illegible] bracht, daß es wenigſtens bei unſern Damen für moder[illegible] gilt — krank zu ſein. „Eine Frau, die niemals Migräne hat, — beſten Dank!“ ſagte mir einmal ein Lieutenant, und er hatte von ſeinem Standpunkte aus ganz recht. Denn was ſollte er in Offizierskreiſen, wo der Bildungsſchwindel am üppigſten zu wuchern pflegt, mit einer Frau anfangen, deren bäueriſche Geſundheit ſelbſt eine Migräne ausſchließt? Sie wäre einfach unmöglich.

Die Lieblingskrankheit unſerer Damen nennt ſich Nervoſität. Man frage nur bei den Frauen ſeiner Bekanntſchaft

— besonders unter den verheirateten wird man kaum [illegible]e finden, die nicht nervös wäre. Selbst eine Wäscherin, [illegible]e ihre 200 Pfund wiegt und vor Gesundheit strotzt, behauptet es zu sein. Woher stammt diese allgemeine Nachfrage nach Nervosität? Offenbar daher, daß schwache Nerven als das Merkmal eines intensiven Gefühls gelten, und daß dieses letztere immer moderner wird, je seltener es vorkommt. Es gehört zum guten Ton, zur Bildung, daß man zusammenschrickt, wenn ein Wagen vorbeifährt, eine Lokomotive pfeift, oder die Kirchenglocken läuten, und die meisten Damen bringen es durch Übung darin so weit, daß sie schließlich selbst glauben, nervös zu sein.

Um nun auch andern diese Überzeugung beizubringen, muß etwas „zur Beruhigung der Nerven“ gethan werden. Das zweckmäßigste ist eine Reise ins Bad, besonders auch weil die Anwendung dieses Mittels noch andere Annehmlichkeiten mit sich bringt. Natürlich muß es ein möglichst feiner, d. h. teurer Badeort sein, denn je mehr Geld man für derartige Zwecke ausgeben kann, desto gebildeter ist man. Aus diesem Grunde steht auch ein einfacher Landaufenthalt bei unsern Bildungsschwindlern sehr niedrig im Kurse; das einzige, was eine Badereise noch ersetzen könnte, wäre eine Reise nach Paris oder Italien. Aber die hat man oft schon in der Jugend gemacht.

Italien ist allerdings seit einigen Dezennien etwas in Verruf gekommen, weil unsere Philister dort Gefahr laufen, ihre guten Sitten durch die schlechte Gesellschaft der vielen Maler und Bildhauer — welche ja nach modernen Begriffen professionelle Bummler sind — verderben zu sehen;

Paris hingegen ist für uns Deutsche noch immer der Mittelpunkt aller Zivilisation, der Ort, wo man in sechs Wochen zur höchsten Stufe der Bildung emporklimmt. August Strindberg hat leider nur allzu recht, wenn er ironisch ausruft: „Meine Augen haben deine Herrlichkeit gesehen, schmutziges Oktober-Paris. Ich habe die letzte Hand an meine mustergültige Erziehung gelegt, denn ich habe deine Ölgemälde gesehen, Louvre, und ich habe mich angestellt, als ob ich hintenüber fiele vor der Venus von Milo! Meine Ehre ist gerettet, denn ich habe mich gelangweilt im Théâtre français; ich kann der gebildeten Menschheit meine behandschuhte Rechte darbieten, denn ich habe Madame Judic als Schöne Helena gesehen! Meine angezweifelte Tugend ist nunmehr unbisputabel, seitdem ich auf dem Bal Bullier getanzt und die Strumpfbänder der Studentenmätressen bewundert habe. Mein Ruhm als Gelehrter ist begründet, denn ich habe in der Bibliothèque Sainte Geneviève eine halbe Stunde lang nach einem nicht vorhandenen gotischen Missale gefragt."

Strindberg ist allerdings Schwede; aber er würde kaum anders geschrieben haben, wenn er Deutscher gewesen wäre. —

Bekanntlich macht aber nicht allein eine Bade- oder Pariserreise selig, sondern auch — der Glaube, und in diesem Falle fügt es sich obendrein noch so günstig, daß es durchaus nicht auf den eigenen Glauben, sondern nur auf denjenigen anderer Leute ankommt. Es genügt also vollständig, wenn man auf einige Wochen nach Kyritz oder Pyritz zu Verwandten reist, und nachher dem gebildeten Umgang glauben

macht, daß man in Karlsbad oder Baden-Baden gewesen sei. Zur größeren Sicherstellung kann man auch noch seine Korrespondenz dahin adressieren lassen; nur muß man dann das dortige Postamt benachrichtigen, daß „etwa eingehende Briefe mit der Adresse N. N., Karlsbad, Hotel Königsvilla nach Pyritz ‚nachzusenden' sind." Bei unserm trefflich organisierten Postwesen kann man das ruhig wagen, und die Bekannten sind dann vollständig überzeugt. Nur muß man außerdem noch, um die Sache nicht nachher durch falsche Antworten auf teilnehmende Fragen zu verderben, die betreffende Partie im Bädeker oder lieber noch in einem „Führer für Karlsbad und Umgegend" durchstudieren und sich einige photographische Ansichten daher verschreiben. Sehr vorsichtige Leute pflegen überdies in solchen Fällen noch eine Karlsbader Zeitung zu halten, damit sie wissen, was sich dort ereignet hat, während sie in Pyritz lebten. Aber das ist eine ganz überflüssige Maßregel.

Noch schlauer sind diejenigen, welche die Reise auf ihr Zimmer beschränken. Man macht dann Abschiedsvisiten, klebt auf seine Thür einen Zettel mit der Anzeige, daß man nach Karlsbad verreist sei, und schließt sich auf einige Wochen ein. Indessen ist diese Methode minder beliebt, offenbar weil der Stubenarrest mit verschiedenen Unannehmlichkeiten verbunden ist, und außerdem läßt sie sich nur da mit Erfolg anwenden, wo keine lärmenden Kinder den Thüranschlag in unliebsamer Weise illustrieren. Dagegen sind solche Zimmerreisen beispielsweise bei Putzmacherinnen u. dergl. sehr beliebt, weil das Renommee fordert, daß sie viermal im Jahre die Saisonmoden in Paris studieren, und sich die Reise dorthin

ja nicht billiger und bequemer machen läßt. Nach vierzehntägiger Haft annoncieren sie dann: „Soeben aus Paris zurückgekehrt, empfehle ich u. s. w.," und die Kunden laufen ihnen die Thür ein.

Wie man sieht, macht nicht allein die Not, sondern auch der Bildungsschwindel erfinderisch. — Aber unsere Eheleute bedienen sich natürlich solcher Kniffe nicht, sie reisen wirklich ins Bad, — Gott bewahre! man wird den Leuten doch nichts vorlügen. Und außerdem haben sie vor fünf Jahren einmal allen ihren Bekannten Briefe zugeschickt, die wirklich und wahrhaftig den Poststempel Teplitz trugen und mit einer veritablen österreichischen Briefmarke versehen waren.

* * *

Aber selbst wenn unsere Eheleute ihre eigene Person vollständig in den Dienst des Bildungsschwindels stellen: nicht das geringste thun, ohne nach seiner Losung zu fragen und nichts unterlassen, was er gebietet, so haben sie dem Unersättlichen damit doch noch immer nicht genügt. Er verlangt sogar, daß sie ihm ihre Kinder opfern! —

Gewöhnlich können dieselben weder lesen noch schreiben, bevor sie mit etwas anfangen müssen, wofür unsere Sprache den harmlos klingenden Namen Tonleiter erfunden hat. Diese giebt es aufwärts und abwärts, in Dur und Moll, mit Kreuzen und b-en, mit einer Hand und mit zwei Händen, chromatisch und diatonisch und Gott mag wissen, in welcher Form sonst noch. Außerdem existiert etwas Ähnliches unter der Bezeichnung Fingerübungen und etwas kaum minder Schreckliches unter dem lieblichen Namen Etüden.

Es überkommt einen ein ganz eigentümliches Gefühl, wenn man so recht andächtig bei der Arbeit sitzt, und plötzlich im Nebenzimmer solch eine Etüde beginnt, um im Laufe der nächsten Stunde zwanzig- bis dreißigmal wiederholt zu werden. Nach zehn Minuten weiß man ganz genau all' die Fehler, die das liebe Fräulein zu machen pflegt, und man wartet fortan mit einem gewissen Grauen und doch zugleich mit der schüchternen Hoffnung, daß sie es diesmal besser machen möchte, nur auf den Mark und Bein durchdringenden Akkord, in welchem sie statt dis regelmäßig d greift, oder auf den Lauf, wo sie konsequent bei cis stockt und von vorn anfängt. Man möchte die Thür aufreißen und hineinrufen: „Dis, Fräulein, dis; der Dominantenakkord in E-Dur heißt h, dis, fis, a!“ Aber die nervöse Frau Mama würde das natürlich sehr übelnehmen, denn sie hat den Mißton nicht bemerkt, obwohl sie sehr für Musik schwärmt und niemals auf einem Konzerte fehlt.

Ich bin nicht so boshaft, meinen Feinden Böses zu wünschen — zumal da es doch keinen Zweck hat —, aber wenn ich es wäre, und wenn ich ihr Schicksal in meiner Hand hätte, dann müßten sie samt und sonders Klavierlehrer werden. Sie würden dann täglich stundenlang das jämmerlichste Gehack anhören müssen und außerdem fortwährend das stolze Bewußtsein haben, daß man sie lieber neunmal gehen als einmal kommen sieht. Oder hat jemand einen Klavierschüler gekannt, dem es leid gethan hätte, wenn der Lehrer die Stunde absagte? Ich nicht.

Im Gegenteil! die meisten Kinder betrachten das Spielen als eine Tortur. Der Grund liegt offenbar darin, daß sie

in der Regel keine oder auch nur geringe Anlagen dafür haben, und daß ihnen darum die Fortschritte als zu langsam erscheinen. Ein Kind will jede Stunde mit dem Gefühle beschließen, daß es etwas gelernt hat; sonst erlahmt das Streben bald. Beim Klavierspielen kommt es aber in den ersten Jahren hauptsächlich auf die Übung der technischen Fähigkeit an, deren allmähliches Wachstum vom Spieler selbst kaum kontrolliert werden kann, wenigstens nicht von Stunde zu Stunde oder von Woche zu Woche. Nur hervorragende Talente machen hiervon eine Ausnahme, denn sie haben sich über die technischen Schwierigkeiten bald hinweggesetzt. Normal oder mäßig beanlagte Kinder aber müssen fast immer zum Üben gedrängt werden.

Ein solcher Zwang ließe sich nur dann entschuldigen, wenn das Klavierspiel für den Menschen von hervorragendem Nutzen wäre, wie etwa das Lesen, Schreiben oder Rechnen. Aber das ist keineswegs der Fall; das Pianoforte ist vielmehr für die allermeisten Familien der reinste Luxusartikel, und, was das schlimmste an der Sache ist, ein Luxusartikel, durch den man sich und andern Leuten weit häufiger Kopfschmerzen als Vergnügen bereitet. Denn von zwanzig Spielern bringt es höchstens einer so weit, daß seine Produktionen ihren Zweck zu erfüllen vermögen, und selbst in diesem Falle ist es fraglich, ob er nicht seine Zeit hätte besser anwenden können.

Aber das sehen unsere Bildungsphilister nicht ein! Es gehört nun einmal mit zum guten Ton, daß in jeder Familie geklimpert wird, und infolgedessen müssen die armen Kinder, selbst wenn sie nicht eine Spur von Talent haben, frühzeitig dazu „angehalten“ werden, — im günstigsten Falle

eine halbe Stunde täglich, häufig aber auch zwei bis drei Stunden. Da ſitzen denn die Bedauernswerten mit vorgeſchobenen Schultern und eingeklemmter Bruſt und hämmern in dumpfer Reſignation darauf los, bis endlich der erlöſende Glockenſchlag ertönt. Wie viel Schönes und Nützliches ließe ſich nicht in dieſer Zeit erlernen, oder wie viel ließe ſich ſtatt deſſen nicht für die körperliche Ausbildung thun, die heutzutage beſonders bei Stadtkindern in der unverzeihlichſten Weiſe vernachläſſigt wird?

Aber die armen Opfer der Klavierſeuche rächen ſich. Sobald ſie der elterlichen Zucht entwachſen ſind, pflegen ſie für gewöhnlich keine Taſte anzurühren; nur bei beſonders feierlichen Angelegenheiten wird ein leichtes Salonſtück mühſam hergeleiert. Und wenn ſich die jungen Leute nun gar verheiraten, iſt es mit der Klimperei erſt recht zu Ende. „Und wir haben doch ſo viel Geld für Stunden und Noten ausgegeben!“ ſeufzt die Mama.

Aber die Tochter freut ſich, daß ſie nun nicht mehr zum Üben gezwungen werden kann, was ſie freilich nicht abhält, nach wenigen Jahren die eigenen Kinder genau in derſelben Weiſe zu quälen. „Denn es gehört mit zur Bildung!“

* * *

Feine Garderobe, Vergnügungen, Reiſen und Klavierſeuche koſten aber Geld, unter Umſtänden ſogar recht viel Geld. Daher iſt es dem Armen auch niemals möglich, von den mittleren und höheren Kreiſen als Gebildeter anerkannt zu werden; nur innerhalb ſeiner eigenen Sphäre, wo der

Bildungsschwindel nicht so große Opfer fordert, vermag er sich unter Umständen diesen Namen zu erringen. — Lacht einem doch jeder reiche Hohlkopf ins Gesicht, wenn man einmal einen Dorfschullehrer als gebildet bezeichnet!

Geld ist also die Losung unserer Bildungsschwindler, und zwar besonders derjenigen, die am wenigsten davon haben. Es ist unglaublich, welche Entbehrungen sie sich auferlegen, um die Mittel für den Luxus zuwege zu bringen, — selbst wenn sie einsehen, daß die Beschaffung derselben nur eine Konzession an die Dummheit der Menschen ist. Es giebt Tausende, die lieber hungern, als daß sie auf eine Opern-Première verzichten, von der sie im voraus wissen, daß sie nicht den mindesten Genuß davon haben werden. Ja ich kenne Leute, welche ihr Silbergerät ins Leihhaus getragen haben, bloß damit die ganze Familie in den Zirkus gehen und somit den Schein der Bildung wahren konnte. Sollten nicht solche Geisteskrüppel von Staatswegen unter Kuratel gestellt werden? —

Man mag über den Wert des Geldes denken, wie man will: so viel ist jedenfalls sicher, daß es bei unsern heutigen verpfuschten gesellschaftlichen Zuständen das einzige Mittel ist, um sich von andern unabhängig zu machen. Aus diesem Grunde hat auch jeder Mensch die moralische Verpflichtung, wo möglich so viel des runden Weltbeherrschers zu erwerben, daß seine Unabhängigkeit gesichert ist. Zu diesem Zwecke genügt es aber nicht, daß man unter normalen Verhältnissen auskommen kann, ohne Schulden zu machen, man muß, wenn irgend möglich, so viel zu erübrigen suchen, daß man selbst in Krankheitsfällen und im Alter nicht in ein drücken-

des Abhängigkeitsverhältnis einzutreten braucht. Ich sage „wenn irgend möglich", denn die Arbeiter, die kleineren Handwerker und viele Beamte werden in der Regel froh sein müssen, wenn sie ihr leibliches Auskommen haben und können also nicht daran denken, etwas für unvorhergesehene Fälle zurückzulegen; von den besser situierten Leuten jedoch kann und muß dies verlangt werden. Die meisten freilich sind für ihre eigenen wahren Interessen so blind, daß sie gar nicht daran denken; sie sind zufrieden, wenn sie nur von der Hand in den Mund leben können, opfern dem Bildungsschwindel alles was irgendwie entbehrlich ist uud oft noch mehr, und lassen für die Zukunft den lieben Gott sorgen. „Kommt Zeit, kommt Rat!" ist ihre Losung, — eine Losung für Schwachköpfe und Feiglinge. Aber die Bedauernswerten haben niemals gelernt, einen Gedanken voll auszudenken, und darum fehlt ihnen der Mut dazu.

Und was sagen denn diese Leutchen, wenn ein anderer sich etwas für seine alten Tage oder für die Ausbildung seiner Kinder zu erübrigen sucht? Wenn er daneben den Forderungen des Bildungsschwindels genügen kann, nichts; denn dieser verdeckt alles, — wenn er aber, um zu sparen, auf thörichte Vergnügungen verzichtet, die für ihn vielleicht doch keinen Reiz haben, dann ist er geizig, knauserig oder egoistisch. Möglicherweise thut er für seine darbenden Mitmenschen zehnmal mehr als die Herren vom Bildungsschwindel, die zum Wohlthun gewöhnlich weder Zeit noch Geld haben; aber das nützt ihm nichts: er geht nicht in die Oper, weil er sparen will, und darum ist und bleibt er geizig.

Gieb der Steuerbehörde dein Einkommen zu niedrig an,

ſchmuggle, wenn du an der Grenze wohnſt oder auf Reiſen biſt, alle möglichen Waren durch, ſchmälere deinen Arbeitern ihren ſauer verdienten Lohn, weiſe jeden Armen von deiner Thür zurück, ernähre dich ſelbſt und deine Kinder ſo dürftig wie nur möglich, aber mach' den Bildungsſchwindel mit, und ſag' niemals, daß du ſparen willſt. Dann biſt du doch ein feiner Mann, den jeder mit Stolz ſeinen Freund nennt, obwohl du, unter uns geſagt, eigentlich — ein Schurke biſt.

* * *

Bis zu welchem Grade der Bildungsſchwindel den geſunden Menſchenverſtand mancher Leute — und ich kann wohl ſagen: der allermeiſten — umnebelt hat, zeigt ſich auch ſo recht deutlich in der Wahl der Schule, der ſie ihre Kinder anvertrauen. Das Maßgebende dabei müßte die Befähigung der holden Sprößlinge ſein, denn ein unbegabter Knabe lernt unzweifelhaft mehr in der Volksſchule, als im Gymnaſium, wo er nicht mitfolgen kann und daher immer fauler und ſtupider wird. Aber es iſt nicht gebildet, ſein Kind in eine Schule zu ſchicken, wo es mit dem des Arbeiters auf einer Bank ſitzt; obendrein iſt dieſes ja ohne Ausnahme roh, und die liebe Puppe könnte alſo an Leib und Seele Schaden nehmen. Beſonders haben die Kinder aus den unteren Klaſſen die unausſtehliche Gewohnheit, gewiſſe Sachen durch einen barbariſchen deutſchen Ausdruck zu bezeichnen, obwohl der entſprechende franzöſiſche zehnmal beſſer klingt. Wie entſetzlich würde es beiſpielsweiſe ſein, wenn der kleine Amandus eines Tages nach Hauſe käme und das vulgäre Wort Hoſe kennen gelernt hätte! „Hoſe!" Horrible! —

Nein, so etwas geht unter keinen Umständen an, und Amandus muß daher in eine höhere Schule. In welche? ist eine Frage, die lediglich durch das Portemonnaie des Herrn Papa beantwortet wird. Hat man die Mittel, jährlich hundert Mark daran wenden zu können, dann ins Gymnasium mit dem Jungen, hat man nicht so viel, dann muß man sich schon mit der weniger feinen Realschule begnügen. Aber das wäre schade, denn es klingt unbedingt viel distinguierter: „Mein Sohn besucht das Gymnasium." — Es muß endlich einmal gerade heraus gesagt werden: die Frequenz der höheren Schulen richtet sich blitzwenig nach dem Zu- und Abnehmen des Bildungsdranges in unserem Volke; sie ist zum allergrößten Teile davon abhängig, wie scharf die Gegensätze zwischen arm und reich augenblicklich sind, mit andern Worten: sie ist eine Äußerungsform des Kampfes um das soziale Ansehen.

Dasselbe gilt von der Berufswahl. Die Kinder der höheren, d. h. der reicheren Stände, sind in dem Wahne erzogen worden, daß sie mehr sind als andere Leute, und daß sie darum für die höchsten Ämter im Staate, sowie überhaupt für das müheloſe Geldverdienen gewissermaßen prädestiniert sind. Sie müssen daher, wenn sie nicht mit großem Vermögen geboren sind, in der Regel studieren oder Offizier werden, und wenn sie auch so dumm sind, daß sie nicht einmal mit Bleistiften handeln könnten. Offizier wenigstens kann ja jeder werden, — vorausgesetzt, daß er einen adeligen Namen und angesehene Verwandte hat. Und wie in den oberen Ständen, so auch in den mittleren, nur daß man hier das Ziel weniger hoch steckt. Hier muß man Kaufmann, Lehrer,

Post-, Zoll- oder Gerichtsbeamter, „lateinischer Bauer", „Industrieller", Ingenieur, Künstler oder etwas derartiges werden. Zuweilen studiert man auch, aber ohne auf eine staatliche Sinekure zu rechnen, wie dies in den höheren Kreisen der Fall ist. Aus der unteren Klasse endlich rekrutieren sich die kleineren Handwerker, Krämer, Arbeiter, Dienstboten, Konstabler, Briefträger, Grenzaufseher, Nachtwächter und was dergleichen mehr ist.

Wie jede andere, so hat auch diese Regel ihre Ausnahmen, aber dieselben bestehen meist darin, daß jemand aus der niederen Klasse in die Domäne der höheren eingreift, während der entgegengesetzte Fall fast niemals vorkommt. Und wird dennoch einmal ein Adliger Lehrer oder einer aus den mittleren Ständen Arbeiter, dann ist er eben „ein verbummeltes Subjekt." Denn der Platz, den er in der menschlichen Gesellschaft auszufüllen hat, richtet sich ja nicht nach seinen Fähigkeiten, sondern nach dem Gelde seines Vaters.

Ich bin davon überzeugt, daß ein großer Teil der Unzufriedenheit mit den modernen Daseinsbedingungen, welche sich mehr oder weniger in allen Schichten unseres Volkes breit macht, aus dem Umstande herzuleiten ist, daß der Bildungsschwindel so unzählig viele in Karrieren hineindrängt, für welche sie weder Begabung noch Neigung haben. Kämen wir endlich so weit, daß jeder den Beruf erwählen könnte, auf welchen ihn seine Befähigung und sein Temperament hinweisen, dann würde die allgemeine Unzufriedenheit zum großen Teile verschwinden. Und außerdem würden wir dann nicht so viele Beamte haben, welche sich selbst den notwendigsten Reformen feindlich gegenüberstellen, — bloß

weil ihr gedankenarmes Gehirn den Nutzen derselben nicht einzusehen vermag.

Aber vorläufig leben wir noch im Zeitalter des Bildungsschwindels, wo für den gesunden Menschenverstand nur ein bescheidenes Stehplätzchen reserviert ist.

* * *

Innig verwandt mit diesem Ringen nach einer möglichst angesehenen sozialen Stellung ist die Sucht nach Orden und Titeln. Über die ersteren brauche ich kein Wort zu verlieren; wem der Besitz solcher Kinkerlitzchen als etwas Erstrebenswertes erscheint, der verdient nicht ernst genommen zu werden. Ebenso leicht kann ich mich über Titel wie Kommerzienrat, Kammerherr, Kanzleirat u. dergl. hinwegsetzen; sie sind zumeist eine Belohnung für servile Gesinnung und verdienen also nicht die Beachtung denkender Menschen. Anders ist es dagegen mit denjenigen Titeln, die auf Grund wissenschaftlicher Verdienste verliehen werden, wie Doktor, Professor und einige mehr. Von diesen erhält man den letzteren in der Regel erst dann, wenn man ein Amt übernimmt, welches zur Führung dieses Titels berechtigt; das Amt aber bekommt man, wenn man einige Jahre als Dozent thätig gewesen ist und eine Professorentochter geheiratet hat. Thut man letzteres nicht, dann mag man noch so gelehrt und noch so lange Dozent sein, Professor wird man doch gewöhnlich nicht, — vorausgesetzt natürlich, daß man nicht der Sohn eines solchen ist. Es herrscht in diesen Kreisen ein Cliquenwesen, von welchem der Uneingeweihte absolut keinen Begriff hat.

Bedeutend leichter ist die Erwerbung des Doktortitels, wenigstens braucht man sich zu diesem Zwecke keine Professorentochter auf den Hals zu laden. Dagegen muß man erstens 2—500 Mark bezahlen — der Preiskourant ist an unseren Universitäten ein sehr verschiedener! —, zweitens den Nachweis liefern, daß man das Gymnasial- oder Realschulabiturium bestanden und ein akademisches Triennium absolviert hat, drittens eine wissenschaftliche Abhandlung einliefern und viertens sich einer mündlichen Prüfung unterwerfen.

Eigentümlich ist da vor allen Dingen die Bestimmung, daß man seine Ausbildung auf der Universität empfangen haben muß. Man sollte doch denken, daß es gleichgültig sein könnte, *woher* man seine Kenntnisse hat, wenn aus der schriftlichen und mündlichen Prüfung nur hervorgeht, *daß* man sie hat. Man kann ja doch auch auf andern Anstalten etwas lernen, und besonders kann man sich durch anhaltendes Selbststudium eine wahre Unzahl von Kenntnissen erwerben, sodaß man vielleicht einen Studenten, der sechs Semester lang auf einer Universität resp. in einer Universitätsstadt herumgebummelt hat, zehnmal in die Tasche steckt. Aber das nützt alles nichts: es kommt nicht auf das Wissen, sondern auf den Ort an, woher man es geholt hat oder hätte holen können.

Was mit einer „wissenschaftlichen“ resp. „gelehrten“ Abhandlung gemeint ist, dürfte den meisten Laien unbekannt sein. Man versteht in der Gelehrtenwelt darunter gewöhnlich eine fünf bis zehn Bogen starke Broschüre, die nach einem gewissen Rezept verfaßt ist und die Eigentümlichkeit hat, daß sie vollständig unnütz ist. Wovon sie handeln soll, ist

nicht vorgeschrieben, am liebsten aber muß es eine Lappalie sein. So war es z. B. vor einigen Jahren sehr beliebt, die Frage wissenschaftlich zu untersuchen, ob der bekannte römische Dichter Virgil oder Vergil geheißen hat, oder das Problem zu erörtern, wo Homer geboren ist, und ob er überhaupt existiert hat. Glücklicherweise hat man nun endlich herausgebracht, daß Vergil das allein Richtige ist, und daß es einen Homer niemals gegeben hat, so daß hoffentlich an diesen beiden Fragen keine Druckerschwärze mehr verschwendet werden wird. Ebenso ist man glücklich dahinter gekommen, daß man im Lateinischen epistula statt epistola, intellego statt intelligo, cena statt coena, caelum statt coelum u. s. w. zu schreiben hat, was natürlich für die Menschheit von unabsehbarer Bedeutung ist, sodaß die Nachwelt sich kaum der Verpflichtung wird entziehen können, den Herren Fleckeisen, Brambach, Corssen, Ph. Wagner und noch einigen Dutzenden anderer die längst verdiente Statue zu errichten. — Aber wenn auch manche Probleme bereits gelöst sind, so bleiben doch noch immer tausende übrig, und wir dürfen uns also der frohen Zuversicht hingeben, daß es vorläufig unsern Doktoranden nicht an Stoff zu ihren wissenschaftlichen Abhandlungen fehlen wird.

Welch eine unerschöpfliche Fundgrube bietet z. B. nicht schon Goethe dar? Allein sein „Faust" enthält Dutzende von Stellen, bei denen er sich vernünftigerweise nicht das geringste gedacht hat, da er ja wußte, daß seine Ausleger dann etwas ungeheuer Geistreiches dahinter wittern würden. Solche Stellen sind die reinen Leckerbissen für unsere Gelehrten, denn die Abhandlungen, welche sich darüber schreiben lassen,

können mit Leichtigkeit zu wiſſenſchaftlichen Leiſtungen erſten Ranges aufgebauſcht werden. Man denke z. B. nur an das berühmte und beliebte Hexen-Einmaleins! „Du mußt verſtehn! Aus Eins mach' Zehn, und Zwei laß gehn, und Drei mach' gleich, ſo biſt du reich. Verlier' die Vier! Aus Fünf und Sechs, ſo ſagt die Hex', mach' Sieben und Acht, ſo iſt's vollbracht: und Neun iſt Eins, und Zehn iſt keins. Das iſt das Hexen-Einmaleins.“ Ein Stoff wie gefunden für eine Doktor-Diſſertation! Und dieſe immenſe Wiſſenſchaftlichkeit, die ſich dabei entwickeln läßt! Erſt ſchreibt man zwanzig Seiten über die Litteratur des Hexen-Einmaleins, dann achtzig über Beſchwörungsformeln a) bei den alten Griechen, b) bei den Römern, c) bei den alten Deutſchen und d) im Mittelalter. Darauf folgen die Hexen mit ſechzig Seiten und zwar a) die Hexen im allgemeinen und b) die Goetheſche Hexe im beſondern, ſowie endlich das Goetheſche Hexen-Einmaleins, a) verglichen mit andern ähnlichen Formeln, b) verglichen mit dem modernen Einmaleins, c) unterſucht auf ſeine Quelle und d) erläutert mit bezug auf ſeinen mutmaßlichen tiefen Sinn. Dies alles reichlich geſpickt mit Zitaten aus griechiſchen, römiſchen und mittelalterlichen deutſchen Schriftſtellern würde eine ganz vorzügliche Doktor-Diſſertation abgeben.

Wagt aber einmal ein Gelehrter, etwas Nützliches zu ſchreiben, dann wird er mit Schmach hinausgeſtoßen aus den Hallen der „Wiſſenſchaftlichkeit“. Man frage nur einen deutſchen Profeſſor nach ſeiner Anſicht über Ernſt Häckel oder Karl Vogt oder irgend einen andern, der nicht ausſchließlich für den engen Kreis der Fach-

gelehrten schreibt. „Ist kein Gelehrter!" wird die Antwort lauten.

Die „Männer der Wissenschaft" haben darum auch einen eigenen Stil erfunden, den höchstens sie verstehen können. Man höre nur folgende Definition des Begriffes Apologetik (aus der Zeitschrift „Das Menschentum"), und man wird wenigstens eine Ahnung davon haben, was gelehrter Stil heißt: „Apologetik ist die systematisch-theologische Wissenschaft, welche die von einem einer gewissen Kirchengemeinschaft angehörenden Apologeten vollzogene freie, innere und geistige Reproduktion des von der Schrift normierten, aktuell höchst sittlich-religiösen Gewißheitsorganismus seiner Kirche ausmacht, so wie dieser, in seiner einheitlichen Mannigfaltigkeit aus ihren äußersten Prinzipien hergeleitet und während seiner Entwickelung hieraus sich Widersprüchen gegenüber bekräftigend, systematisch sich seinem eigenen sittlich-religiösen Glaubensbewußtsein darstellt."

Ein Laie wird daraus schwerlich entnehmen können, daß Apologetik die wissenschaftliche Verteidigung der Lehren des Christentums ist; aber das soll er ja auch nicht.

Schreibt der Doktorand seine Abhandlung in diesem Stile und genügt sie der Forderung, möglichst nutzlos zu sein, dann kann ihm der Doktorhut nicht fehlen. Denn die mündliche Prüfung ist derart, daß es mit Wunderdingen zugehen müßte, wenn man sie nicht bestände. Eingeweihte geben daher auch gar nichts auf diese Auszeichnung; sie erwerben dieselbe nur, weil sich das Publikum dadurch düpieren läßt, indem es glaubt, ein Doktor müsse immer ein außerordentlich gelehrter Mensch sein. Der Titel ist absolut weiter

nichts, als eine Konzession an den modernen Bildungsschwindel resp. an die menschliche Dummheit.

* * *

Ich habe im Vorstehenden ein paar Bilder aus dem Leben der mittleren und höheren Stände zu zeichnen versucht, um an ihnen darzuthun, wie wir im gesellschaftlichen Verkehr und selbst in der Familie heucheln und lügen, nur um den Schein einer wertlosen Bildung erwerben und wahren zu können. Ich habe ferner gezeigt, welch' beträchtliche Dosis Hohlköpfigkeit dazu gehört, um sich in solchen Sphären wohl zu fühlen, wo der Hauptinhalt des Daseins aus Formenkram und Phrasentum besteht, während das selbständige Denken verpönt ist, und der Mannesmut für Roheit gilt. Ich habe dabei nur einige wenige Fälle vorgeführt, obwohl es mir ein leichtes gewesen wäre, die Anzahl derselben zu verdoppeln und zu verdreifachen. So hätte es z. B. sehr nahe gelegen, auf den Schwindel hinzuweisen, der im brieflichen Verkehr, selbst vollständig unbekannten Personen gegenüber, mit Anrede- und Schlußformeln getrieben wird, oder die Unsitte unserer Schriftsteller zu rügen, daß sie jeden Hanswurst als einen „geehrten" oder „verehrten" Leser bezeichnen, wenn er bloß die Gnade hat, ihre Vorreden einmal möglichst dumm anzuglotzen. Oder ich hätte den Mummenschanz, der von „wohlthätigen Frauen" à la L'Arronge geübt wird, oder den Zitatenschwindel oder die Fremdwörterseuche betrachten und nachweisen können, wie es in allen diesen und unzähligen andern Fällen ausschließlich darauf ankommt, sich einen möglichst gebildeten, vornehmen Anstrich zu geben.

Aber es widert mich an, fortwährend in einem Sumpf von Blödsinn und Niederträchtigkeit herumzuwaten, — besonders da ich mir sagen muß, daß das Resultat meinen Anstrengungen doch schwerlich entsprechen dürfte. Ich bin nämlich vollständig davon überzeugt, daß die Mehrzahl meiner Leser über die von mir geschilderten Dummheiten der modernen Bildungsschwindel lachen wird, als über etwas, das *sie* gar nichts angeht, obwohl sie vielleicht selbst Bildungsschwindler ersten Ranges sind. Der Pharisäer, welcher Gott dankt, daß er „nicht ist wie andere Menschen", hat in Deutschland allein mindestens vierzig Millionen Nachkommen.

Um indessen auch diesen ein wenig auf die Spur zu helfen, will ich ihnen eine kleine Formel geben, mit deren Hilfe sie ermessen können, ob ihr Stolz ein berechtigter ist oder nicht. Die Bildungsschwindler haben nämlich, ähnlich wie die Freimaurer, ein Symbolum, an welchem sie der Eingeweihte sofort erkennt. Es ist dies die kleine Frage: „Was werden die Leute sagen?"

Die Worte klingen harmlos, fast liebenswürdig, und doch haben sie schon mehr Unheil angerichtet, als alle Tyrannen der Welt zusammengenommen. Sie sind der wirksamste Hemmschuh jedes Fortschrittes, die kräftigste Stütze jeder morschen Institution, der unfehlbare Tod jedes selbständigen Denkens. Wie ganz anders würde es z. B. sein, wenn der Mensch sich bei all' seinem Thun zunächst die Frage vorlegte: „Gereicht es der menschlichen Gesellschaft als solcher, oder wenigstens einem einzelnen Individuum, etwa mir selber, zum Nutzen?" Dann würde jeder, der dazu die Kraft in sich fühlt, in den Reihen des Fortschrittes mitkämpfen und

den Schutt veralteter Einrichtungen hinwegräumen helfen. Dann würde schon uns die Morgenröte einer neuen Zeit anbrechen, und unsern Kindern würde die Sonne hoch am Himmel stehen, um fortan dauernd einer besseren und schöneren Welt zu leuchten. Den edlen Männern, die das unter Hintansetzung ihrer persönlichen Interessen erstreben und sich lieber maßregeln und verhöhnen lassen, als daß sie vor den Götzen der Menge ihre Kniee beugen: ihnen drücke ich im Geiste die Hand.

Aber ihre Zahl ist leider noch sehr gering; die große Masse kümmert sich um das Interesse der Gattung nicht das mindeste, und selbst das des Individuums wird oft genug in den Hintergrund gedrängt durch die Erwägung: „was die Leute dazu sagen werden." Ein moderner Bildungsschwindler kann sich keinen Hut, keine Kravatte, keine Handschuhe, überhaupt nichts kaufen, was nicht schon durch die Meinung der Mehrzahl sanktioniert ist, ohne sich die Frage vorlegen zu müssen: „Was werden wohl die Leute sagen, wenn ich mit einem solchen Hute oder mit solchen Handschuhen ankomme?" Und bei wichtigen Entscheidungen tritt diese schmähliche Unselbständigkeit natürlich noch viel mehr hervor. —

Bedienst auch du dich dieser Formel, mein lieber Pharisäer, dann brauchst du nicht Gott zu danken, daß du besser bist als andere Menschen, dann ist dieses Buch nicht in letzter Linie auch für dich geschrieben.

III.

Mittel zur Heilung dieser Schäden.

Zu den Tugenden, welche wir Deutsche schon seit alters her in Erbpacht genommen haben — vergleiche deutsche Treue, deutsche Biederkeit, deutsche Tapferkeit u. s. w. —, soll einer Sage nach unter andern auch die Gründlichkeit gehören. Ich weiß allerdings nicht, ob wir vielleicht früher von dieser Eigenschaft ein größeres Quantum besessen haben mögen, als andere Völker, aber ich weiß mit größter Bestimmtheit, daß es jetzt nur der Fall ist. Denn wenn wir von den Gelehrten absehen, die ja allenthalben gründlich sind, leidet unser Volk entscheiden eher an allen andern Krankheiten, als an der einer übertriebenen Denkwut. Ja ich behaupte sogar, im vorigen Kapitel unwiderleglich nachgewiesen zu haben, daß unser Hauptleiden die Denk*faulheit* ist.

Soll dies anders werden, sollen wir das Phrasentum, die Unselbständigkeit und die Oberflächlichkeit verachten, Mannesmut und wahre Bildung aber hochhalten lernen: dann muß die Besserung von der Schule aus angebahnt werden. *Sie* muß unsere Kinder vom ersten Tage an mit größter Konsequenz dazu anhalten, daß sie stets den Schein von der

Wahrheit unterscheiden, ersteren hassen und letztere lieben lernen, sie muß ihnen zeigen, daß Geradheit und Offenheit jedem Menschen zur Zierde gereichen, während Heuchelei, Phrasenwerk und hündische Kriecherei unfehlbare Kennzeichen der geistigen Verkommenheit sind. Soll sie aber das erreichen, dann muß sie zuallererst selbst offen und ehrlich sein. Sie darf dann dem Schüler keine Kenntnisse vermitteln wollen, die sie ihm infolge seiner geringen geistigen Reife oder der karg zugemessenen Stundenzahl nicht mittheilen kann; sie darf niemals gestatten, daß er andern gegenüber mit einem Wissen prahle, das er nicht zweifellos besitzt, und sie darf ihn vor allen Dingen niemals glauben machen, daß er etwas ganz weiß, wenn es nur zur Hälfte sein geistiges Eigentum ist. Dies letztere aber geschieht unfehlbar, wenn sie ihm Zeugnisse verabfolgt, welche besser sind als seine Leistungen. Das höchste Prädikat sollte „genügend" sein, denn alles was darüber liegt, ist für den Schüler eine Bescheinigung, daß er mehr weiß als notwendig ist, mit andern Worten also eine indirekte Erlaubnis, in seinem Eifer nachlassen zu dürfen.

Ferner muß die Schule dem geistlosen Formelkram entsagen, sodaß das Interesse des Kindes nicht mehr durch inhaltslose Namen und Zahlen ertötet wird. Es kann den meisten Menschen vollständig gleichgültig sein, wie groß das Herzogtum Braunschweig, wie lang der Ebro, wie hoch der St. Gotthard ist, oder an welchem Tage die Schlacht bei Zorndorf geschlagen wurde. Ja ich will dem kopfschüttelnden Leser sogar gestehen, daß ich von den dabei in Betracht kommenden Zahlen augenblicklich nur die erste weiß, und

daß ich mich dennoch nicht für einen ungebildeten Menschen halte.

Statt auf solche Weise die Zeit zu vertändeln, soll die Schule ihre Zöglinge zum selbständigen Denken anleiten. Fakta müssen dieselben natürlich auf Treu und Glauben hinnehmen, aber Urteile und Schlüsse nicht. Diese müssen sie selbst finden, in den meisten Fällen freilich unter Beihilfe des Lehrers, der das Denken des ungeschulten kindlichen Geistes in die richtige Spur zu leiten und die gewonnenen Resultate zu prüfen hat.

Werden diese Forderungen erfüllt, dann wird auch der Lehrer mit Sicherheit darauf rechnen können, daß sich die Kinder in der Schule nicht mehr langweilen. Im Gegenteil! die Arbeit, die sie dort zu verrichten haben, wird ihnen dann von Jahr zu Jahr lieber werden und auch noch über die Schulzeit hinaus ihre volle Anziehungskraft bewahren. Dann wird auch wenigstens die widerlichste Seite des Bildungsschwindels, die Phrasenmacherei und Hohlköpfigkeit, abnehmen, wenn auch wohl nicht ganz verschwinden. Soll eine vollständige Besserung erzielt werden, dann muß noch viel mehr geschehen, — dann muß nicht allein die Methode der heutigen Pädagogik vollständig umkehren, sondern auch der Lehrplan und selbst die Organisation unserer Schulen müssen einer radikalen Reformation unterworfen werden. Die Grundzüge dieser letzteren anzugeben, wird die Aufgabe der folgenden Erörterungen sein.

* * *

nächst wird sie ein wirksames Mittel zur Beseitigung der Standesvorurteile sein; die Kinder der Vornehmen werden sehen, daß der Lehrer arm und reich mit gleichem Maßstabe mißt, daß gesittetes Betragen, Fleiß und Ordnungsliebe das einzige sind, was anerkannt wird, daß die armen Kinder ihnen in dieser Beziehung gewöhnlich nichts nachgeben, und daß dieselben also ein ebenso großes Anrecht auf ein menschenwürdiges Dasein haben, wie derjenige, der zufälligerweise mit einem Geldsack geboren ist. Man wird mir vielleicht entgegnen, daß man es Leuten aus den gebildeten Ständen nicht zumuten könne, ihre Kinder in eine solche Schule zu schicken, weil die ärmeren Kinder, mit welchen dieselben dort zusammenkommen, einen demoralisierenden Einfluß auf sie ausüben würden. Ich gebe zu, daß den Angehörigen der arbeitenden Klasse gewöhnlich jener Schliff abgeht, auf welchen unsere Bildungsschwindler so viel Gewicht legen, räume auch ein, daß Kinder, welche sich während ihrer freien Zeit stets auf der Straße herumtreiben, besonders in großen Städten manches hören und sehen, was nicht geeignet ist, sie zu empfehlenswerten Spielkameraden zu machen; aber ich glaube dennoch, daß die oben ausgesprochene Befürchtung, wenn nicht ganz grundlos, so doch mindestens sehr übertrieben ist. Denn zunächst bilden die geistig verwahrlosten Kinder doch immerhin nur einen kleinen Bruchteil sämtlicher Schüler und müssen also, wenn sie mit den andern verkehren wollen, wenigstens einigermaßen gesittet auftreten, andererseits besitzt auch der Lehrer Mittel genug, um solchen Klassenverderbern das Handwerk zu legen, so daß sie schon durch die Schuldisziplin zur Anständigkeit gezwungen werden. Dazu kommt

noch, daß ein nicht gänzlich verderbtes Kind fast immer gern gebildete Manieren annimmt, wenn es nur Gelegenheit hat, sie kennen zu lernen, und daß also schon der stete Anblick gesitteter Kameraden bei ihm eine Besserung hervorrufen wird. Es ist dies eine Erfahrung, die ich im Verkehr mit Kindern unzähligemal gemacht habe, und die mir jeder Lehrer bestätigen wird. Und endlich! wer garantiert denn den Eltern, daß ihre Kinder nicht auch im Gymnasium oder in der höheren Töchterschule in schlechte Gesellschaft kommen? Es laufen da fürwahr auch Strolche genug umher, wenngleich sie mit Hilfe ihres großen Geldbeutels oft den Schein der Bildung zu wahren wissen.

Ein zweiter Vorzug der von mir beschriebenen Schulorganisation ist der, daß sie die Kinder an denjenigen Platz stellt, wo sie am meisten lernen, und wo ihnen die Lust zum Weiterstreben nicht durch mangelhafte Erfolge verkümmert wird. Verfehlte Existenzen, wie die oben geschilderten, werden dann fast eine Unmöglichkeit sein, und diejenigen Schüler, welche zur Universität abgehen, werden dem Staate dann alle denkbaren Garantieen bieten, daß die wichtigsten Beamtenposten des Landes mit den tüchtigsten und zuverlässigsten Leuten besetzt werden, was jetzt keineswegs immer der Fall ist.

„Aber," wird man mir erwidern, „man kann den Eltern doch nicht verbieten, daß sie für ihre Kinder einen Hauslehrer engagieren, und ebenso wenig kann man es verhindern, daß sich mehrere zusammenthun und mehrere Lehrer engagieren, mit andern Worten: eine Privatschule gründen." Gewiß nicht; aber kann man ihnen g e bieten, daß sie ihre Kinder in

bität macht natürlich die glänzendsten Fortschritte, zumal da diese bedauernswerten Opfer des elterlichen Hochmuts immer von den Mitschülern gehänselt werden und daher bald einer unbedingten Apathie anheimfallen. Selbst das bischen Mutterwitz, worüber sonst diese Leute manchmal verfügen, kommt ihnen im Laufe der Zeit vollständig abhanden.

Aber nicht genug damit, daß ein solches Kind in seiner eigenen geistigen Entwickelung gestört wird, es greift auch hindernd in die seiner Mitschüler ein. Denn da gewöhnlich in jeder Klasse, und besonders in den unteren, eine größere Anzahl solcher Schwachbegabten vorhanden ist, kann sie der Lehrer nicht vollständig ignorieren. Soll er aber ihnen zulieb seinen Unterricht verlangsamen, dann kommen die Tüchtigeren weniger schnell vorwärts, als wenn sie allein wären, und der Lehrer also den Unterricht ihrer Fassungsgabe anpassen könnte. Doch das kann ihm unter den heutigen Verhältnissen nicht gestattet werden, denn die wirklich gut begabten Schüler sind gewöhnlich in der Minorität, und die größere Hälfte der Klasse sitzen zu lassen, wäre doch unverzeihlich. —

Aber ebenso wenig wie Reichtum und Begabung sind auch Armut und Dummheit unzertrennlich vereinigt. Ja ich wage zu behaupten, daß ein fürs Gymnasium befähigter Reicher nicht häufiger vorkommt, als ein Armer, dem dieselbe Qualifikation unbedingt zugesprochen werden kann. Aber was erreicht ein solcher? Er kann nicht hundert Mark Schulgeld bezahlen und obendrein noch die vielen Bücher anschaffen; darum bleibt ihm weiter nichts übrig, als die Volksschule zu besuchen. Er lernt da also so viel, wie er

kann, wird schließlich Handwerker und kann sich dann sein Leben lang mit dem bittern Gefühle herumtragen, daß er etwas Besseres, Geachteteres hätte werden können, wenn nur nicht unsere gesellschaftlichen Einrichtungen so absurd gewesen wären.

Oder nehmen wir einmal den günstigeren Fall an —, den, daß es ihm durch Protektion gelingt, einen Freiplatz im Gymnasium zu erlangen, oder daß wohlthätige Leute ihm die Mittel zur Bestreitung des Schulgeldes gewähren, so wird dies in den meisten Fällen doch erst geschehen, wenn sich seine Begabung bereits als eine ganz ungewöhnliche erwiesen hat. Er wird dann in der Regel zehn bis elf Jahre alt sein, aber weil er kein Lateinisch kann, dennoch in Sexta oder im günstigen Falle in Quinta aufgenommen werden. Hier muß er nun mehr als zwanzig Stunden wöchentlich etwas anhören, was er sich schon an den Schuhsohlen abgetreten hat, so daß er ernstlich Gefahr läuft, das Interesse am Unterricht zu verlieren. Dazu kommt, daß die geborenen Inhaber der Gymnasialbänke einen solchen Eindringling meist über die Achsel ansehen, was zur Folge hat, daß er sich seiner geistigen Überlegenheit immer mehr bewußt wird und all' die geldstolzen Hohlköpfe verachtet, während doch das Gefühl des Mitleides das allein berechtigte wäre. Aus solchen Leuten rekrutieren sich die meisten gebildeten Anhänger der Sozialdemokratie, und es müßte in der That mit Wunderdingen zugehen, wenn sie je etwas anderes werden sollten.

Hat ein solcher Knabe endlich nach manchen Entbehrungen und allerlei Demütigungen sein Maturitätszeugnis in der

Tasche, so bedarf er, um drei bis vier Jahre studieren und ein Jahr Soldat spielen zu können, mindestens einer Summe von viertausend Mark. Kann er sie nicht leihweise zusammenbringen, muß er in den Post- oder Zolldienst oder dergl. eintreten, während seine Kenntnisse ihn befähigen, dem Staate in einer weit fruchtbringenderen Weise nützlich zu werden. Leiht im dagegen jemand die nötigen Mittel, dann hat er später meist jahrelang zu darben, um möglichst bald seine Schulden tilgen zu können, so daß es einem fast zweifelhaft erscheinen könnte, ob es nicht für arme Leute unter den gegenwärtigen Verhältnissen praktischer wäre, ohne hervorragende Begabung geboren zu werden.

* * *

Um diese Übelstände zu beseitigen, muß die Schule aufhören, Standesschule zu sein. Dazu ist aber erforderlich, daß der Eintritt in die höheren Lehranstalten von der Befähigung statt vom Geldbeutel abhängig gemacht werde, was wieder voraussetzt, daß der Unterricht unentgeltlich sei. — Es muß also, da sich bei sechs- bis siebenjährigen Kindern der Grad der geistigen Befähigung nie mit der notwendigen Sicherheit feststellen läßt, die Aufnahme in die höheren Schulen erst im reiferen Alter erfolgen, mit andern Worten: die Volksschule muß in der Weise mit den höheren Lehranstalten in Verbindung gebracht werden, daß ihre Unterklassen zugleich für die letzteren eine Art Vorschule bilden. Aus diesen Forderungen ergiebt sich für die Schule der Zukunft etwa folgende Organisation:

Dieselbe hat drei Stufen, die ich als Unter-, Mittel- und Oberschule bezeichnen will, woran sich dann noch, als Krone des Ganzen, die Hochschule oder Universität anschließt. In die Unterschule treten sämtliche Kinder, arm und reich, Knaben und Mädchen, etwa im Alter von sieben Jahren ein. Die Unterrichtsgegenstände sind hier in erster Linie Lesen, Schreiben und Rechnen, außerdem Anschauungsunterricht, Heimatkunde, Orthographie, Turnen und Singen. Nachdem die Kinder drei Jahre in der Unterschule gewesen sind, werden die Lehrer imstande sein, über ihre Begabung ein definitives Urteil zu fällen und zu entscheiden, wem die Berechtigung zum Eintritt in die Mittelschule verliehen werden kann. Die andern bleiben in der Unterschule und führen hier in sechs Jahren den Kursus zu Ende, — im wesentlichen nach dem Lehrplan der heutigen Volksschule, doch mit Berücksichtigung der weiter unten zu erwähnenden Modifikationen. Die Befähigteren treten also in die Mittelschule ein, wo nach drei Jahren wieder eine Ausscheidung derjenigen stattfindet, die hervorragende Begabung bekundet haben und also in die Oberschule übertreten können, während die anderen in der Mittelschule bleiben und in drei Jahren den Kursus derselben beendigen. Die Oberschüler dagegen haben sich im Laufe desselben Zeitraums zu entscheiden, ob sie sich den Wissenschaften oder einem andern Berufe widmen wollen; im letzteren Falle werden sie mit sechzehn Jahren entlassen, im ersteren bleiben sie noch zwei Jahre länger und gehen dann zur Universität über. —

Man erkennt leicht, daß eine derartige Schulorganisation der bestehenden gegenüber wesentliche Vorzüge besitzt. Zu-

züglichen Maßstab für unsere Liebenswürdigkeit an der Hand: das Betragen ihrer Brüder, welche sie ja schon vor der Brunstperiode gekannt haben, und welche überdies keine Veranlassung haben, die Merkmale dieser letzteren gegen sie herauszukehren, — aber diesen Maßstab, der in den meisten Fällen zutreffend sein würde, wenden sie aus guten Gründen nicht an. Lieber halten sie die Brüder, sowie deren Freunde für Grobiane, und denjenigen, der wie ein verliebter Spatz um sie herumtänzelt, für einen durch und durch prächtigen Menschen. Ja sie sind sogar so liebenswürdig, einen derartigen Gecken als „ritterlich" zu bezeichnen, während sie jeden Aufrichtigen für einen Tölpel halten, „der sich in Gesellschaften nicht zu benehmen weiß". Es ist unglaublich, wie weit oft unsere jungen Damen in dieser Schwärmerei für die Ritterlichkeit gehen! So haben mir z. B. mehr als ein Mädchen und mehr als eine Frau ganz offen gestanden, daß Männer, welche niemals Liebesaffairen gehabt haben, ja in mancher Beziehung sehr empfehlenswert sein möchten, aber daß sie „entsetzlich langweilig" sind. Es ist darum auch nichts weniger als eine Empfehlung, wenn man von einer Dame als ein „Tugendmuster" hingestellt wird, ebenso wenig wie etwa das Epitheton „gutmütig" eine Schmeichelei involviert.

Die Frauen halten also die meisten Männer für Ritter, und wir — so lange wir „die Schlechtigkeit der Welt" noch nicht kennen — die Frauen für Engel oder wenigstens für Wesen, die ganz anders geartet sind als wir. Nach der Hochzeit erfolgt dann der Rückschlag, denn allzu lange können die meisten Menschen ihren wahren Charakter nicht verbergen. Daher die vielen unglücklichen Ehen!

Würden dagegen die beiden Geschlechter vor der Paarungszeit einige Jahre lang ohne Ziererei verkehren, so würden sie einander, wenn diese Periode heranrückt, bereits kennen und also wissen, wie viel von der Liebenswürdigkeit auf Rechnung des Geschlechtstriebes zu setzen ist und wie viel standhalten wird. Dann wäre eine Täuschung und die darauf folgende Enttäuschung, wenn auch nicht gerade unmöglich, so doch zum mindesten höchst unwahrscheinlich, während sie jetzt genau das Gegenteil ist. Aus diesem Grunde fordere ich, daß die Knaben und Mädchen einander schon während der Schulzeit kennen lernen, was dadurch geschehen kann, daß sie in demselben Zimmer unterrichtet werden. Erst dann wird das gegenseitige Beschwindeln unmöglich werden.

Aber ich habe für diese Forderung noch einen andern Grund! Ich glaube nämlich, daß die Abnahme der Eheschließungen nicht in erster Linie durch die Verteuerung der Lebensmittel ꝛc. bedingt ist, sondern daß sie sich in ebenso vielen Fällen auf den Mangel an Bekanntschaften zurückführen läßt. Wie unendlich viele junge Mädchen giebt es nicht, besonders in großen Städten, die fast niemals mit Herren zusammenkommen und darum absolut keine Gelegenheit zum Heiraten haben. Und kommt dann endlich nach jahrelangem Harren einer an, dann können sie gewöhnlich nicht wagen ihn zurückzuweisen, denn es ist höchst wahrscheinlich der erste und letzte. Heiraten aber müssen sie, wenn irgendwie möglich; denn sie haben meistens nichts gelernt, und genügendes Vermögen haben sie auch nicht. Was bleibt also diesen Unglücklichen übrig, als sich dem ersten besten an den Hals zu werfen und in eine Ehe einzutreten, die

weiter nichts ist, als eine lebenslängliche Prostitution? Und doch ist ihr Los vielleicht noch günstiger als dasjenige der bedauernswerten alten Jungfern, die sich ihr Leben lang vergeblich danach sehnen, eine Familie durch ihre Liebe zu beglücken, und nur infolge unserer verpfuschten gesellschaftlichen Verhältnisse nicht dazu kommen. Jeder, der mit solchen Damen in Berührung kommt, müßte es als seine Pflicht betrachten, ihnen so viel Gutes und Liebes zu erweisen, als irgendwie in seiner Macht steht, um dadurch wenigstens an seinem Teile das gut zu machen, was die Gesellschaft an ihnen verbrochen hat. Statt dessen aber werden sie von unseren Laffen verhöhnt!

So lange aber unsere Damen es als ein Glück betrachten müssen, wenn sie sich verheiraten können, wird immer die Zahl der auf Grund gegenseitiger Liebe abgeschlossenen Ehen eine unverhältnismäßig geringe sein. An eine rationelle Zuchtwahl ist dabei gar nicht zu denken. Ja selbst die Ehen, welche auf einer einseitigen Liebe basieren, müssen unter den heutigen Verhältnissen zu den Seltenheiten gehören. Denn ein Mann, welcher dem Zuge der Zeit nicht folgen, sondern wirklich aus Liebe heiraten will, sieht sehr oft davon ab, weil er weiß, daß die meisten Frauen nur unter die Haube kommen wollen und daher Gegenliebe *erheucheln* müssen. Er ist also fast nie sicher, daß ein Mädchen ihn *wirklich* liebt, und um nicht beschwindelt zu werden, verzichtet er lieber auf das Heiraten.

Wie ich ausdrücklich bemerkte, gilt dieses besonders für die Stadt. Auf dem Lande ist es in der Regel anders; hier gilt es für eine seltene Ausnahme, wenn sich einmal

jemand nicht verheiratet, und hier sind auch die meisten Ehen ziemlich glücklich. Woher kommt das? Offenbar daher, daß die beiden Geschlechter schon von frühester Jugend an ungeniert mit einander verkehren, daß es ihnen also nicht an passenden Bekanntschaften fehlt, und daß sie sich mit bezug auf den Charakter des Kompagnons vollständig im klaren sind.

Unsere Sittenkontrolleure — es sind das gewöhnlich diejenigen, welche selbst eine bewegte Vergangenheit haben! — sowie andere ängstliche Gemüter werden natürlich behaupten, daß mein Vorschlag zur Abstellung dieser Übelstände der Unsittlichkeit Thür und Thor öffne. „Man denke sich nur einmal den Fall," werden sie sagen, „daß vierzehn-, fünfzehn- oder gar sechzehnjährige Mädchen und Knaben mit einander in demselben Zimmer unterrichtet werden! Was wird da nicht alles vorkommen?" — Nun, im Zimmer wird erstmal nichts Ungehöriges passieren können, darüber darf man sich beruhigen, und auf dem Schulwege auch nichts. Das Unglück könnte also nur dadurch herbeigeführt werden, daß die Kinder mehr Anknüpfungspunkte gewinnen, um sich andere Gelegenheit zu einem unsittlichen Verkehre zu verschaffen. Diese Versuchung wird aber dann bei weitem nicht so groß sein wie jetzt, wo selbst das harmloseste Geplauder mit dem ganzen Reize des Verbotenen ausgestattet ist; und außerdem werden dann die Mädchen unsere jungen Herren Don Juans gründlich kennen und sich also leichter gegen ihre Verführungskünste schützen können. Ist aber ein Dämchen zu Extravaganzen geneigt, so wird sie auch unter den heutigen Verhältnissen Verbindungen genug anknüpfen

können, — vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht von den Eltern sorgfältig überwacht wird. Geschieht aber dies, dann wird es ihr auch unter sonst günstigeren Voraussetzungen ebenso schwer fallen wie heute. Und in größeren Städten pflegt ja thatsächlich die Kontrolle der Eltern über ihre halberwachsenen Töchter eine recht strenge zu sein, während dieselbe in kleineren Orten nach wie vor von der ganzen Einwohnerschaft ausgeübt werden wird.

Aber nicht allein die Logik, sondern auch die Erfahrung spricht dagegen, daß ein freierer Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern der Unsittlichkeit Vorschub leisten sollte. Ich habe selbst in meiner Jugend mehrere Jahre hindurch eine Dorfschule besucht, wo Mädchen und Knaben zusammen unterrichtet wurden, und unser Lehrer hatte sogar den drolligen Einfall gehabt, uns „bunte Reihe" sitzen zu lassen; aber so viel ich weiß, ist niemals etwas Ungehöriges vorgekommen. In vorgerückteren Jahren habe ich teils in der Stadt und teils auf dem Lande gelebt, aber ich habe nicht bemerken können, daß letzteres sich durch seine größere Unsittlichkeit auszeichnete; — eher möchte ich noch das Gegenteil behaupten. Jedenfalls steht so viel fest, daß ich auf dem Lande niemals von einem geschlechtlichen Verkehr zwischen Schulkindern gehört, so oft ich auch Lehrer und andere Leute danach gefragt habe, während derselbe doch in der Stadt keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Man frage nur bei den Gymnasial- und Töchterschullehrern an; sie werden höchst wahrscheinlich mit Beispielen aus der eigenen Praxis aufwarten können. Aber es kann ja auch kaum anders sein, so lange die Mädchen ihre Verführer so wenig kennen, daß

ihnen auch der dümmste Bengel eine unglaubliche Masse blauen Dunstes vorschwatzen kann.

Also gemeinsame Schulen für beide Geschlechter! Dann wird wenigstens ein Teil unserer Lüge und Heuchelei verschwinden, dann wird die Zahl der Eheschließungen wachsen, die Ehen selbst werden glücklicher, und die Zuchtwahl wird eine rationellere sein.

* * *

Ich fordere also mit bezug auf die äußere Organisation unseres Schulwesens die Einrichtung dreier korrespondierenden Stufen, freien Unterricht und finanzielle Ermöglichung der Gymnasial- und Universitätsstudien auch für den Ärmsten, sowie endlich gemeinsamen Unterricht für beide Geschlechter. Aber selbst diese Reformen werden nicht genügen, um eine gründliche Besserung unserer verrotteten Zustände herbeizuführen. Hierzu bedarf es vor allen Dingen auch einer Umgestaltung des Lehrplans unserer Schulen nach den Forderungen der naturwissenschaftlichen Weltanschauung und der Psychologie.

Zu diesem Zwecke muß vor allen Dingen die Religion aus der Schule entfernt werden. Was soll sich z. B. ein Schüler denken, wenn er in der biblischen Geschichte lernt, daß Gott seinen Bogen in die Wolken — also Accusativ wohlgemerkt! — gesetzt hat zum Zeichen des Bundes zwischen ihm und der Erde, und derselbe Schüler nachher in der Physikstunde erfährt, daß dieser Bogen einzig und allein ein notwendiges Produkt der Strahlenbrechung ist? Oder wenn er davon hört, daß Jehovah alle Augenblicke etwas thut, was ihn nach-

her „gereut", und ihm in demſelben Moment bewieſen wird, daß eben derſelbe Jehovah „unveränderlich" iſt? Oder was ſoll er von einem Gotte denken, der dem armen Pharao die eine Plage nach der andern auf den Hals ſchickt, damit er die Israeliten reiſen laſſe, und dann ſelbſt das Herz Pharaos „verſtockt, daß er die Kinder Israel nicht ließ?" (2. Moſe 10, 20 ꝛc.) Wollte er ſich nur die Gelegenheit verſchaffen, noch eine Plage ſenden zu können? Und warum müſſen die unglücklichen Ägypter dafür beſtraft und all' die Erſtgeborenen dafür erſchlagen werden, daß Gott ſelbſt das Herz ihres Königs verſtockt? Denn ſelbſt wenn wirklich Pharao die Fröſche, Läuſe, Heuſchrecken und dergleichen verdient hätte, ſo konnten doch ſeine armen Unterthanen nichts dafür. Hätte der gerechte Gott da nicht ein paſſenderes Strafmittel finden können, welches den von ihm verſtockten König allein getroffen hätte? Oder man vergegenwärtige ſich die Geſchichte von Iſaaks Opferung! Abraham ſoll den Sohn, den er jahrelang erſehnt hat, und der jetzt zu einem blühenden Knaben herangewachſen und der Augapfel des Vaters geworden iſt, mit eigener Hand ſchlachten und verbrennen. Und dieſen Gedanken muß der Ärmſte noch drei Tage lang mit ſich herumtragen! Kann ein Gott, der ſelbſt die Liebe iſt, einem Vater etwas derartiges zumuten? Hat es jemals auf Erden einen Tyrannen gegeben, der auch nur annähernd ſo grauſam geweſen wäre? Und dann nachher der Mummenſchanz, daß derſelbe Gott, der zuerſt ein Kindesopfer verlangt hat, mit einem Widder fürlieb nimmt! Ein nicht vollſtändig ſtumpfſinniger Schüler muß ſich doch unbedingt fragen, welchen Zweck denn der ganze Hokuspokus hat.

Die Bibel belehrt ihn, daß Gott den Abraham prüfen wollte. Aber wozu? Der allwissende Gott mußte doch wissen, daß Abraham das Gebot erfüllen würde. „Jawohl, aber dieser sollte das auch selbst wissen", verkünden uns die Theologen, ohne indessen hinzuzufügen, daß Gott es ihm dann ebenso gut hätte sagen können. Denn Abraham würde es doch selbstverständlich auch ohne die Probe geglaubt haben, wenn Gott es ihm nur in passender Form mitgeteilt hätte. Aber Gott ist dennoch die Liebe und derjenige, der immer nur das Beste seiner Kinder will.

Was soll ein einigermaßen vernünftiger Schüler zu solchem Unsinn sagen? „Er soll nichts sagen", belehren uns die Theologen, „er soll glauben". — „„Schön, aber wenn er das nun nicht kann?"" — „Er muß seinen Verstand ‚gefangen nehmen', wie es in der Dogmatik heißt, dann geht es schon!" — Heißt das nicht mit anderen Worten: den Himmel als Prämie der Denkfaulheit bezeichnen? Und muß nicht eine Religion, die in tausend und aber tausend Fällen genötigt ist, ihren Gläubigen das Denken zu verbieten, verdummend wirken?

Natürlich kann eine Lehre, die als obersten Grundsatz das „Gefangennehmen des Verstandes" aufstellt, niemals veredelnd wirken, man müßte denn zugeben, daß die Denkfaulheit eine Tugend wäre. Oder soll etwa der Inhalt der Bibel ein derartiger sein, daß durch ihn die nachteiligen Folgen jener Eigenschaft mehr als ausgeglichen werden? Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, was die Kinder im ersten Semester lernen, um diese Frage aufs entschiedenste verneinen zu können. Nach der Erschaffung des Menschen

kommt der Sündenfall, infolge deſſen alle Menſchen und ſelbſt der Sohn Gottes — der Gott ſelbſt iſt — für Evas Ungehorſam beſtraft werden. Bei dieſer Gelegenheit lernen die Kinder den ſchönen Satz: „Mit Schmerzen ſollſt du Kinder gebären.“ Dann kommt die Geſchichte von Kain und Abel, alſo ein Brudermord mit darauf folgender Blutſchande, ferner die Ertränkung aller Menſchen durch die Sündflut, von der Gott nachher ſelber geſteht, daß ſie keinen Zweck hat und darum auch nicht wieder vorkommen ſoll, dann die Erzählung von Abraham, der, ſtatt ſeine Umgebung zu beſſern, in ein fremdes Land ziehen muß, endlich das Strafgericht über Sodom und Gomorrha mit obligater Knabenſchänderei, die Opferung Iſaaks, Jakob, der ſeinen alten Vater betrügt und nachher Vielweiberei treibt, Rebekka, die ihren Mann beſchwindelt, Jakobs Söhne, die ihren Bruder verkaufen und den Vater belügen, Potiphars Frau, die Joſeph verführen will, wofür dieſer unſchuldig ein paar Jahre im Gefängniſſe ſchmachtet, um ſich nachher als Kornwucherer zu etablieren, ſpäter das Gebot Pharaos, alle Knaben zu ertränken, Moſes, der einen Ägypter tötet, die zehn Plagen mit der Ermordung aller Erſtgeburt als Schlußeffekt, der jämmerliche Tod des ägyptiſchen Heeres im Roten Meere u. ſ. w. u. ſ. w. Können ſolche Erzählungen veredelnd wirken? — Und dabei wolle man bedenken, daß ich nur Geſchichten genannt habe, die ſchon in der Unterklaſſe jeder Volksſchule vorkommen; wollte ich Schmutzſtellen zitieren — à la 1. Moſe 38, Heſekiel 4, 12—15 ꝛc. —, die natürlich den Schülern der Oberklaſſe vollſtändig geläufig ſind, würde das Verzeichnis noch ganz anders ausſehen.

Oder erwartet man den veredelnden Einfluß etwa vom Neuen Testament? Soll vielleicht dadurch auf die Moral der Kinder eingewirkt werden, daß man ihnen Jesus als Vorbild hinstellt? Gerade für das Verhältnis, das ihnen am nächsten liegt, für das Verhältnis zwischen Kind und Eltern, ist er als Vorbild vollständig ungeeignet. Allenthalben, wo er mit seiner Mutter zusammenkommt, behandelt er sie in der schroffsten, unkindlichsten Weise. Als er im Tempel zurückgeblieben ist, und die Eltern ihn nach tagelangem Suchen endlich gefunden haben, fliegt er nicht etwa seiner Mutter an den Hals, wie es sonst ein wohlerzogener Knabe thun würde, sondern antwortet: „Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“ Und achtzehn Jahre später auf der Hochzeit zu Kana, das zweitemal wo er uns in Gemeinschaft mit seiner Mutter vorgeführt wird, sagt er wo möglich noch unhöflicher: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Das folgendemal hat sie den weiten Weg von Nazareth nach Kapernaum gemacht, um ihn zu sehen, muß aber unverrichteter Sache wieder abziehen, weil Jesus sie nicht vorlassen will. Nur am Kreuze im Angesicht des Todes bittet er seinen Jünger, für die Mutter zu sorgen, was er selbst während seines Lebens nie gethan hat. Konsequenterweise gestattet er denn auch nicht seinem Jünger, bei der Beerdigung seines Vaters zugegen zu sein; ja er hat sogar die Worte über seine Lippen gebracht (Lukas 14, 26): „So jemand zu mir kommt und *hasset* nicht Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, der kann nicht mein Jünger sein.“

Und solchen Mann sollen wir unseren Kindern als Vorbild hinstellen?!

Oder soll die Religion dadurch veredelnd wirken, daß sie dem Menschen einen nicht existierenden Himmel vorspiegelt und ihn dadurch zu einem Gott wohlgefälligen Leben veranlaßt? Das hieße doch weiter nichts, als ihn zum Egoismus erziehen, oder mit anderen Worten: ihm mit einer Eigenschaft ausstatten, die unsittlich ist. Oder soll der Mensch durch das Schreckgespenst der Hölle von Verbrechen abgehalten werden? Das besorgt das Strafgesetzbuch viel nachdrücklicher, was am besten daraus hervorgeht, daß Vergehen, die nicht von Staatswegen geahndet werden, gerade die häufigsten sind, und wenn sie in der Bibel auch zehnmal unter Androhung ewiger Höllenstrafen verboten und von der katholischen Kirche zwanzigmal als Todsünden bezeichnet werden. Man denke nur an die Sünden wider das sechste Gebot, und man wird sich einen Begriff davon bilden können, wie unzureichend die religiösen Verbote sind, wenn sie nicht vom Strafgesetzbuch unterstützt werden.

Das einzige, was man etwa für den Wert der Religion anführen könnte, dürfte wohl sein, daß sie manchen Menschen die Todesstunde erleichtert und sie beim Verlust der geliebten Ihrigen tröstet. Aber die naturwissenschaftliche Weltanschauung bietet ganz genau dasselbe; ich habe mit ihr vor dem Tode gelegen, habe das Liebste verloren, was ich auf Erden besaß, und ich habe in beiden Fällen aus ihr ebenso reichen und wahreren Trost geschöpft, als irgend eine Religion ihren Gläubigen zu bieten vermag.

* * *

Obwohl die zweite Stufe des neuen Schulorganismus, die Mittelschule, ihrer Stellung nach etwa den jetzigen Schulen mit zwei lebenden fremden Sprachen entspricht, würde ich es doch für angemessen halten, wenn sie sich mit einer begnügte. Nicht etwa, daß ich den Wert des fremdsprachlichen Studiums unterschätze — im Gegenteil! ich fürchte, mich mit bezug auf Französisch und Englisch eher des entgegengesetzten Fehlers schuldig zu machen —, aber ich glaube, daß wir Notwendigeres zu thun haben. Die Hauptaufgabe der Schule muß nämlich die werden, die Kinder für den Eintritt ins praktische Leben vorzubereiten, mit anderen Worten: wir müssen bei allem, was wir lehren, in erster Linie daran denken, ob die Mehrzahl der Schüler nachher dafür Verwendung haben wird. Und mit bezug auf *zwei* fremde Sprachen möchte ich diese Frage für die Zöglinge der Mittelschule nicht ohne weiteres bejahen. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß die meisten von ihnen niemals mit Franzosen und Engländern zusammenkommen oder korrespondieren werden; und zwei ausländische Litteraturen pflegt höchstens der Forscher zu verfolgen, während die Schüler unserer Mittelschule mit einer vollauf zu thun haben. Der Unterricht in zwei Sprachen ließe sich demnach bloß unter der Voraussetzung verteidigen, daß wir mit der Zeit nicht zu kargen brauchten. Aber das müssen wir.

Welches von den beiden Idiomen gelehrt werden soll, richtet sich einzig und allein nach den praktischen Bedürfnissen der betreffenden Gegend. In unseren Küstendistrikten z. B., wo sich sehr viele junge Leute der Schiffahrt widmen, und wo außerdem ein mehr oder minder reger Verkehr mit

England zu herrschen pflegt, muß es offenbar Englisch sein; in den Rheingegenden und wohl durchweg auch im Innern des Landes wird es dagegen Französisch sein müssen, während man an unserer Ostgrenze vielleicht Russisch zu wählen haben wird. Wofür man sich aber auch immer entscheiden möge, nie treibe man eine Sprache nach der jetzt üblichen Methode und am allerwenigsten nach den Lehrbüchern von Ploetz. Die Kinder lernen auf diese Weise nichts, und das Sprachstudium wird ihnen so vollständig verleidet, daß sie nachher nie ein englisches oder französisches Buch anrühren.

Man unterrichte also nach der Methode Toussaint-Langenscheidt, hüte sich aber, in den ersten paar Jahren allzu viele schriftliche Übungen machen zu lassen. Die Zeit, welche man daran verwenden würde, bringt viel mehr ein, wenn man statt der Schreibereien leichte Gesprächsübungen anstellt. Aber wir Deutsche meinen immer, daß wir eine Sache erst dann geistig durchdrungen haben, wenn wir sie schwarz auf weiß vorzeigen können, — eine Ansicht, die vollständig irrig ist. Ich selbst spreche und schreibe vier Sprachen, als ob es meine Muttersprachen wären, und außerdem zwei annähernd ebenso gut, habe aber in dreien derselben niemals eine sogenannte „schriftliche Übung" gemacht. Meine ersten Stylproben sind in der Regel Briefe gewesen, im Norwegischen war es sogar ein langer Zeitungsartikel, der, so viel ich mich erinnere, wörtlich von dem betreffenden Christiania'er Blatte abgedruckt wurde. Und ich kenne eine ganze Reihe von Leuten, welche dieselbe Erfahrung gemacht haben. —

In der Oberschule dagegen, wo die Schüler begabter

sind, mag man unter Umständen zwei lebende Sprachen lehren, doch nur dann, wenn die örtlichen Verhältnisse es dringend wünschenswert erscheinen lassen. Andernfalls lernen nur diejenigen, welche die Universität zu besuchen gedenken, das zweite Idiom, und zwar in den beiden letzten Jahren, wo sie nicht mehr mit den andern Kindern zusammen sind. Der Unterricht im Lateinischen und Griechischen dagegen fällt unter allen Umständen weg.

* * *

Ich habe in dem ersten Kapitel wiederholt darauf hingewiesen, daß in der modernen Schule die Behandlung der meisten Unterrichtsfächer eine ziemlich geistlose zu sein pflegt, und daß daher fast ausnahmslos den Kindern die wahre Freude am Lernen fehlt. Soll dies anders werden, soll die Schule ihre Zöglinge anregen, auch noch im reiferen Alter privatim an ihrer Fortbildung zu arbeiten, so genügt es nicht, wenn die Religion und eine oder mehrere Sprachen aus dem Lehrplan entfernt werden: es muß außerdem für die verbleibenden und für die neu aufzunehmenden Unterrichtsdisziplinen eine Methode eingeführt werden, die von der althergebrachten in den meisten Fällen grundverschieden ist.

Sehen wir uns z. B. die Geschichte an! Ihr Zweck muß sein, daß der Schüler durch die Betrachtung der Vergangenheit die Gegenwart verstehen lerne, sich an selbständiges Denken gewöhne und aus den Lebensbildern großer Männer und Frauen Begeisterung für alles Edle und Schöne schöpfe. Daß die Geschlechtsregister der Fürstenhäuser und die Ver-

zeichnisse der Kriege, Schlachten und eroberten Provinzen, welche dem Kinde heutzutage unter der Etikette Geschichte dargeboten werden, diesen Zweck in keiner Weise erfüllen, liegt auf der Hand. Auf diese Weise lernt man höchstens verstehen, wie die einzelnen Gebietsteile, aus welchen sich dies oder jenes Land zusammensetzt, unter ein Oberhaupt gekommen sind; — dem selbständigen Denken wird grundsätzlich nur der allergeringste Spielraum gewährt, und die Begeisterung, welche aus der Geschichte geschöpft zu werden pflegt, ist der sogenannte „wahre Patriotismus", dessen Wert ich oben genügend gekennzeichnet habe. Es liegt ja auch im Interesse gewisser Herren, daß die beiden erstgenannten Ziele nicht erreicht werden, wie denn auch ein sehr maßgebender preußischer Minister einmal öffentlich erklärte, daß sich wenigstens die Lehrer an Volksschulen kein Urteil über gegenwärtige politische Verhältnisse erlauben dürften, da sie doch nichts davon verständen, während ein anderer, noch maßgebenderer, behauptete, daß die Politik den Charakter verderbe.

Da man aber selbst in Preußen nur dann auf die Wünsche der Herren Minister einzugehen braucht, wenn sich dieselben in Form von Verordnungen, Reskripten, Verfügungen, Erlassen, Zirkulären oder dergl. manifestieren, so dürfen wir noch immer die Forderung aufstellen, daß der Geschichtsunterricht vollständig umkehre, daß statt der Geschichte der Fürsten endlich die des Volkes gelehrt werde. Damit will ich indessen keineswegs sagen, daß die Regenten vollständig unberücksichtigt bleiben sollen! Denn da auch der unbedeutendste Thronsitzer in der Regel entweder hemmend oder fördernd

auf die Geschichte seines Volkes eingewirkt hat, läßt sich die Geschichte dieses letzteren überhaupt nicht darstellen, ohne daß auch der erstere mit in die Betrachtung hineingezogen wird. Aber es soll dem Fürsten keine größere Rolle zugewiesen werden, als sie ihm gebührt; er soll als der erste Beamte des Volkes betrachtet werden, nicht aber als dieses selbst. Ich werde z. B., wenn ich die Zeit um das Jahr 800 herum behandele, nicht mit dem Stammbaume Karls des Großen beginnen, um dann zur Schilderung seiner Persönlichkeit überzugehen, seine Kriege der Reihe nach aufzuzählen, die Grenzen des von ihm zusammeneroberten Reiches anzugeben und zum Schluß einige Jubelhymnen auf ihn zu singen, — sondern ich werde eine durch naturgeschichtliche Mitteilungen belebte geographische Übersicht über das damalige Deutschland resp. das Frankenreich geben, werde zeigen, wie unsere Vorfahren um diese Zeit lebten: ihre gesellschaftlichen und religiösen Institutionen, ihre Erwerbsquellen und Wohnungsverhältnisse, ihre Anschauungsweise und ihren Volkscharakter schildern und *dann* erst nachweisen, welchen Einfluß Karl in dieser oder jener Beziehung auf sie ausgeübt hat, und in welcher Weise dies geschah. Dabei wäre der Schüler überall zum Nachdenken und zur knappen, treffenden Formulierung der von ihm gefundenen Wahrheiten anzuleiten, ebenso wie bei passenden Gelegenheiten die Beziehungen nachgewiesen werden müßten, welche zwischen den geschilderten Vorgängen und Institutionen einerseits, und den Ereignissen und Zuständen der Gegenwart andererseits vorhanden sind.

Oder bespreche ich z. B. die Christenverfolgungen des Altertums, so werde ich in erster Linie dahin streben müssen,

daß die Kinder erkennen, warum sich eine geistige Bewegung, welche schon im Volke Wurzel gefaßt hat, nicht durch äußere Zwangsmaßregeln ersticken läßt, daß vielmehr jedes Opfer der Gewalt den Reihen der Kämpfenden nur Scharen neuer Anhänger zuführt. Und dann wird es nahe liegen — so haarsträubend dies auch gouvernementalen Gemütern vorkommen mag —, eine Parallele zu ziehen zwischen den genannten Bestrebungen der römischen Kaiser und denjenigen, durch welche heutzutage unsere Fürsten die Ausrottung der Sozialdemokratie zu bewerkstelligen suchen. Beide Parteien, die Christen wie die Sozialdemokraten, kämpfen für ihr Höchstes: jene für ihren Glauben, diese für ihre Überzeugung und für ein menschenwürdiges Dasein, — beiden gegenüber werden daher Gewaltmaßregeln gleich wenig fruchten. Die heutigen Regierungen sind allerdings denjenigen des Altertums gegenüber insofern im Vorteil, als ihnen im modernen Polizeistaat die Überwachung des einzelnen verhältnißmäßig leicht wird; dafür wird aber heutzutage die Verbreitung einer Lehre durch Druck und Schrift ungemein erleichtert, und außerdem leben wir in einem konstitutionellen Staate, wo das bei den Römern übliche Verbrennen, Kreuzigen 2c. nicht gestattet ist, so daß unsere Regierungen der Sozialdemokratie unbedingt machtloser gegenüberstehen, als Nero und Konsorten den Christen. — Verfährt man beim Geschichtsunterricht in dieser Weise, dann endlich lernen die Kinder „an der Hand der Vergangenheit die Gegenwart verstehen".

Es ergiebt sich wohl von selber, daß der Lehrer sich dabei nicht in den Dienst einer Partei stellen darf, sowie daß *derartige* Ausblicke nur mit größeren Kindern anzustellen sind,

während man sich bei kleineren mit Erörterungen begnügen muß, die nicht eine so große Verstandsreife erfordern. Aus diesem Grunde wird es auch in vielen Fällen angebracht sein, größere, bis ins Detail durchgeführte Parallelen erst bei der Geschichte der neueren und neusten Zeit einzustellen und dann zurückblickend analoge Vorgänge und Zustände aufzusuchen, um mit ihrer Hilfe die gegenwärtigen zu erklären.

Ferner muß der Krieg als das betrachtet werden, was er ist: eine Schmach, wenn es sich darum handelt, jemanden ohne Not anzugreifen, und ein notwendiges Übel, wenn es sich zu verteidigen gilt. Nicht allein Ludwig XIV., sondern auch Karl der Große, Heinrich I. und eine ganze Reihe anderer waren Räuber, — nur mit dem Unterschiede, daß letztere in einem Zeitalter lebten, wo die Verwechselung der Begriffe „mein" und „dein" ziemlich allgemein war, und daß darum ihre Ländergier nicht ganz so streng zu beurteilen ist. Näherliegende Beispiele mag sich jeder selbst suchen.

Daß die Geschichte objektiv vorgetragen werden muß, daß ein Schuft ein Schuft bleibt, und wenn er sich auch mit noch so vielen Kronen oder Orden schmücken könnte, sollte nicht gesagt zu werden brauchen. Aber vorläufig müssen wir noch „zum Patriotismus erziehen", es koste was es wolle.

* * *

Wie der geschichtliche muß auch der geographische Unterricht in neue Bahnen einlenken, wenn er anders aufhören soll, den Geist des Schülers mit einem verhältnismäßig wertlosen Material anzufüllen, welches obendrein nach wenigen Jahren so gut wie vollständig vergessen ist. Inhaltslose

Namen und Zahlen müssen auf das allergeringste Maß beschränkt werden, und an die Stelle derselben müssen Schilderungen treten von Land und Leuten, von sozialen und politischen Verhältnissen, von Tier- und Pflanzenwelt. Für diesen Zweck werden die sogenannten geographischen Bilder von Maurer, Grube u. a. recht gute Dienste leisten; aber sie reichen nicht in jeder Beziehung aus. Denn sie kümmern sich in der Regel mehr um das Land, als um die Leute und deren Verhältnisse, welche doch offenbar das wichtigste sind. Freilich, ich muß die Beschaffenheit, das Klima, sowie die Tier- und Pflanzenwelt eines Landes zuerst kennen lernen, denn erst nachdem ich einen Überblick über diese Verhältnisse gewonnen habe, kann ich mich mit dem Studium des Volkes beschäftigen, dessen Erwerbsthätigkeit, Charakter und Bildung sich mir dann als ein Resultat jener Faktoren darstellen wird. Weiß ich z. B. von einem Volke, daß es in einem Küstenstriche wohnt, dessen Flora und Fauna wenig reichhaltig ist, so kann ich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß sich das Volk hauptsächlich vom Fischfang ernährt, wortkarg, etwas starrsinnig, konservativ und religiös ist. Sind an der Küste größere Städte und gute Häfen, so berechtigt mich das zu der Annahme, daß neben der Fischerei auch Handel getrieben wird, während das Vorhandensein erzhaltiger Gebirge auf Bergbau schließen läßt. In letzterem Falle hat die Bevölkerung die Eigenschaften der Bergbewohner, gemischt mit denen des Küstenländers. Fettes Wiesenland dagegen deutet auf Viehzucht als Haupterwerbsmittel und vorwiegend phlegmatisches Temperament der Bewohner. Stark bevölkerte Gegenden im Innern des

Landes hinwiederum kennzeichnen sich gewöhnlich durch das Vorwalten industrieller Beschäftigung oder der Viehzucht und des Ackerbaues; ihre Bewohner sind in der Regel vorzugsweise arme Fabrikarbeiter oder Bauern u. s. w., u. s. w.

Hat also der Schüler Aufschluß über diejenigen Fragen erhalten, mit welchen sich der moderne geographische Unterricht vorzugsweise zu beschäftigen pflegt, und ist ihm außerdem die Tier- und Pflanzenwelt des betreffenden Landes in ihren bemerkenswertesten Vertretern vorgeführt und veranschaulicht worden, — dann lernt er das Wichtigste kennen: die Bewohner. Natürlich darf ihm nichts mitgeteilt werden, was er sich selbst sagen kann; der Lehrer hat ihn also so viel wie irgend möglich zum selbständigen Nachdenken und Urteilen anzuleiten und nur da zu ergänzen, wo die eigene Geistesthätigkeit des Schülers nicht ausreicht oder auf Irrwege gerät. Und das erstere wird allerdings sehr oft der Fall sein, — besonders bei der Besprechung sozialer und politischer Einrichtungen, welche darum auch nur mit reiferen Kindern einigermaßen eingehend zu erörtern sind.

Da Zahlen keinen Wert haben, wenn sie nicht zu einander in Beziehung gesetzt werden, sind immer Vergleiche zwischen Unbekanntem und Bekanntem anzustellen. Man lasse also nicht lernen, daß das europäische Rußland 98 300 Quadratmeilen groß ist und etwa 82 Millionen Einwohner hat, sondern nur, daß es fast zehnmal so viel Bodenfläche, dabei aber nicht einmal doppelt so viele Einwohner hat als Deutschland, daß dieses also reichlich fünfmal so stark bevölkert ist. Madagaskar, welches etwa so groß ist wie das Deutsche Reich, hat nicht mehr Einwohner als das

sehen davon, daß man solche Sachen nur lernt, um sie nach einigen Tagen wieder zu vergessen. Wer könnte auch wohl die acht- bis zehntausend Merkmale, welche der Schüler an den mit ihm besprochenen Tieren, Pflanzen und Mineralien kennen lernen muß, dauernd zusammenhalten? Selbst wenn ein Mensch absolut nichts anderes zu thun hätte, dürfte ihm das doch kaum möglich sein. Und welchen Zweck hätte es dann noch schließlich, sein Gehirn mit einer solchen Quantität toten Wissens zu beschweren?

Statt die Kinder mit solchem geisttötenden Hokuspokus abzuquälen, stelle man den ganzen naturbeschreibenden Unterricht in den Dienst der Entwickelungslehre. Daraus folgt, daß Mineralogie, Geologie und Urgeschichte des Menschen eine weit ausgedehntere Berücksichtigung erfahren müssen als bisher. Die naturbeschreibenden Disziplinen müssen das werden, was man sie lange fälschlich genannt hat, Naturgeschichte. Dem Kinde muß gezeigt werden, wie sich die Erde als Teil unserer Sonne und der Mond als Teil der Erde gebildet hat, welchen Wandlungen unser Planet im Laufe der Jahrmillionen unterworfen gewesen ist, wie sich seine Pflanzen- und Tierwelt von den ersten Anfängen des organischen Lebens an bis auf die Gegenwart entwickelt und im Menschen ihren Abschluß gefunden haben; — nur auf diese Weise gelangt der Schüler zu einer klaren Vorstellung von seiner Stellung in der Natur und damit zugleich von seinen Pflichten und Rechten. Die Einzelbeschreibungen von Tieren und Pflanzen müssen, wie gesagt, in den Dienst dieser „Geschichte der Natur" treten, eine Regel, welche nur da Ausnahmen zuläßt, wo es sich

um die Besprechung von Lebewesen handelt, die uns nützlich oder schädlich sind, und deren Kenntnis also aus praktischen Gründen notwendig ist.

Mit dem modernen Unterricht in der Physik könnte ich mich schon eher befreunden; nur muß die Meteorologie mehr berücksichtigt und dafür manches entfernt werden, was keinen praktischen Nutzen gewährt oder doch sofort wieder vergessen wird, als da sind: Tabellen über das spezifische Gewicht mancher Körper, Angaben über die Brechungskoeffizienten gewisser Flüssigkeiten, mehrere Kapitel aus der Lehre vom Schall u. a. m.

Dagegen wandelt wieder die Chemie auf vollständig falschen Bahnen. Es hat gar keinen Zweck, Elemente und Verbindungen zu besprechen, die wahrscheinlich dem Schüler niemals vorkommen werden, oder deren Kenntnis für ihn vollkommen wertlos ist. Wir haben gerade auf diesem Gebiete so unendlich viel zu thun, daß wir absolut keine Zeit haben, uns mit Kleinigkeiten aufzuhalten. Vor allen Dingen muß der Schüler in die Chemie der Nahrungsmittel eingeweiht werden; er muß — ohne daß er chemische Formeln zu lernen braucht — wissen, welche Genußmittel zum Auf- und Ausbau seines Körpers beitragen, und welche auf die Entwickelung oder das Wohlbefinden desselben störend einwirken. Es muß ihm also klar gemacht werden, daß Thee, Kaffee, Spirituosa, Tabak ꝛc. seinem Körper schädlich sind, daß Obst und die meisten Gemüse ihm wenig nützen, wogegen Eier, Brot, Fleisch und dergleichen einen hohen Nährwert besitzen, daß er diese letzteren Genußmittel aber dennoch nicht in übermäßig großen Quantitäten genießen darf und warum nicht. Besonders müssen

auch solche landläufigen Irrtümer beseitigt werden, wie sie z. B. über den Wert der (vollständig wertlosen) Bouillon, des Kamillen-, Hollunder- und Lindenblütenthees, des Hundefetts und des Hirschtalgs, der unzähligen Geheimmittel u. s. w. gang und gäbe sind. Solche Aufklärungen sind dem Schüler notwendiger, als die Kenntnis des Iridiums, des doppeltchromsauren Kalis oder der Fabrikation des Berlinerblaus, mit welcher er sich höchst wahrscheinlich doch niemals beschäftigen wird.

* * *

Von den Unterrichtsdisziplinen, welche *neu* in die Schule eingeführt werden müssen, nenne ich in erster Linie die Moral. Man hat sie bisher als entbehrlich bezeichnet, weil man glaubte, daß der Unterricht in der Religion sie nicht allein ersetze, sondern sogar in seinen Resultaten wesentlich übertreffe. Diese Ansicht ist eine durchaus irrige: die Religion kann die Moral *nimmermehr* überflüssig machen. Denn einerseits stellt sie über „gut und böse" Grundsätze auf, die mit den Forderungen der naturwissenschaftlichen Weltanschauung in direktem Widerspruch stehen und also für einen Menschen, der auf der Höhe der Bildung steht, nicht maßgebend sein können, andererseits ist aber auch die Grundidee ihrer Moral eine vollständig verwerfliche. Man denke sich nur einmal den Fall, daß mir ein mächtiger Tyrann sagt: „Thust du das und das, dann bekommst du eine ganz unermeßliche Belohnung, thust du es nicht, wirst du bestraft, *wie* noch kein Mensch bestraft worden ist." Ist es dann moralisch, wenn ich das Gute thue, während meine

Neigung mich zu dem Bösen hinzog? Durchaus nicht; ich habe ja einfach der Strafe entrinnen und der Belohnung teilhaftig werden wollen, habe mich also lediglich von meinem Egoismus leiten lassen. Dieser aber ist etwas Unmoralisches, und die Religion treibt also ein sehr gewagtes Spiel, wenn sie wie der Tyrann ihren Forderungen dadurch Gehör zu verschaffen sucht, daß sie an den Egoismus des Menschen appelliert, ihm einen Himmel zur Belohnung und eine Hölle als Strafe vorzaubert. Ebenso gut wie man die Bibel als Lehrbuch der Moral verwendet, könnte man das Strafgesetzbuch als solches benutzen, — ja noch besser, denn der Staat kann wenigstens die angedrohten Strafen vollstrecken lassen, was bei den ewigen Höllenqualen doch wohl immerhin mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft sein dürfte.

Während also die Religion als oberstes Moral- oder richtiger Klugheitsprinzip das aufstellt: „Thue alles, wofür du belohnt wirst, und unterlaß' alles, was Strafe nach sich zieht", schöpfen *wir* die Grundlage unseres Moralsystems aus einem ganz anderen Borne, als dem des Egoismus. „Jeder Mensch," sagen wir, „ist aufzufassen als ein Teilchen einer großen Gesamtheit, deren Wohl er zu fördern suchen muß, deren Wünschen er also die seinigen unterzuordnen hat, und deren Schutz er dafür genießt. Er darf also nichts thun, was der Gesamtheit zum Schaden gereicht, nichts unterlassen, woraus ihr Nutzen erwächst." In manchen Fällen wird es sich schwer entscheiden lassen, ob dieses oder jenes der Fall ist; man wird sich dann die Frage vorlegen müssen, ob die menschliche Gesellschaft Vorteil oder Nachteil davon haben würde, wenn *jeder* das machte, was wir im Begriff

sind zu thun. Denken wir uns z. B. folgenden Fall: Ich habe abends meine Lampe angezündet, und will nun auf einige Stunden ausgehen. Es ist mir unangenehm, wenn es bei meiner Rückkehr im Zimmer dunkel ist, und ich lasse daher die Lampe brennen. Habe ich da etwas Unrechtes gethan? Das Petroleum gehört mir, ich habe es gekauft und bezahlt, und es kann der menschlichen Gesellschaft doch wohl gleichgültig sein, was ich mit meinem Eigentum mache? Keineswegs! Denn nehmen wir z. B. an, daß auch nur hundert Millionen Menschen es ebenso machten wie ich und jeden Abend für vier Pfennig Öl verbrännten, wovon weder sie noch sonst irgend jemand — mit Ausnahme etwa der Ölhändler — irgend einen Nutzen hätten, so würden auf diese Weise von dem Kapital der Menschheit jeden Abend genau vier Millionen Mark, im Jahre also 1460 Millionen Mark, auf eine ganz unnütze Weise vergeudet, denn die Zündhölzchen, die andernfalls gebraucht werden müßten, um die Lampen wieder anzustecken, würden unter den obigen Voraussetzungen kaum zehn Millionen Mark kosten, die Summe also nur ganz unerheblich verringern. Mein Verfahren ist also durchaus nicht korrekt. — Oder setzen wir einmal einen andern Fall: jemand leidet an einer unheilbaren Krankheit; sein Zustand ist ein derartiger, daß er sich selbst und seinen Angehörigen zur Last fällt, ohne ihnen oder der Welt überhaupt in irgend einer Weise nützen zu können. Außerdem weiß er mit voller Bestimmtheit, daß niemals eine Änderung zum Bessern eintreten kann. Ist es dann unmoralisch, wenn er sich das Leben verkürzt? Durchaus nicht, denn es gereicht der menschlichen Gesellschaft unbedingt nur zum Nutzen,

wenn sie sich auf diese Weise all' derjenigen entledigen kann, welche von ihr nur Pflege ꝛc. fordern, ohne das geringste dafür leisten zu können. Ich bin also vollständig im Rechte, wenn ich mir unter solchen Verhältnissen selbst den Tod gebe; dagegen bin ich es in keiner Weise, wenn mir noch die Möglichkeit geboten ist oder geboten werden könnte, in irgend einer Weise zum Wohle der Gesamtheit beizutragen. Die englischen Gesetze sind darum durchaus konsequent, wenn sie den Selbstmordversuch bestrafen, vorausgesetzt, daß die Richter zu Gunsten unheilbar Kranker eine Ausnahme machen können. Das Gesetz aber darf eine solche Klausel nicht enthalten, denn dann könnte dieselbe auch von Gesunden in der Weise ausgebeutet werden, daß sie sich eine unheilbare Krankheit, z. B. hochgradige Syphilis oder dergl., verschaffen, um im Falle daß ihr Versuch mißlingen sollte, denselben ungestraft wiederholen zu können.

Ebenso kann es unter Umständen moralisch gestattet sein, daß einer, etwa ein Arzt, einem andern das Leben verkürzt. Sieht er z. B. bei einer Entbindung, daß das Kind nicht leben kann, so ist es ganz in der Ordnung, wenn er ihm das Leben nimmt. In einigen Ländern hat der Arzt sogar die Pflicht, das zu thun; nur muß er dann in jedem Falle darüber Bericht erstatten und eventuell beweisen können, daß das Kind nicht lebensfähig gewesen ist. Es würde der menschlichen Gesellschaft ja auch nur schaden, wenn man solche Kinder leben ließe, ganz abgesehen von den Eltern und dem kleinen Wesen selbst.

Wir stellen daher die Regel auf: „Alles, was an und für sich oder wenn es verallgemeinert würde, der Menschheit

zum Nutzen gereichen müßte, ist gut, was ihr einzeln oder verallgemeinert schaden würde, ist schlecht." Das leitende Prinzip in unserer Moral ist also das Wohl der Gesamtheit, nicht die schmutzige Selbstsucht, an welche die Religion appelliert.

Ich habe einige Fälle vorgeführt, welche zeigen, daß unsere Moral in manchen Punkten eine andere ist, als die des Christentums. So werden wir, um noch ein paar Beispiele zu nennen, es nicht als etwas Unstatthaftes betrachten können, wenn jemand am Sonntage arbeitet, dagegen wird es niemals zu billigen sein, wenn sich jemand, der eine erbliche Krankheit hat, verheiratet und Kinder zeugt. Ein Geschlechtskranker müßte in solchem Falle sogar aufs strengste bestraft werden, denn was würde mit der Menschheit geschehen, wenn alle sich eine solche Krankheit zuzögen nnd dann Kinder erzeugten, welche schon von der Geburt an syphilitisch sind? Aus den Moralsätzen der Bibel läßt sich aber ein Verbot wider solchen Schurkenstreich nicht ableiten, zum mindesten dann nicht, wenn die Seuche latent ist, und also der Frau resp. dem Manne nicht mitgeteilt werden kann.

Natürlich sollen derartige Fälle *nicht* mit dem Schüler besprochen werden; es soll ihm nur die obige Universalregel gegeben und an Beispielen erläutert werden, die seiner geistigen Entwickelung angemessen sind. Diese Regel soll dann die Richtschnur für all sein Thun und Handeln werden, so daß er sich bei allem zunächst fragt, welchen Wert es für das Wohlbefinden der Menschheit hat. „Du sollst das Glück der Gesamtheit nach Kräften erhöhen und ihr Elend mindern!" wird ihm ein Gebot, welches die mosaischen nicht nur voll-

kommen ersetzt, sondern an innerem Wert hundertmal übertrifft.

Es könnte bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein gewinnen, als ob diese Regel es erlaubte oder gar forderte, daß sich der einzelne aufopfere, um der Gesamtheit einen ganz geringfügigen Dienst zu erweisen. Dies ist keineswegs der Fall, denn ein solches Vorgehen würde, wenn man es verallgemeinerte, mit der Ausrottung des Menschengeschlechtes endigen, und also vollständig verwerflich sein. Man muß vielmehr immer erwägen, ob das Gut, dessen man die Gesellschaft versichert, des Opfers auch wert sei. Kann ich die Passagiere eines Eisenbahnzuges dadurch dem sicheren Tode entreißen, daß sich die Waggons, welche vielleicht im nächsten Augenblicke mit denen eines anderen Zuges zusammenstoßen oder entgleisen würden, mit Aufopferung des eigenen Lebens zum Stehen bringe: so thue ich es, aber ich opfere mich niemals für einen Trunkenbold auf, ja nicht einmal für eine ganze Reihe solcher Menschen, die wahrscheinlich zusammengenommen der Gesamtheit nicht so viel nützen können, wie ich allein. Das Streben für das Wohl der Menschheit hat also keineswegs die Gleichgültigkeit gegen das eigene Ich zur notwendigen Voraussetzung; im Gegenteil! da ich der Gesellschaft nur dann mit vollen Kräften dienen kann, wenn letztere bei mir in gehöriger Weise entwickelt sind, ist es meine unabweisbare Pflicht, meinen Körper zu schonen und zu kräftigen und meinen Geist zu bilden. Die Pflichten gegen die Gesamtheit schließen also diejenigen gegen die eigene Persönlichkeit mit Notwendigkeit in sich, und man hat sich daher in jedem einzelnen Falle

die Frage vorzulegen, welche von den beiden Gruppen hier die schwerstwiegende ist.

* * *

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß Moral und Strafgesetzbuch sich keineswegs immer decken, ja nicht immer decken *können*. Aus diesem und noch einem anderen Grunde enthält auch letzteres eine ganze Reihe von Bestimmungen, die außerhalb unseres Rechtsbewußtseins liegen. Setzen wir z. B. folgenden Fall: In meinem Hause wohnt ein alter arbeitsunfähiger Diener meines Vaters, dem ich, da er kein Vermögen hat, das Gnadenbrot gebe. Ich verabreiche ihm auch etwas Taschengeld, was indessen nicht ausschließt, daß er gelegentlich diesen oder jenen seiner alten Freunde und Bekannten anbettelt. Dann bin *ich* nach § 361, 4 des deutschen Strafgesetzbuchs dafür verantwortlich und werde mit Haft bestraft. — Oder nehmen wir an, daß ich mich im Sommer gern in Freien aufhalte und daher beschließe, draußen zu übernachten. Flugs kommt die vorsorgliche Polizei und verbietet mir dieses Privatamüsement, durch welches ich keinem Menschen auch nur den allergeringsten Schaden zufüge. Oder bin ich obdachlos, und schlafe ich die eine Nacht bei diesem, die andere bei jenem Bekannten, so kommt wieder die Polizei und befiehlt mir, binnen so und so vielen Tagen ein Unterkommen zu finden. Thue ich es nicht, fahre ich fort, mein Heim jeden Tag anderswo aufzuschlagen, werde ich nach § 361, 8 mit Haft bestraft, obwohl ich der Gesamtheit durch diese Sucht nach Veränderungen in

keiner Weise schade. — Oder denken wir uns, daß ich mich mit der Chemie beschäftige, und daß ich mir, um damit zu experimentieren, etwas Phosphor oder ein anderes Gift verschafft habe. Ein Freund sieht dasselbe bei mir verkorkt stehen und bittet mich, weil auch er chemische Experimente macht, daß ich ihm ein Stück davon überlassen möge. Ich nehme also etwas aus dem Glase heraus, thue es in ein anderes, gieße Wasser darüber und verkorke es, gebrauche also alle möglichen Vorsichtsmaßregeln. Auch mein Freund richtet mit dem Geschenk kein Unglück an, er verwendet es zu seinem Experiment und schließt damit zugleich die Möglichkeit aus, daß ein anderer etwas Unerlaubtes damit anfangen könnte. Dennoch aber werde ich nach § 367, 3 mit einer Buße bis zu fünfzig Thalern oder mit Haft bestraft. Hätte ich ihm dagegen ein Packet Streichhölzer gegeben, wovon er sich den Phosphor selbst hätte abkratzen können, dann wäre ich nicht straffällig gewesen, obwohl ich dabei natürlich keine Vorsichtsmaßregeln gebraucht, meine Mitmenschen also offenbar einer größeren Gefahr ausgesetzt haben würde, als durch die Überlassung eines Stückchens Phosphor in einem verkorkten Glase.

Ich könnte diese Beispiele mit Leichtigkeit verzehnfachen; aber ich glaube, schon durch diese wenigen den Nachweis geliefert zu haben, daß das Strafgesetzbuch Bestimmungen enthält, deren Inhalt unserm Rechtsbewußtsein fern liegt. Die Anzahl derselben läßt sich freilich auch nicht annähernd berechnen, denn dieselbe wird für jeden Menschen eine andere sein. So wird z. B. mancher mit mir der Ansicht sein, daß man einen armen Teufel, der ein Stück Brot entwendet,

um seinen Hunger damit zu stillen, nicht bestrafen dürfte, während andere es als korrekt bezeichnen werden, wenn das Strafgesetzbuch (§ 370, 5) ein solches Vergehen mit einer Geldstrafe bis zu fünfzig Thalern oder entsprechender Haft ahndet. Besonders unsre Landleute, welche ja nicht unter so strenger Polizeikontrolle stehen, wie wir Städter, findet man oft in den eigentümlichsten Rechtsanschauungen. Wo trifft man z. B. einen Bauernknecht, welcher weiß, daß Tierquälerei strafbar ist? „Wenn der Hund mir gehört," sagt er, „dann kann ich damit thun, was ich will," aber die Polizei bestraft ihn mit Haft oder mit einer Geldbuße bis zu fünfzig Thalern. Oder welcher Bauer hat eine Ahnung davon, daß er sich vierzehn Tage Gefängnis zuziehen kann, wenn er mit einer brennenden Zigarre oder mit einer Pfeife ohne Deckel nach der Scheune geht, wo er sein Korn aufbewahrt, vorausgesetzt natürlich, daß dadurch kein Unglück entsteht?

Da aber bekanntermaßen Unkenntnis des Gesetzes nicht vor Strafe schützt, und da der Staatsbürger alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen irgend eine nicht in seinem Rechtsbewußtsein liegende Bestimmung zu verstoßen, müssen die Kinder die wichtigsten dieser Fälle in der Schule kennen lernen. Mit welcher Strafe die einzelnen Vergehen belegt werden, kann ihnen dabei gleichgültig sein; es genügt, wenn sie wissen, daß dieselben überhaupt strafbar sind. Natürlich sollen nicht alle 370 Paragraphen des Gesetzes besprochen werden, sondern nur diejenigen, gegen welche aus Unkenntnis leicht gesündigt werden kann. Besonders dürften dabei zu berücksichtigen sein die Bestimmungen über Injurien, Ur-

kündenfälschung, Majestätsbeleidigung, Verbrechen wider die Religion, Verletzung fremder Geheimnisse und der Abschnitt von den „Übertretungen".

Ferner müssen die Schüler das Allernotwendigste aus der Zivilgesetzgebung kennen lernen, so daß sie später nicht wegen jeder Kleinigkeit zum Rechtsanwalt zu laufen brauchen. So wird es z. B. zweckmäßig sein, ihnen die Bestimmungen über Erbrecht, Gesinderecht, Wechselrecht und dergleichen mitzuteilen, wenigstens dürfte dies viel notwendiger sein, als die Kenntnis der verschiedenen Gesetze, welche Moses dereinst seinen Israeliten gegeben haben soll. Die Zukunftsschule muß nämlich nicht allein Menschen, sondern auch Staatsbürger erziehen, und von einem solchen muß man verlangen, daß er wenigstens die wichtigsten Gesetze seines Landes kennt.

* * *

Das höchste Recht des Staatsbürgers besteht in unserm Lande darin, daß er sich selbst seinen Vertreter für den Reichstag wählen kann. Soll er aber eine Wahl treffen, die seinen Interessen entspricht, und soll er wissen, welche Bedeutung die Wahl für ihn wie für die Gesamtheit hat, so muß er wenigsten einige politische Bildung besitzen. Leider aber steht es in dieser Beziehung um unser Volk sehr traurig. Besonders auf dem Lande und in kleineren Städten hat der weitaus größte Teil der Bevölkerung kaum eine blasse Ahnung von der Bedeutung des Wahlaktes; höchstens haben hier und da die Sozialdemokraten das politische Interesse ein wenig anzuregen vermocht. In der Regel aber er-

zählt der größte Bauer im Dorfe den Arbeitern, daß sie den und den wählen müssen; „sonst müßt ihr noch mehr Steuern bezahlen.“ Und letzteres wollen sie natürlich unter keinen Umständen; folglich wählen sie denjenigen, der nach Angabe ihres Gewährsmannes keine neuen Steuern verlangt. Was er sonst für ein Mensch ist, wissen sie nicht, und wenn man ihnen auch sagen würde, daß er ultramontan oder nationalliberal sei, so würden sie es doch nicht verstehen. „Er stimmt gegen neue Steuern,“ das genügt.

Bis zu dieser Reflexion versteigen sich aber nur die Pfiffikusse; die andern stecken einfach den Zettel in die Urne, der ihnen gegeben wird, d. h. wenn sie überhaupt wählen. Sie kalkulieren nämlich ganz richtig folgendermaßen: „Unsereins versteht ja doch von solchen Geschichten nichts; das müssen die Leute wohl besser kennen, welche die Zettel austeilen. Übrigens ist es ja auch einerlei, wen man wählt, Bismarck soll ja doch durchsetzen, was er will. Ich nehme also den Zettel, welchen man mir giebt, dann kann wenigstens niemand sagen, daß ich ihm Unrecht gethan habe.“ Auf dem Lande giebt es nämlich in den meisten Gegenden nur einen Zettel, welcher auf den Kandidaten lautet, den der größte Bauer, der Ortsvorsteher, der Wirt oder wer sonst das größte politische Licht des Dorfes ist, für den passenden hält. „Die anderen haben wir verbrannt,“ sagte mir einmal der Wirt des Wahllokals, an welchen die Zettel für alle Kandidaten geschickt worden waren, und zeigte sich dabei aufs höchste überrascht, daß ich anders stimmen wollte, als das ganze Dorf, obwohl ich mich dort nur zum Besuch aufhielt, also gewissermaßen die Gastfreundschaft der werten

Dörfler genoß. Der Wahlkreis, in welchem mir dies passierte, hat bei der letzten Wahl statt des früheren fortschrittlichen Abgeordneten einen Nationalliberalen aus dem 70 bis 80 Meilen entfernten Berlin gewählt, von welchem man weiter nichts wußte, als daß der Amtsrichter der nächsten Kreisstadt mit ihm zusammen studiert und ihn in einer langen, salbungsvollen Rede empfohlen habe.

Um diesem Übelstande zu begegnen, hat man von verschiedenen Seiten vorgeschlagen, das allgemeine Stimmrecht wieder abzuschaffen, was indessen ungefähr einer Austreibung des Teufels durch Beelzebub gleichkommen würde. Denn glücklicherweise fügt es sich nicht immer so, daß die größte politische Einsicht unzertrennlich mit dem größten Geldsack verbunden ist, — vielmehr findet man besonders unter den Sozialdemokraten, welche ja im allgemeinen nicht allzu reichlich mit Glücksgütern gesegnet zu sein pflegen, recht viele Leute, welche an politischer Bildung ein weit größeres Quantum besitzen, als mancher reiche Dummkopf. Denn wie man auch über den Sozialismus denken möge: so viel steht jedenfalls fest, daß er seine Anhänger zur Beschäftigung mit politischen Fragen anregt, und daß die ihm ergebenen Zeitungen meist vorzüglich redigiert sind.

Zweckmäßiger und gerechter als die Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts würde es sein, wenn dem Volke so viel politische Bildung beigebracht werden könnte, daß es wirklich diejenigen Vertreter wählte, welche seine Interessen am besten wahrnehmen werden. Dies läßt sich am sichersten und leichtesten durch die Schule anbahnen, indem sie den Schülern wenigstens die Kenntnis der Grundzüge unserer Reichsverfassung ver-

mittelt. Das übrige werden dann die Zeitungen thun müssen; nur in der Oberschule wird man außer der Verfassungskunde noch einen Kursus in der National-Ökonomie durchmachen können, wozu in der Mittel- und Unterschule kaum Zeit vorhanden sein wird. Die Verfassung aber muß in ihren Hauptzügen in allen Lehranstalten so gründlich behandelt werden, daß jeder, der nicht geradezu Idiot ist, dieselben kennt. Dann wird er auch späterhin die Berichte verstehen können, welche die Zeitungen über Reichstagssitzungen und -wahlen bringen; er wird politisches Interesse bekommen und seine Stimme demjenigen geben, den er für den Würdigsten hält. Die Zusammensetzung der gesetzgebenden Körperschaften wird dann allerdings eine wesentlich andere werden, aber sie wird dann von der politischen Überzeugung des Volkes abhängig sein und nicht, wie es heute der Fall ist, von einer Reihe oft ganz unberechenbarer Faktoren.

* * *

Außer der Moral, der Gesetzes- und der Verfassungskunde muß als neue Disziplin noch die Gesundheitslehre in den Lehrplan der Zukunftsschule aufgenommen werden. Dieselbe wird allerdings schon jetzt hier und da gelehrt, beschränkt sich aber wohl immer auf einige gelegentliche Mitteilungen, welche im Anschluß an den Unterricht in der Anthropologie gemacht werden. Aber die Gesundheitslehre muß ein *selbständiges* und fleißig kultiviertes Fach werden, welches nur *insofern* mit der Anatomie verbunden ist, als

diese für das Studium der Gesundheitslehre die notwendige Grundlage abgiebt.

Es ist selbstverständlich durchaus nicht meine Absicht, durch diesen Unterrichtszweig die Ärzte entbehrlich oder auch nur weniger unentbehrlich zu machen. Medizinische Studien können und dürfen wir in der Schule nicht treiben, und wenn wir es könnten, so würden wir doch in den meisten Fällen so gut wie nichts dadurch erreichen. Wir wollen also nicht den Schüler lehren, Krankheiten zu heilen, sondern nur, Krankheiten zu verhüten, mit anderen Worten: wir wollen ihm zeigen, in welcher Weise er seinen Körper behandeln muß, um möglichst gesund zu bleiben. Wir besprechen also mit ihm — und besonders mit den Schülerinnen — die zweckmäßigste Bekleidungsmethode, den Wert der frischen Luft, des kalten Wassers, des Lichtes für den menschlichen Körper, die Einrichtung und Reinigung des Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmers, die Schädlichkeit des Staubes, des Schmutzes, des Rauches ꝛc., die Pflege der Haut, des Haares, der Zähne, die Sorge für die Erhaltung des Gesichts und Gehörs u. s. w., u. s. w.

Außer diesen Belehrungen, welche also den Zweck haben, Krankheiten vorzubeugen, sind die Kinder auch darüber zu instruieren, wie sie sich bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen bis zur Ankunft eines Arztes zu verhalten haben; ebenso in welcher Weise Belebungsversuche mit Ertrunkenen, Erhängten und Erfrorenen anzustellen sind. Durch solchen Unterricht wird es nicht allein gelingen, die Schüler zu einem kräftigeren Geschlechte zu erziehen, sondern auch, den vielen Kurpfuschern und Geheimmittelschwindlern das

Handwerk zu legen. Und auch dieses letztere ist ein nicht zu unterschätzender Erfolg!

* * *

An die Kinderschulen schließen sich die Jünglings- und Jungfrauenschulen. Der Besuch derselben ist an und für sich fakultativ; doch sollen Verlobte in der Weise zur Teilnahme am Unterricht angehalten werden, daß der Staat sie verpflichtet, vor ihrer Verheiratung eine Bescheinigung über einen mindestens einjährigen Besuch dieser Schule beizubringen, — was unbedingt mehr für sich hat, als wenn man zur Einlieferung eines Impfscheins oder dergleichen gezwungen wird.

In der Jünglings- und Jungfrauenschule sollen nämlich die angehenden Väter und Mütter vor allen Dingen ihre Kinder erziehen lernen. Zu diesem Zwecke versammeln sie sich in getrennten Lokalitäten jeden Abend eine Stunde lang. Der Unterricht wird den Burschen von einem Manne, den Mädchen von einer Frau erteilt. Wann sie mit demselben beginnen wollen, bleibt ihnen überlassen, sofern sie nur vor ihrer Verheiratung den Kursus absolvieren.

Als Unterrichtsstoff fungieren also besonders Psychologie und Erziehungslehre. Erstere muß in der leichtfaßlichsten Weise dargestellt werden, so daß sie auch den Unbegabtesten verständlich wird; — die Erziehungslehre muß besonders auf die Fehler Rücksicht nehmen, welche die Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder regelmäßig zu machen pflegen. In der Jungfrauenschule kommen außerdem Belehrungen über

die Behandlung von Säuglingen im ersten Lebensjahre vor. Der Gefahren, denen solch' ein zartes Wesen ausgesetzt ist, sind ja so viele, daß die Mutter kaum vorsichtig genug sein kann. Ferner lernt sie, wie sie späterhin das Kind zum Sprechen und zum Spielen nach Fröbel'scher Weise anzuleiten hat.

In der Jünglingsschule findet außer dem Studium der Psychologie und der Erziehungslehre die Wiederholung der Gesetzes- und Verfassungskunde statt, so daß die jungen Leute, wenn sie in das wahlberechtigte Alter eintreten, sicher wissen, worum es sich handelt, und nicht dem ersten, besten, der ihnen empfohlen ist, oder, der von einer Tribüne herab einige Phrasen an sie richtet, ihre Stimme geben. —

Ich habe versucht, in möglichst kurzen Zügen anzudeuten, in welcher Richtung die Neuorganisation unseres Schulwesens erfolgen muß. Einen auch nur annähernd vollständigen Plan habe ich nicht geben können und nicht geben wollen; es kam mir nur darauf an, nachzuweisen, daß in unseren heutigen Schulen keine Männer, sondern verlogene Hohlköpfe und Schwächlinge herangebildet werden, welche, weil sie wenigstens in den höheren Ständen in der Majorität sind, sich einbilden, daß alles sich nach ihnen richten und also ebenso phrasenhaft und denkfaul werden muß, wie sie. Und dann wollte ich zeigen, wie unsere heranwachsende Generation nur dadurch aus den Klauen des Bildungsschwindels errettet werden kann, daß wir sie ihrem Verstande und nicht ihrem Geldbeutel gemäß auf Grundlage der natur-

Handwerk zu legen. Und auch dieses letztere ist ein nicht zu unterschätzender Erfolg!

* * *

An die Kinderschulen schließen sich die Jünglings- und Jungfrauenschulen. Der Besuch derselben ist an und für sich fakultativ; doch sollen Verlobte in der Weise zur Teilnahme am Unterricht angehalten werden, daß der Staat sie verpflichtet, vor ihrer Verheiratung eine Bescheinigung über einen mindestens einjährigen Besuch dieser Schule beizubringen, — was unbedingt mehr für sich hat, als wenn man zur Einlieferung eines Impfscheins oder dergleichen gezwungen wird.

In der Jünglings- und Jungfrauenschule sollen nämlich die angehenden Väter und Mütter vor allen Dingen ihre Kinder erziehen lernen. Zu diesem Zwecke versammeln sie sich in getrennten Lokalitäten jeden Abend eine Stunde lang. Der Unterricht wird den Burschen von einem Manne, den Mädchen von einer Frau erteilt. Wann sie mit demselben beginnen wollen, bleibt ihnen überlassen, sofern sie nur vor ihrer Verheiratung den Kursus absolvieren.

Als Unterrichtsstoff fungieren also besonders Psychologie und Erziehungslehre. Erstere muß in der leichtfaßlichsten Weise dargestellt werden, so daß sie auch den Unbegabtesten verständlich wird; — die Erziehungslehre muß besonders auf die Fehler Rücksicht nehmen, welche die Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder regelmäßig zu machen pflegen. In der Jungfrauenschule kommen außerdem Belehrungen über

die Behandlung von Säuglingen im ersten Lebensjahre vor. Der Gefahren, denen solch' ein zartes Wesen ausgesetzt ist, sind ja so viele, daß die Mutter kaum vorsichtig genug sein kann. Ferner lernt sie, wie sie späterhin das Kind zum Sprechen und zum Spielen nach Fröbel'scher Weise anzuleiten hat.

In der Jünglingsschule findet außer dem Studium der Psychologie und der Erziehungslehre die Wiederholung der Gesetzes- und Verfassungskunde statt, so daß die jungen Leute, wenn sie in das wahlberechtigte Alter eintreten, sicher wissen, worum es sich handelt, und nicht dem ersten, besten, der ihnen empfohlen ist, oder, der von einer Tribüne herab einige Phrasen an sie richtet, ihre Stimme geben. —

Ich habe versucht, in möglichst kurzen Zügen anzudeuten, in welcher Richtung die Neuorganisation unseres Schulwesens erfolgen muß. Einen auch nur annähernd vollständigen Plan habe ich nicht geben können und nicht geben wollen; es kam mir nur darauf an, nachzuweisen, daß in unseren heutigen Schulen keine Männer, sondern verlogene Hohlköpfe und Schwächlinge herangebildet werden, welche, weil sie wenigstens in den höheren Ständen in der Majorität sind, sich einbilden, daß alles sich nach ihnen richten und also ebenso phrasenhaft und denkfaul werden muß, wie sie. Und dann wollte ich zeigen, wie unsere heranwachsende Generation nur dadurch aus den Klauen des Bildungsschwindels errettet werden kann, daß wir sie ihrem Verstande und nicht ihrem Geldbeutel gemäß auf Grundlage der natur-

wissenschaftlichen Weltanschauung zu denkenden Menschen mit praktischem Blicke, mutiger Stirne und warmem Herzen auszubilden, und zugleich für ihre Kinder leiblich und geistig gesunde Eltern erziehen, welche sich ihrer hohen Aufgabe bewußt und derselben in jeder Beziehung gewachsen sind.

Druck von Oswald Mutze, Leipzig.

Freidenkerische Schriften.

Verlag von **B. Elischer** in Leipzig.

Die

conventionellen Lügen

der

Kulturmenschheit.

Von

Max Nordau.

Zwölfte Auflage.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Preis eleg. geh. 6 M., fein geb. 7 ½ M.

Dieses Buch ist in Österreich verboten.

Paradoxe.

Von

Max Nordau.

Vierte Auflage.

Preis eleg. geh. 6 M; fein geb. 7 ½ M.

Dieses Buch ist in Rußland verboten.

Soeben erschien:

Konrad Deubler.

Tagebücher, Biographie und Briefwechsel

des oberösterreichischen Bauernphilosophen.

Herausgegeben von

Arnold Dodel-Port.

Mit Deublers Porträt in Stahlstich und anderen Kunstbeilagen.

Zwei starke Bände. Preis eleg. geh. 12 M.; fein gebunden 15 M.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der **naturwissenschaftlich-materialistischen Aufklärung**. Das Buch enthält über 600 Briefe von und an **H. Zschokke, D. F. Strauß, Ludwig Feuerbach, Ernst Haeckel** u. v. A.

= Verlag von B. Elischer, Leipzig. =

Der moderne

Bildungsschwindel

in

Schule und Familie,
sowie im täglichen Verkehr.

Von

Jens L. Christensen.

Zweite Auflage

vermehrt durch einen

Nachtrag:

enthaltend eine aktenmäßige Darstellung des wider Autor und Verleger dieser Schrift wegen Verbreitung der letzteren geführten

Kriminal-Prozesses.

Die
moderne Volkserziehung
vor Gericht.

Die

moderne Volkserziehung

vor Gericht.

Aktenmäßige Darstellung des gegen Autor und Verleger der Schrift: „Der moderne Bildungsschwindel“ vor dem Landesgericht zu Leipzig Strafkammer II geführten Kriminalprozesses, nebst der Entscheidung des Reichsgerichts.

Leipzig,
Verlag von B. Elischer.
1886.

Am 26. Februar 1885 schrieb mir Herr B. Elischer, der Verleger meines Buches, wörtlich folgendes:

„Der ‚Bildungsschwindel' findet in den letzten 14 Tagen in Österreich auffallend großen Absatz. Auf Grund früherer Erfahrungen — speciell mit Nordau's ‚Conventionellen Lügen' — bin ich zu der Annahme geneigt, daß diese vermehrte Nachfrage auf ein Verbot von seiten der Wiener Staatsanwaltschaft zurückzuführen ist. In Österreich kann einem Buche nämlich nichts Angenehmeres passieren, als wenn es Herrn Pelser in die Hände fällt. Er ist auf diesem Gebiet der beste Reklamenmacher, den es giebt. Schreiben Sie doch einmal an ihn — ich selbst habe augenblicklich zu viel um die Ohren —, damit wir erfahren, ob sich meine Vermutung bestätigt. Wenn es wirklich der Fall sein sollte, dann können wir uns gratulieren; die Zukunft des Buches ist dann gesichert."

Natürlich schrieb ich sofort an die Wiener Staatsanwaltschaft und erhielt nach einigen Tagen von ihr die

Die hiesige kgl. Staatsanwaltschaft ließ mich gestern vorladen und teilte mir zu meiner sprachlosen Verwunderung mit, daß sie durch die Wiener Vorgänge auf den ‚Bildungsschwindel‘ aufmerksam gemacht worden sei; daß sie sich die Sache genauer besehen und auch *ihrerseits* gefunden habe, daß das in Rede stehende Schriftwerk gegen so und so viel Gesetzesparagraphen des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation (im Zeitalter der Aufklärung, versteht sich) verstoße, sowie daß *Autor* und *Verleger* besonders wegen „Gotteslästerung“ (!) und „Verbreitung unzüchtiger Schriften“ (!!!) *eventuell* zur Verantwortung zu ziehen seien.

Selbstverständlich wurde ich in die tausend Einzelheiten befragt, bejahte, daß ich das Buch drucken ließ und vertrieben habe, gab dem Staatsanwalt, hierzu aufgefordert, auch Ihre Adresse an, versuchte, mich mit ihm trotz meines beschränkten Unterthanenverstandes in eine Polemik einzulassen und gab ihm, da ich in juristischen Sachen nicht recht beschlagen bin und die Diskussion daher erfolglos blieb, schließlich den wohlgemeinten Rat, sich vorerst doch lieber an einen Sachverständigen zu wenden, was aber höchst — „ungnädig“ aufgenommen wurde: als „Staatsanwalt“ brauche er *keinen* Sachverständigen, meinte er. Der Herr Staatsanwalt erklärte endlich, er behalte sich vor, das Buch noch *genauer* zu studieren, um sich „ein Urteil zu bilden“ (so sagte er wörtlich), und bemerkte, daß

„der Verfasser ein sehr geistreicher Mann zu sein scheine", sowie daß „die Ausstattung des Buches eine sehr vornehme sei". Damit war die Audienz zu Ende.

Einige Tage später erhielt ich vom Amtsgericht zu Göttingen, wo ich damals wohnte, eine Vorladung zur Vernehmung in der „Strafsache gegen Sie und Genossen wegen Majestätsbeleidigung 2c." Also ein neues Verbrechen! Zuerst war es „Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit", „Vergehen gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung" und „Religionsstörung", dann wurde es „Gotteslästerung" und „Verbreitung unzüchtiger Schriften", und nun endlich war ich bei der „Majestätsbeleidigung 2c." angelangt. Man wird mir verzeihen, wenn ich unter solchen Umständen allmählich neugierig wurde, welche Verbrechen man noch weiter in dem Buche entdecken würde.

Am 27. März fand meine Vernehmung statt, und ich erfuhr nun, daß der Leipziger Staatsanwalt auf Ersuchen seines Wiener Kollegen das Strafverfahren gegen mich eingeleitet habe („die Staatsanwälte reichen sich die Hände"), und daß die Anklage auf Majestätsbeleidigung und Gotteslästerung resp. Beschimpfung der christlichen Kirche laute. Von einem Vergehen wider die Sittlichkeit dagegen war nun nicht mehr die Rede; hier mußte also die Deduktionsgabe der Staatsanwaltschaft wohl Schiffbruch erlitten haben.

Ich erklärte zu Protokoll, daß ich bei meinen Ausführungen auf Seite 156 und 157 in keiner Weise den deutschen Kaiser vor Augen gehabt habe, sowie daß es mir nicht eingefallen sei, auf Seite 145 bis 150 irgend einen

„Gott“ oder auch die christliche Kirche beschimpfen zu wollen; ich habe vielmehr nur an dem Inhalte der Bibel eine rein sachliche, wissenschaftliche Kritik geübt, um nachzuweisen, daß dieses Buch als Moralkodex für die Schule unverwendbar sei.

Am 24. April wurde mir die Anklageschrift der Staatsanwaltschaft zugestellt. Dieselbe lautet:

An
die Strafkammer I
des Königlichen Landgerichts
zu
Leipzig.

Ende November 1884 ist hier im Verlage des Verlagsbuchhändlers
Balthasar Elischer,
hier,
geboren am 12. Februar 1855 zu Kaschau,
ein von dem in Göttingen lebenden Schriftsteller
Jens Lauris Christensen,
geboren am 21. Oktober 1856 zu Ruttebüll,
verfaßtes und Elischer zur Veröffentlichung überlassenes Buch

„Der moderne Bildungsschwindel in Schule und Familie sowie im täglichen Verkehr“

erschienen.

Die Auflage hat in .... Exemplaren bestanden, wovon seither etwa .... im Buchhandel abgesetzt worden sind.

In diesem Buche finden sich zunächst auf Seite 146 und 147 ff. folgende Stellen:

(Folgt die wörtliche Wiedergabe des Textes auf Seite 146 ff., von „Kann ein Gott, der selbst die Liebe ist“ bis „Was soll ein einigermaßen vernünftiger Schüler zu solchem Unsinn sagen?“ Sodann Seite 147 ff. von „Oder soll etwa der Inhalt der Bibel ein derartiger sein“ bis „Und solchen Mann sollen wir unsern Kindern als Vorbild hinstellen?“)

Die auf Seite 146 in obigen Worten enthaltene Behauptung, daß es auf Erden keinen Tyrannen gegeben habe, der auch nur annähernd so grausam gewesen wäre wie Gott, diese Zusammenstellung Gottes mit den grausamsten Erdentyrannen; ferner die auf Seite 149 enthaltene Bemerkung, Jesus behandle seine Mutter stets in der schroffsten, unkindlichsten Weise, die daselbst hervorgehobene Unterscheidung Jesus von sonstigen wohlerzogenen Knaben, die Ausdrucksweise daselbst: „(Jesus) sagt womöglich noch unhöflicher“ in Verbindung mit den Schlußsätzen: „ja (Jesus) hat sogar die Worte über seine Lippen gebracht“ und „Und solchen Mann sollen wir unseren Kindern als Vorbild hinstellen?“ enthalten in beschimpfenden Äußerungen erfolgte Lästerungen Gottes, die Roheit des Ausdrucks, die auch sonst in dem Buche, besonders in den Ausführungen Seite 139 ff., hervortritt, charakterisiert die hier scharf ausgeprägte Nichtachtung und Verachtung der göttlichen Persönlichkeit als „Beschimpfung“. Daß aber durch diese

Äußerungen allen gläubigen Angehörigen der christlichen Kirchen ein Ärgernis gegeben worden ist und noch gegeben wird, kann keinem Zweifel unterliegen.

Ferner aber ist in den obigen Stellen eine Beschimpfung der christlichen Kirchen zu befinden.

Der Inhalt der Bibel wird daselbst als „Mummenschanz", als „Hokuspokus", als „Unsinn" bezeichnet.

Daß diese Äußerungen die Bibel „beschimpfen", liegt auf der Hand. Die heilige Schrift ist aber die Grundlage des christlichen Glaubens, und es werden deshalb die christlichen Kirchen selbst durch eine Beschimpfung der Bibel getroffen. Zu vergl. Olshausen, Kommentar, Note 10 zu § 166.

Die Berufung darauf, daß es sich in obigen Ausführungen nur um eine wissenschaftliche Kritik handle, ist zurückzuweisen. Den Anspruch wissenschaftlicher Ausführungen darf das Buch überhaupt nicht erheben. Tieferer Gehalt ist in den Bemerkungen nicht zu finden; sie bezwecken auch ihrer ganzen Anlage nach nicht eine wissenschaftliche Kritik. Hätte solche aber wirklich dem Verfasser vorgeschwebt: der Ausdruck hätte jede Schranke berechtigter Kritik durchbrochen.

Des weitern findet sich auf Seite 155 ff. folgender Passus:

(in Sachen „Majestätsbeleidigung" wird das auf S. 155 ff. des Textes Gesagte von „Oder bespreche ich z. B. die

Christenverfolgungen des Altertums" bis „Näherliegende Beispiele mag sich jeder selbst suchen" wörtlich wiedergegeben).

Hier wird die Parallele zwischen den Christenverfolgungen des römischen Kaisers und den Bestrebungen, durch welche heutzutage unsere Fürsten die Ausrottung der Sozialdemokratie zu bewerkstelligen suchen, für naheliegend und berechtigt erklärt. Das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie, welches allerdings die Bekämpfung der wüsten Agitation, durch welche die sozialdemokratische Partei die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung zu untergraben unternahm, ex professo bezweckte, ist „im Allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät des Kaisers" erlassen; die die Gültigkeitsdauer des besagten Gesetzes verlängernden Gesetze vom 21. Mai 1880 und 28. Mai 1884 sind verfassungsgemäß von Sr. Majestät dem Kaiser vollzogen. Es muß demgemäß die obige Äußerung jedenfalls in erster Linie auf Se. Majestät den Kaiser bezogen werden. Die Christenverfolgungen, besonders in der Art und Weise ihrer Handhabung, welche in der obigen Äußerung aber gerade den Vergleichungspunkt abgegeben hat, werden allgemein als Schmach empfunden. Es enthält demzufolge die Parallelisierung der angeblichen Verfolgungen der Sozialdemokraten mit den von den römischen Kaisern inscenierten Christenverfolgungen eine schwere Beleidigung jedenfalls auch

sticht wenigstens insofern vorteilhaft gegen die Anklageschrift des Herrn Staatsanwalts ab, als der Beschluß in einem wesentlich maßvolleren Tone abgefaßt ist als das Opus der Königlichen Staatsanwaltschaft. Er lautet:

Beschluß.

Der Verlagsbuchhändler
Balthasar Elischer aus Kaschau
und der Schriftsteller
Jens Lauris Christensen aus Ruttebüll
erscheinen hinreichend verdächtig, daß sie dadurch,
daß
Christensen gegen Ende des Jahres 1884 das zu den Akten gebrachte Schriftwerk: „Der moderne Bildungsschwindel 2c." verfaßt und zum Zwecke der Veröffentlichung an den Mitangeschuldigten Elischer behufs Vervielfältigung durch den Druck und buchhändlerischen Vertrieb überlassen,

Elischer aber das ebenerwähnte Werk hier mit Kenntnis von dessen Inhalt in .... Exemplaren drucken lassen und durch den Buchhandel in mehr als .... Exemplaren verbreitet, gemeinschaftlich

1.

öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott gelästert und dadurch ein Ärgernis gegeben,
sowie
öffentlich die christlichen Kirchen beschimpft,

2.

den deutschen Kaiser beleidigt haben, insofern — unter wesentlicher Überschreitung der Grenzen einer wissenschaftlichen Kritik und bez. Ausführung in jener Schrift

zu 1: auf Seite 145—150 bei Gelegenheit des zur Bekämpfung des sogenannten modernen Bildungsschwindels ausgesprochenen Verlangens, die Religion aus der Schule zu entfernen,

a) öffentliche Äußerungen enthalten sind, welche Mißachtung und Hohn gegen Gott den Vater und bez. den Sohn ausdrücken und eine Verletzung des religiösen Gefühls der glaubwürdigen Mitglieder der christlichen Kirchen erregen, indem insbesondere gesagt wird:

daß nach Inhalt der alttestamentarischen biblischen Geschichte Pharao erst von Gott verstockt gemacht und dann dafür bestraft worden sei,

auch

bezüglich des von Gott an Abraham gerichteten Gebots, seinen Sohn Isaak zu opfern, gefragt ist: „Kann ein Gott, der selbst die Liebe ist, einem Vater etwas derartiges zumuten?"

„Hat es jemals auf Erden einen Tyrannen gegegeben, der auch nur annähernd so grausam gewesen wäre?"

ferner bei Besprechung des Einflusses des Neuen Testaments (Blt. 149) das in letzterem erzählte Verhalten Jesus gegen seine Mutter als das schroffste

und unkindlichste, als ein im Gegensatze zu demjenigen wohlerzogener Knaben unhöfliches mit der Bemerkung hingestellt wird:

„Und solchen Mann sollen wir unseren Kindern als Vorbild hinstellen?",

b) die Äußerung Blatt 146, daß die in der Bibel enthaltene Erzählung des von Gott geforderten Opfers Abrahams ein „Mummenschanz" und „Hokuspokus", nach dessen Zwecke ein nicht vollständig stumpfsinniger Schüler sich fragen müsse, sei,

eine öffentliche Beschimpfung des Inhalts der Bibel und damit zugleich der auf dem Glauben an die heilige Schrift beruhenden christlichen Kirchen in sich schließt;

sodann aber auch

zu 2: bei Gelegenheit der Blatt 155 flg. ersichtlichen Ausführung, wie seitens des Lehrers den Kindern Geschichtsunterricht zu erteilen und z. B. bei Besprechung der Christenverfolgungen des Altertums dahin zu streben sei, daß die Kinder erkennen, daß eine im Volke wurzelnde geistige Bewegung sich nicht durch äußere Zwangsmaßregeln ersticken lasse, daß vielmehr jedes Opfer der Gewalt den Reihen der Kämpfenden nur Scharen neuer Anhänger zuführe,

Blt. 156 erwähnt wird:

„es werde dann nahe liegen — so haarsträubend dies auch gouvernementalen Gemütern vorkommen möge — eine Parallele zu ziehen zwischen den genannten Bestrebungen der römischen Kaiser und

denjenigen, durch welche heutzutage unsere Fürsten die Ausrottung der Sozialdemokratie zu bewerkstelligen suchen"

in dieser Äußerung aber um deswillen eine Verletzung der der Person Sr. Majestät des deutschen Kaisers schuldigen Achtung zu befinden ist, als unter den vorstehenden „Bestrebungen unserer Fürsten" in erster Linie das im Auftrage Sr. Majestät des deutschen Kaisers erlassene und von ihm vollzogene Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 und bez. die dessen Gültigkeitsdauer verlängernden Gesetze vom 31. Mai 1880, und 28. Mai 1884 zu verstehen sind, und das Aufstellen einer Parallele zwischen den Christenverfolgungen römischer Kaiser einer- und den ebenerwähnten Regierungsmaßnahmen Sr. Maj. des deutschen Kaisers anderseits eine grobe Mißachtung gegen letzteren selbst zum Ausdruck bringt.

Auf Antrag der Königlichen Staatsanwaltschaft wird daher gegen die erwähnten Angeschuldigten

zu 1. wegen Vergehens gegen § 166,

„ 2. „ „ „ § 95,

in Verbindung mit §§ 47 und 74 des Strafges.-Bchs. und § 20 des Preßgesetzes,

das Hauptverfahren vor der Strafkammer II des Königlichen Landgerichts hier eröffnet.

Auf die Eingabe Elischers*) Blt. 25 flg. war,

*) Herr Rechtsanwalt Freytag II., Verteidiger des Verlegers, hatte zuerst die Einstellung des Verfahrens beantragt.

da dieselbe spezielle Anträge auf Beweiserhebungen nicht enthält, etwas nicht zu verfügen.

Leipzig, den 19. Mai 1885.

Das Königl. Landgericht daselbst,
Strafkammer I.

Dr. Schilling. Bieler. Barth.

Am 25. August fand endlich die Hauptverhandlung vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts in Leipzig statt. Herr Elischer wurde von dem Rechtsanwalt Herrn Freitag II. in Leipzig verteidigt; ich hatte keinen Vertreter angenommen. Die Debatten waren besonders vonseiten des Herrn Staatsanwalts ziemlich erregter Natur; so sprach er z. B. die sonderbare Ansicht aus, daß ich „keine Spur von Idealismus" besitze, und daß darum meine angebliche Majestätsbeleidigung nicht durch Festungsstrafe, sondern nur durch Gefängnis gesühnt werden könne. Der Herr Staatsanwalt ging dabei offenbar von der grundfalschen Anschauung aus, daß es weiter keine Ideale gäbe, als die seinigen, also vielleicht Monarchie, Hierarchie und Polizeiwirtschaft, eine Ansicht, deren Unrichtigkeit ich wohl nicht erst nachzuweisen brauche. Selbstverständlich ging ich auf eine unmotivierte Behauptung nicht näher ein; denn daß auch ich meine Ideale habe, wenn auch ganz andere, als die des Herrn Staatsanwalts, ja daß ich für diese Ideale nötigenfalls in den Tod gehen würde: davon hätte ich den Herrn ja doch nicht überzeugt. Ein derartige Kampfesweise ist indessen für unsere heutigen Verhältnisse recht bezeichnend.

Die Beratung des Gerichtshofes dauerte anderthalb

Stunden, ein Beweis dafür, daß eine Einigung über die passende Bestrafung meiner Schandthaten nur mühsam erzielt worden ist. Endlich war indessen auch die Beratung zu Ende, der Gerichtshof erschien von neuem und verkündete folgendes Urteil:

Im Namen des Königs!

In der Strafsache gegen den Schriftsteller Jens Lauris Christensen aus Ruttebüll und den Verlagsbuchhändler Balthasar Elischer aus Kaschau wird für Recht erkannt:

Es wird der Angeklagte Christensen unter Freisprechung von der Anklage wegen Majestätsbeleidigung, wegen Vergehens gegen § 166 des Reichsstrafgesetzbuches zu

Einem Monat Gefängnis,

sowie zur Tragung der Kosten des Verfahrens verurteilt; dagegen wird der Angeklagte Elischer von der Anklage überhaupt

freigesprochen,

und werden insoweit die gerichtlichen Kosten auf die Staatkasse übertragen.

Endlich sind von dem der Anklage zu Grunde liegenden Schriftwerke: „Der moderne Bildungsschwindel“ ꝛc. von Jens L. Christensen die die Seitenzahl 145 bis mit 148 tragenden Blätter sowie derjenige Teil der Platten und Formen, auf welchem sich diese Stellen befinden, unbrauchbar zu machen.

Die Freisprechung des Herrn Elischer erfolgte auf

Antrag des Staatsanwalts, weil Herr Elischer vor der Drucklegung meines Buches nur die beiden ersten Kapitel genau gelesen hatte, seinerseits auch geltend machte, daß die bloße Revision von Druck-Correkturen noch kein wirkliches „Studium“ des Schriftwerks in sich schließe, er für meine sogenannten Vergehen im dritten Abschnitt also nicht verantwortlich gemacht werden konnte. Mit mir Missethäter lag die Sache indessen anders: ich hatte das Buch geschrieben, mußte also wissen, was darin stand, und war unter allen Umständen dafür verantwortlich. Ich konnte also verurteilt werden und wurde es.

Die Gründe für diese Verurteilung waren nach dem mir später zugestellten Erkenntnis folgende:

> Durch die von den beiden Angeklagten in der Hauptverhandlung gemachten Angaben und die in derselben verlesenen Stellen des Druckwerks: „Der moderne Bildungsschwindel in Schule und Familie, sowie im täglichen Verkehr“ von Jens L. Christensen steht folgendes thatsächlich fest.
>
> Der am 21. Oktober 1856 in Ruttebüll, Reg.Bez. Schleswig, geborene und bisher unbestrafte Angeklagte Christensen, wohnhaft in Göttingen, hat das vorerwähnte Druckwerk verfaßt und im November 1884 dem Mitangeklagten Elischer im Manuskript zum Zwecke der Veröffentlichung durch den Druck im Wege des Buchhandels überlassen.

Es folgen nun die Aussagen des Herrn Elischer über die Art und Weise des buchhändlerischen Vertriebes; — dann heißt es weiter:

In dem vorerwähnten Druckwerke finden sich nun folgende Stellen, wegen welcher das Hauptverfahren wider die beiden Angeklagten eröffnet worden ist, vor:

1. betreffs des Alten Testaments der Bibel als Gegenstand des Religionsunterrichts in der Schule auf Seite 145 bis 147:

(folgt der Abschnitt von „was soll sich z. B. ein Schüler denken" bis „zu solchem Unsinn sagen".)

Was die hervorgehobenen Stellen des in Rede stehenden Druckwerks anlangt, so haben folgende Erwägungen Platz zu greifen gehabt:

I. Den Angeklagten Christensen betreffend:

In Betracht kommen:

a) Die Worte: „Oder was soll er (der Schüler) von einem Gotte denken, der dem armen Pharao die eine Plage nach der andern auf den Hals schickt, damit er die Israeliten reisen lasse, und dann selbst das Herz Pharaos verstockt, daß er die Kinder Israel nicht ließ?" (2. Mose 10, 20, 21.)

b) Die in bezug auf das von Gott an Abraham gerichtete Gebot, seinen Sohn Isaak zu opfern, gestellten Fragen: „Kann ein Gott, der selbst die Liebe ist, einem Vater etwas derartiges zumuten? Hat es jemals auf Erden einen Tyrannen gegeben, der auch nur annähernd so grausam gewesen wäre?"

c) Die Bezeichnung des Inhaltes der Bibel, insoweit er an der fraglichen Stelle besprochen wird, als

beſtraftheit des Angeklagten andererſeits erachtete der Gerichtshof auf Grund der angezogenen Geſetzesvorſchrift einmonatige Gefängnisſtrafe für angemeſſen.

Die Entſcheidung betreffs des Koſtenpunktes rechtfertigt ſich aus §§ 497 fg. der Reichsſtrafprozeßordnung, die ausgeſprochene Unbrauchbarmachung des Teils des Chriſtenſchen Buchs, welcher für ſtrafbar erachtet worden iſt, ſowie der zu deſſen Herſtellung beſtimmten Platten und Formen aus § 41 Abſatz 3 des Reichsſtrafgeſetzbuchs."

Daß ich mit dieſem Urteil nicht einverſtanden war, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Denn § 166 des Reichsſtrafgeſetzbuches beſagt wörtlich folgendes:

„Wer dadurch, daß er öffentlich in beſchimpfenden Äußerungen Gott läſtert, ein Ärgernis giebt, oder wer öffentlich eine der chriſtlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes beſtehende Religionsgeſellſchaft oder ihre Einrichtungen und Gebräuche beſchimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiöſen Verſammlungen beſtimmten Orte beſchimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren beſtraft."

Nun hatte ich aber nach Anſicht des Gerichtshofes weder Gott geläſtert, noch die chriſtliche Kirche direkt beſchimpft, ebenſo wenig wie ich etwa in einer Kirche beſchimpfenden Unfug verübt hatte. Es blieb alſo nur noch die Annahme

übrig, daß ich die „Einrichtungen und Gebräuche“ der christlichen Kirche beschimpft haben könnte. Nun ist allerdings die Grundlage dieser Einrichtungen und Gebräuche in vielen Fällen die Bibel, und es ist also nach § 166 unbedingt strafbar, die Bibel zu beschimpfen, — aber nur insofern und insoweit, als dadurch jene „Einrichtungen und Gebräuche“ mitgetroffen werden. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn ich die Bibel als Ganzes, oder auch nur das Neue Testament, beschimpfe, denn dann werden dadurch christliche Institutionen, wie z. B. die Taufe, das Abendmahl, die Sonntagsruhe u. s. w., beschimpft. Etwas derartiges lag aber bei mir nicht vor; — ich hatte vielmehr nur eine Einrichtung „beschimpft“, die ich ganz genau bezeichnet hatte: das Menschenopfer. Nun ist aber das Menschenopfer nicht allein nicht christlich, sondern sogar den Lehren des Christentums schnurstracks zuwiderlaufend. Ja noch mehr, die heutige Kirche und der heutige Staat betrachten das Menschenopfer geradezu als ein Verbrechen, das auf Grund des Strafgesetzbuches mit Tod oder Zuchthaus bestraft werden müßte. Nun kann es doch aber offenbar niemals die Absicht der Gesetzgebung gewesen sein, durch § 166 Institutionen schützen zu wollen, die nach anderen Paragraphen des Strafgesetzbuches als Verbrechen bestraft werden.

Von diesen Erwägungen ausgehend, beschloß ich, beim Reichsgericht die Revision des landgerichtlichen Urteils zu beantragen. Die Revisionsschrift wurde von dem Rechtsanwalt Herrn Freytag II. in Leipzig eingebracht; der Termin vor dem Reichsgericht fand am 12. November statt. Bei

dieser Gelegenheit trat der Reichsanwalt Herr Dr. Stenglein selbst für die Aufhebung des Urteils und die Zurückverweisung der Sache an das Landgericht ein. Die Rede, welche der Herr Reichsanwalt zu diesem Zwecke hielt, ist so interessant, daß ein Bericht darüber s. Z. die Runde durch fast alle größeren Zeitungen Deutschlands machte. Ich lasse denselben hier nach der Leipziger Gerichtszeitung vom 14. November 1885 wortgetreu abdrucken:

L. **Reichsgerichtliches.** Ist das Alte Testament in seinem ganzen Umfange eine Einrichtung der christlichen Kirche? Mit dieser Frage hatte sich am 12. November der III. Strafsenat des Reichsgerichtes zu beschäftigen. Der Schriftsteller Jens Lauris Christensen, ein noch junger, aber tüchtiger Pädagoge, hatte bei Balthasar Elischer in Leipzig ein Buch erscheinen lassen unter dem Titel „Der moderne Bildungsschwindel“. In demselben hatte er die alttestamentlichen Erzählungen in Beziehung auf ihren Wert für die Jugenderziehung geprüft und unter anderem den Judengott in Bezug auf die Opferung Isaaks kritisiert. Daraufhin wurde er vom Landgericht in Leipzig am 25. August wegen Gotteslästerung zu einem Monat Gefängnis verurteilt, während sein Verleger freigesprochen wurde. Die Revision Christensens, welche vom Verteidiger, Rechtsanwalt Freytag II., begründet wurde, fand die Billigung des Reichsanwaltes Stenglein. Wir können uns nicht versagen, seine Ausführungen hier wörtlich wiederzugeben. Er sagte: „Das Alte Testa-

ment bildet allerdings die Grundlage der christlichen Lehre, aber man kann nicht so weit gehen, zu sagen, jede Stelle des Alten Testamentes sei eine Lehre des Christentums, und jede Kritik einer solchen Stelle sei deswegen eine Beschimpfung der Bibel als solcher, sonst würde man dahin kommen, daß Lehren, die mit der christlichen Lehre im diametralen Gegensatze stehen, ebenfalls als Lehren des Christentums anerkannt werden müßten. Gerade hier haben wir es mit einer Lehre zu thun, in der sich der Gegensatz zur christlichen Kirche mit am allerklarsten ausspricht. Daß in diesen Legenden eine Vermenschlichung der Gottheit gegeben ist, die ganz entschieden der christlichen Lehre widerspricht, daß die letztere die Anschauungen über die Opfer ganz hat fallen lassen, daß bei Erzählung der ganzen Sache Dinge vorkommen, die dem christlichen Gottesbegriffe ganz widersprechen, darüber kann man gar nicht disputieren. In dem Buche des Angeklagten ist diese Legende noch dazu in einer Weise herangezogen, die gewiß keine Beschimpfung in sich schließt. Die Frage, ob alle Lehren der Bibel für den Jugendunterricht geeignet sind, kann man doch wohl aussprechen, da sie ja von den Religionslehrern selbst aufgeworfen wird. Die katholische Kirche geht sogar noch weiter und will dem Christen die Bibel überhaupt nicht in die Hand geben. Wenn nun ein einzelner in einer offenbar nicht beschimpfenden Tendenz, sondern in einer Diskussion über die Frage, was für den

Jugendunterricht nötig und nützlich ist, in einigen Eifer gerät und dabei einzelne Lehren, die entschieden nicht christlichen Charakters sind, in starken Ausdrücken als vollständig ungeeignet für den Jugendunterricht bezeichnet, so scheint mir eine Beschimpfung der christlichen Kirche nicht darin zu liegen. Um eine Beschimpfung von einzelnen Lehren des Alten Testamentes, also nicht der Bibel als solcher, als eine Beschimpfung der christlichen Kirche anzusehen, müßte festgestellt werden, welchen Zusammenhang diese Lehre mit dem Christentume hat. Kommt man dabei zu dem Ergebnis, daß ein solcher Zusammenhang nicht besteht, daß zwar ein rein historischer, aber nicht ein innerer, religiös dogmatischer Zusammenhang vorhanden ist, so wird man möglicherweise eine Beschimpfung des Judentums in einer solchen Kritik finden können, aber eine Beschimpfung der christlichen Kirche gewiß nicht. Das Gericht scheint in viel zu äußerlicher und formaler Weise zu Werke gegangen zu sein, indem es folgerte: es ist eine Lehre des Alten Testamentes beschimpft; damit ist das Alte Testament selbst getroffen, und da dieses eine Religionsquelle der christlichen Kirche ist, so ist diese selbst beschimpft. Das geht entschieden zu weit. Ich beantrage deshalb die Aufhebung des Urteiles.“ — Das Reichsgericht entschied diesem Antrage gemäß und verwies die Sache an das Landgericht in Leipzig zur erneuten Verhandlung zurück.

Das reichsgerichtliche Erkenntnis selbst lautet seinem wesentlichen Inhalte nach, wie folgt:

— — — für Recht erkannt:

daß auf die Revision der Angeklagten Christensen und Elischer das Urteil des Königlich Sächsischen Landgerichts zu Leipzig vom 25. August 1885, insoweit dasselbe den Angeklagten Christensen auf Grund des § 166 des Strafgesetzbuchs verurteilt und auf teilweise Unbrauchbarmachung der Druckschrift „Der moderne Bildungsschwindel ꝛc." und der zur Herstellung verwendeten Platten und Formen erkannt hat, nebst den dieser Entscheidung zu Grunde liegenden thatsächlichen Feststellungen aufzuheben und die Sache insoweit zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an das Landgericht zu Leipzig zurückzuverweisen sei. Von Rechts wegen."

Aus den Grüuden sei folgendes angeführt:

Das angefochtene Urteil stellt fest, daß der Angeklagte bei einer kritischen Besprechung „des Alten Testaments der Bibel als Gegenstand des Religionsunterrichts in der Schule" in bezug auf die alttestamentarische Erzählung über Abrahams Opfer die Ausdrücke „Mummenschanz", „Hokuspokus", „Unsinn" gebraucht hat, bezeichnet diese Äußerungen als Bekundungen der „Herabwürdigung und groben Geringschätzung" — „somit eine Beschimpfung der Bibel enthaltend" und konkludiert: „Eine Beschimpfung der Bibel aber als der eigentlichen Grundlage des christlichen Glaubens enthält eine Beschimpfung der

christlichen Kirche selbst." Auch sei sich Christensen „des beschimpfenden Charakters der fraglichen Äußerungen bewußt gewesen". Diese Begründung erscheint für die Anwendung des § 166 des Strafgesetzbuchs in objektiver Beziehung bedenklich, in subjektiver Beziehung unzureichend.

Daß eine Beschimpfung der Bibel mit einer Beschimpfung der christlichen Kirchen gleichbedeutend sein kann, ist nicht zu bezweifeln. Die Bibel als, sei es hauptsächliche, sei es ausschließliche dogmatische Grundlage christlicher Offenbarungslehre vorgestellt, ist aber mit der christlichen Kirche nicht dergestalt identisch, daß jeder schmähende Angriff gegen irgend einen Bestandteil der Bibel stets und absolut als Schmähung der Kirche selbst zu gelten hat. Vielmehr wird Gegenstand, Sinn und Absicht der Äußerung im konkreten Falle darüber entscheiden müssen, ob die Bibel in ihrer dogmatischen Bedeutung für den christlichen Lehrbegriff gemeint und getroffen werden, oder ob dabei das eigentliche Grundwesen der Bibel und ihre Bedeutung für Christenglauben und Christenkirche unberührt bleiben sollte. Vorliegendenfalls erörterte nach Annahme der Vorinstanz der Angeklagte Christensen lediglich die praktische Brauchbarkeit der Bibel für den Schulunterricht und zog zur Begründung seiner Ansicht auch die erwähnte einzelne Stelle des Alten Testaments herbei. Unter solchen Umständen hätte bestimmter, als geschehen, vom Urteil geprüft und festgestellt werden müssen,

ob die inkriminierten Äußerungen auf die Bibel im ganzen und schlechthin, oder nur auf den Schulgebrauch und auf den Eindruck zu beziehen sind, welche einzelne alttestamentarische Erzählungen auf die Schüler zu machen geeignet sein können. Hiervon abgesehen aber hätte in jedem Falle festgestellt werden müssen, daß Angeklagter auch seinerseits und in seinem Sinne nicht lediglich die Wirkung charakterisieren wollte, welche eine unverständige Benutzung einzelner mit altjüdischen Glaubensvorstellungen verknüpfter alttestamentarischer Berichte im Schulunterricht hervorrufen könne, sondern daß er die Bibel als solche, und mit ihr und hinter ihr die christlichen Kirchen schmähen wollte. So allgemein, wie das Urteil von dem Bewußtsein „des beschimpfenden Charakters der fraglichen Äußerungen" spricht, ist das Mißtrauen gerechtfertigt, als sei die Vorinstanz von der Annahme ausgegangen, sobald Angeklagter sich auch nur dessen bewußt war, daß die inkriminierten Ausdrücke an sich beschimpfenden Charakter besitzen, und daß sie, auf irgend welche Bestandteile der Bibel bezogen, als Beschimpfungen der Bibel gedeutet werden können, habe er auch mit dem vom § 166 des Strafgesetzbuchs erforderten Vorsatz gehandelt. Die Strafnorm des § 166 des Strafgesetzbuchs schützt nicht die Bibel als solche vor beschimpfenden Angriffen, sondern die christlichen Kirchen, deren Einrichtungen und Gebräuche. Deshalb mußte festgestellt werden, daß Angeklagter sich

auch bewußt war, die christliche Kirche in den Grundlagen ihres Wesens zu beschimpfen. Dies ist nicht, mindestens nicht in unzweideutiger Weise geschehen.

Aus diesen Gründen war, wie geschehen, zu erkennen.

Durch dieses Urteil war nun, wenn auch kein Abschluß der Sache herbeigeführt, so doch wenigstens dem Landgericht für die neue Verhandlung eine Direktive gegeben, die es sich freilich aus dem Strafgesetzbuch selbst hätte entnehmen können. Aber immerhin hatte die Staatsanwaltschaft jetzt einen bedeutend schwierigeren Stand, als bei der ersten Verhandlung. Denn jetzt war an eine Verurteilung nicht mehr zu denken, wenn nicht von der Staatsanwaltschaft nachgewiesen werden konnte:

1. daß ich „die Bibel in ihrer dogmatischen Bedeutung für den christlichen Lehrbegriff gemeint und getroffen" habe, sowie
2. daß ich „die Bibel als solche und mit oder hinter ihr die christlichen Kirchen habe schmähen wollen".

Da aber das eine ebenso wenig der Fall war, wie das andere, konnte selbstverständlich auch ein solcher Nachweis nicht geliefert werden. Ich mußte also bei der neuen Verhandlung freigesprochen werden, oder aber es mußte der so gut wie unmögliche Fall eintreten, daß sich der Gerichtshof den klaren und bündigen Auseinandersetzungen des Reichsgerichts nicht sollte anschließen können.

Die neue Verhandlung fand am 22. Dezember vor der

dritten Strafkammer des Leipziger Landgerichts statt. Der Staatsanwalt, Herr Dr. Nagel, gab sich allerdings auch diesmal alle mögliche Mühe, um eine Verurteilung herbeizuführen, aber der Liebe Müh war umsonst. Denn schon nach einer viertelstündigen Beratung verkündete der Gerichtshof folgendes Urteil:

Im Namen des Königs!

In der Strafsache gegen den Schriftsteller Jens Lauris Christensen aus Ruttebüll wegen Religionsvergehens — — — wird für Recht erkannt:

Es wird der Angeklagte Christensen des ihm Beigemessenen halber freigesprochen, und werden die gerichtlichen Kosten des Verfahrens der Staatskasse auferlegt. Der Antrag auf Einziehung wird abgelehnt und die Blatt 31 angeordnete Beschlagnahme aufgehoben."

Als Gründe für dieses Urteil werden folgende angeführt:

„Durch das Zugeständnis des angeklagten Christensen und die aus dem Druckwerk: „Der moderne Bildungsschwindel ꝛc." verlesenen Stellen auf Seite 145 bis mit 150 und Seite 1 ist folgendes erwiesen:

Der Angeklagte Christensen, welcher nach seiner ausdrücklichen Erklärung „aus der Staatskirche ausgetreten" ist, hat das von ihm zu Anfang des Jahres 1884 verfaßte Manuskript des vorerwähnten Buches dem Verlagsbuchhändler Elischer in Leipzig zum Druck und buchhändlerischen Vertriebe überlassen.

(Folgen Angaben über die Art und Weise dieses Betriebes.)

Das fragliche Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte, in denen nacheinander I. der Bildungsschwindel in der Schule auf Seite 9 bis 68, II. der Bildungsschwindel in der Familie und im täglichen Verkehr auf Seite 71 bis 122 und III. Mittel zur Heilung dieser Schäden auf Seite 125 bis 180 einer Besprechung unterworfen werden. Jede einzelne Seite des Buches enthält eine Überschrift, die den Inhalt der betreffenden Seite andeutet.

Gegenwärtig kommt allein in Betracht der Passus auf Seite 145 bis mit 150 in Abschnitt III mit folgenden Seitenüberschriften: „Fort mit der Religion aus der Schule!“ — „Der Unterricht in der Religion wirkt verdummend“ — „Der Himmel als Prämie der Denkfaulheit“ — „Wirken die biblischen Geschichten veredelnd?“ — „Jesus als Vorbild unserer Kinder“ — „Die Religion und der Egoismus.“

In dem vorerwähnten Passus stellt der Angeklagte Christensen den Satz an die Spitze: zu dem Zwecke der Umgestaltung des Lehrplans unserer Schulen nach den Forderungen der naturwissenschaftlichen Weltanschauung und der Psychologie müsse vor allen Dingen die Religion aus der Schule entfernt werden, erörtert hierauf die beiden Fragen, ob das Alte Testament, ob das Neue Testament der Bibel für den Schulunterricht brauchbar sei und führt, indem er diese Fragen verneint, unter anderm zur Begründung seiner Ansicht bezüglich des Alten Testaments die daselbst zu findende Erzählung vom

Opfer Abrahams unter den bereits oben angeführten Seitenüberschriften: „Der Unterricht in der Religion wirkt verdummend“ und „Der Himmel als Prämie der Denkfaulheit“ an.

Hierbei bezeichnet er jene alttestamentarische Erzählung insoweit als „derselbe Gott, der zuerst ein Kindesopfer verlangt habe, mit einem Widder fürlieb nehme“, als „Mummenschanz“ und „Hokuspokus“, die ganze Erzählung aber als „Unsinn“ und fügt, die Frage aufwerfend: „Was soll ein einigermaßen vernünftiger Schüler zu solchem Unsinn sagen?“ hinzu: „Er soll nichts sagen“, belehren uns die Theologen, „er soll glauben“. — „„Schön, aber wenn er das nun nicht kann?““ — „Er muß seinen Verstand gefangen nehmen, wie es in der Dogmatik heißt, dann geht es schon!“ — Heißt das nicht mit anderen Worten: den Himmel als Prämie der Denkfaulheit bezeichnen?“

Hierzu hat der Angklagte Christensen in der Hauptverhandlung erklärt, er gebe zwar zu, daß er mildere Ausdrücke hätte gebrauchen können, er sehe aber die Erzählung vom Opfer Abrahams als eine biblische Legende an, die mit der christlichen Religion nichts zu thun habe; er habe daher mit den fraglichen Ausdrücken die christliche Religion, auf deren Boden er allerdings nicht stehe, nicht beschimpfen wollen.

Seitens der Staatsanwaltschaft ist geltend gemacht worden, daß die höhnende und schmähende Behandlung des Inhalts der Bibel, die sich als

roter Faden durch den ganzen in Frage kommenden Abschnitt auf S. 145—150 ziehe, dafür spreche, daß der Angeklagte mit den Ausdrücken „Mummenschanz", „Hokuspokus", „Unsinn", „Der Unterricht in der Religion wirkt verdummend" den aus der Bibel hergeleiteten dogmatischen Ausbau der christlichen Kirche habe treffen und letztere selbst habe beschimpfen wollen.

Dieser Annahme hat seitens des Gerichts nicht beigetreten werden können. Dem Sinne und Wortlaut nach beziehen sich die beschimpfenden Ausdrücke Mummenschanz, Hokuspokus und Unsinn nicht auf die Bibel im ganzen und schlechthin, sondern nur auf einen einzelnen Bestandteil derselben, nämlich auf die mit den Lehren der christlichen Kirche nicht im Zusammenhang stehende mehrgedachte, alttestamentarische Erzählung vom Opfer Abrahams, deren Verwendbarkeit für die Schule erörtert wird. Wollte man aber selbst für erbracht ansehen, daß jene Ausdrücke, auf die Bibel im allgemeinen bezogen, als gegen sie gerichtet betrachtet werden können, so fehlt es doch an ausreichenden Anhalten dafür, daß der Angeklagte dies gewollt, beabsichtigt hat. Was aber den Ausdruck: „Der Unterricht in der Religion wirkt verdummend" anlangt, so hat der Gerichtshof überhaupt eine ihrer Form und objektiven Beschaffenheit nach beschimpfende Äußerung im Sinne von § 166 des R.St.G.B. nicht zu finden vermocht, vielmehr angenommen, daß jene

Äußerung über den Ausdruck einfacher Mißachtung und Geringschätzung nicht hinausgeht.

Hiernach mußte auf Freisprechung des Angeklagten Christensen erkannt werden. Die Ablehnung des Antrags auf teilweise Unbrauchbarmachung des eingangs erwähnten Druckwerks und die Wiederaufhebung der früher angeordneten Beschlagnahme rechtfertigen sich ebenso wie die Entscheidung betreffs des Kostenpunktes von selbst."

* * *

Auf diese Weise war der Prozeß, der sich s. Z. mit so vielem Geräusch angekündigt hatte, allmählich und „unter Ausschluß der Öffentlichkeit" im Sande verlaufen. Zuerst in Wien: „Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit", „Vergehen gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung" und „Verbrechen der Religionsstörung"! Dann in Leipzig: „Verbreitung unzüchtiger Schriften", „Majestätsbeleidigung, Gotteslästerung und Beschimpfung der christlichen Kirche", wobei sich der Herr Staatsanwalt, laut seiner Mitteilung im Termin am 25. August, noch überlegt hat, ob er nicht auch wegen Beleidigung sämtlicher deutschen Bundesfürsten Anklage erheben sollte. Dann nach weiterer Überlegung nur noch Majestätsbeleidigung, Gotteslästerung und Beschimpfung der christlichen Kirche, später Freisprechung wegen Majestätsbeleidigung und Gotteslästerung, aber Verurteilung wegen Beschimpfung der Kirche, dann Zweifel beim Reichsgericht und endlich vollständige Freisprechung durch dieselbe

Strafkammer, die zuerst das Urteil auf einen Monat Gefängnis gefällt hat!

Daß ich gegen das Endurteil nichts einzuwenden habe, versteht sich wohl von selber. Desto mehr aber gegen den ganzen Prozeß! Denn wenn auch einerseits die „Empfehlung" der Wiener Staatsanwaltschaft in Österreich einen bedeutend vermehrten Absatz des Buches herbeiführte und mir also nur angenehm sein konnte, so bin ich andererseits durch die in Leipzig erfolgte Beschlagnahme der Restauflage derartig geschädigt worden, daß der erstgenannte Vorteil dieser Benachteiligung gegenüber vollständig in den Hintergrund tritt. Denn in den sieben bis acht Monaten, während welcher das Buch in Deutschland beschlagnahmt war, hätten nach den bisherigen Erfahrungen mindestens 5—6000 Exemplare verkauft werden können, so daß die finanzielle Einbuße, die der Herr Verleger und ich durch das Vorgehen der Staatsanwaltschaft erlitten haben, immerhin eine recht beträchtliche ist.

Und dabei bin ich noch immer keinen Augenblick sicher, daß nicht ein anderer Staatsanwalt irgendwo im Deutschen Reiche von neuem gegen mich vorgeht und aufs neue eine Beschlagnahme des Buches bewirkt. Denn wenn auch der Herr Dr. Nagel mit seinem Versuche kein Glück gehabt hat, so schließt das ja noch immer nicht aus, daß ein anderer einen neuen machen könnte. Vielleicht könnten seine Bemühungen doch von Erfolg gekrönt werden; und einen Verbrecher gegen Thron und Altar seiner Verurteilung entgegenzuführen, gilt bei den meisten Herren Staatsanwälten ja für ein ganz besonderes Verdienst, — ganz abgesehen davon, daß man durch

die „glückliche" Durchführung eines solchen Prozesses auch ein gewisses Anrecht auf Beförderung erlangt.

Was aber heute meinem Verleger und mir passiert ist, das kann morgen ebenso gut jedem andern freidenkerischen Verleger und Schriftsteller passieren. Denn wenn beispielsweise schon meine Ausführungen auf Seite 156 genügen, um eine Beschlagnahme des Buches auf Monate zu rechtfertigen, so ist auf diesem Gebiete thatsächlich fast alles möglich. Ich behaupte doch lediglich, daß man bei Besprechung der Christenverfolgungen in der Schule die Kinder zu der Erkenntnis führen müsse, daß eine geistige Bewegung, die im Volke Wurzel gefaßt hat, sich durch Gewaltmittel nicht unterdrücken lasse, und daß die so gewonnene Erkenntnis für die Beurteilung tagesgeschichtlicher Fragen zu verwerten sei. Dies alles sind doch gewiß Forderungen, die nichts weniger als staatsgefährlich sind, Forderungen, die auch der loyalste und orthodoxeste Pädagoge ruhig unterschreiben kann. Und dann habe ich, um diese meine Ansicht durch ein Beispiel zu erläutern, auf die gegenwärtige sozialdemokratische Bewegung hingewiesen. Ich hätte zu diesem Zwecke natürlich auch eine andere geistige Strömung heranziehen können, beispielsweise den Antisemitismus oder gar den Spiritismus. Denn ob die Bewegung eine berechtigte ist oder nicht: darauf kommt es an dieser Stelle nicht an. Hier handelt es sich lediglich um die Frage, ob die Strömung eine geistige ist, und ob dieselbe ihre Wogen bereits in weitere Kreise hineingeschlagen hat. Ist dieses der Fall, dann läßt sie sich nach meiner Behauptung durch Gewaltmaßregeln niemals unterdrücken. Der Grund, warum ich gerade

die sozialdemokratische Bewegung genannt habe, ist einfach der, daß sie einerseits unter allen derartigen Strömungen weitaus die beachtenswerteste ist, und daß sie andererseits mit dem Christentume vor 1800 Jahren *das* gemein hat, daß man auch sie durch äußere Gewalt zu unterdrücken sucht.

Der „Vergleichungspunkt" ist also der: Das Christentum war eine geistige Bewegung, die im Volke Wurzel gefaßt hatte, und darum konnte es durch Gewalt nicht ausgerottet werden; die Sozialdemokratie ist ebenfalls eine geistige Bewegung und hat ebenfalls im Volke Wurzel gefaßt: ergo werden auch die Sozialistenverfolgungen ihren Zweck nicht zu erfüllen vermögen.

Dies alles ist nach meiner Ansicht so klar ausgedrückt, wie man es sich nur wünschen kann. Und dennoch hat mich der Herr Staatsanwalt, wie aus seiner Anklageschrift hervorgeht, vollständig mißverstanden. Er sagt: „Die Christenverfolgungen, besonders in der Art und Weise ihrer Handhabung, *welche in der obigen Äußerung aber gerade den Vergleichungspunkt abgegeben hat*, werden allgemein als Schmach empfunden." Wie man aus meinen Ausführungen *etwas derartiges* herauslesen kann, ist mir, offen gestanden, vollkommen rätselhaft. Denn wenn ich auch nachher „die Art und Weise der Handhabung" berührt habe, so wird mir unbedingt jeder — mit Ausnahme des Herrn Staatsanwalts — zugeben, daß dies nur geschehen ist, um die *Verschiedenheit* dieser Handhabung zu zeigen.

Hätte mich aber der Herr Staatsanwalt nicht in dieser Weise mißverstanden, so würde er die Klage wegen Majestätsbeleidigung schwerlich angestrengt haben. Wenn aber schon

auf Grund eines solchen Mißverständnisses ein derartiger Prozeß eingeleitet und monatelang durchgeführt werden kann, dann ist die Behauptung wohl nicht übertrieben, daß im heutigen Deutschland auf diesem Gebiete so ziemlich alles möglich ist.

Dazu kommt noch der sonderbare Gebrauch, den man heutzutage von den Kommentaren des Strafgesetzbuches macht. Als Justinian sein Corpus juris herausgab, bestimmte er ausdrücklich, daß zu demselben keinerlei Erläuterungen geschrieben werden dürften, und auch in den preußischen Landrecht findet sich dieselbe Bestimmung. Die Gesetzgeber sind dabei von der durchaus richtigen Ansicht ausgegangen, daß die Kommentatoren, bloß um die Schärfe ihrer Deduktionsgabe vor aller Welt zu beweisen, in die Gesetze oft Sachen hineininterpretieren, die den Gesetzgebern auch nicht im Traume eingefallen sind. Ein solcher Kommentar ist dann in der Regel da ein willkommener Notanker, wo eine Klage aus dem Gesetzbuche nicht begründet werden kann; und es giebt Rechtsanwälte, die es in diesem Punkte zu einer geradezu staunenswerten Geschicklichkeit gebracht haben.

Gewöhnlich muß in solchen Fällen der Kommentar von Olshausen herhalten. Denn einerseits steht derselbe bei den meisten Richtern in ziemlichem Ansehen, und die Berufung auf ihn ist also gewöhnlich nicht vergeblich, anderseits aber leistet er auch ganz Erkleckliches auf dem Gebiete der interpretatorischen Kühnheit und der Aufsuchung von Präjudizen. So hat denn auch in vorliegendem Falle die Leipziger Staatsanwaltschaft ihre Zuflucht zu dem biederen

Olshausen genommen und auf Grund seiner zehnten Anmerkung zu § 166 nachgewiesen, daß eine Beschimpfung der Bibel ein Vergehen gegen diesen § 166 in sich schließe. Freilich nur auf Grund des ersten Teiles dieser Anmerkung; — hätte die königliche Staatsanwaltschaft auch den zweiten Teil gelesen, dann hätte sie wohl die Anklage nicht erhoben. Denn nachdem Olshausen die Behauptung aufgestellt hat, daß eine Beschimpfung der Bibel (als Grundlage der christlichen Einrichtungen und Gebräuche natürlich) zu den aus § 166 strafbaren Vergehen gehöre, fährt er fort: „„Neben „den Einrichtungen und Gebräuchen" der Religionsgesellschaften, also gewissen äußerlichen Erscheinungen, nannten die Entwürfe auch noch die „Gegenstände ihrer Verehrung und ihrer Lehren". Diese geistigen Grundlagen der Religionsgesellschaften bilden jedoch, nach Streichung jener Worte, als solche keinen Gegenstand der im § 166 gedachten Beschimpfung. Eine Beschimpfung derselben ist deshalb aus § 166 nur strafbar, insofern darin eine Beschimpfung der Religionsgesellschaft an sich oder ihrer Einrichtungen und Gebräuche zu finden ist.""

Ich behaupte, daß die Staatsanwaltschaft, wenn sie diesen Zusatz gelesen haben würde, schwerlich die Anklage erhoben hätte. Denn hier ist doch ausdrücklich gesagt, daß die „Gegenstände der Verehrung und der Lehren der Religionsgesellschaften" — und zu diesen Gegenständen gehört ja die Bibel — als solche kein Objekt „der in § 166 gedachten Beschimpfung" bilden können. Vielmehr ist selbst nach Olshausens Ansicht eine Beschimpfung der Bibel nur dann strafbar, wenn darin „eine Beschimpfung der (christlichen oder

jüdiſchen) Religionsgeſellſchaft *an ſich* oder ihrer Einrichtungen und Gebräuche zu finden iſt.“ Nun liegt es aber doch wohl auf der flachen Hand, daß das Menſchenopfer weder zu den chriſtlichen noch zu den jüdiſchen Einrichtungen und Gebräuchen gehört; und daß ich anderſeits auch nicht eine Religionsgeſellſchaft an ſich habe beſchimpfen wollen, geht wohl am beſten daraus hervor, daß ich in dem ganzen fraglichen Abſchnitte eine ſolche nicht einmal *andeutungsweiſe* erwähnt habe.

Alſo wieder ein Mißverſtändnis, welches für meinen Verleger und mich die verhängnisvollſten Folgen hatte. Aber der arme Unterthan kann dagegen nichts machen; er kann ſich obendrein noch freuen, wenn nachher durch ein freiſprechendes Urteil anerkannt wird, daß die Anklage eine unberechtigte war. Ob er durch dieſelbe Tauſende von Mark und vielleicht ſogar einen Teil ſeines guten Rufes eingebüßt hat, iſt gleichgültig; Entſchädigungsanſprüche hat er natürlich nicht. Er kann ſich nur glücklich ſchätzen, daß er nicht außerdem noch einige Monate ins Gefängnis wandern muß.

Und dabei leben wir im neunzehnten Jahrhundert und im „Lande der Denker“!